

Der
NACHTZIRKUS

Roman



* ERIN
MORGENSTERN

ullstein 

Erin Morgenstern

Der Nachtzirkus

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Brigitte Jakobeit

Ullstein

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel *The Night Circus* bei
Knopf Doubleday, New York.

Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds
für die Förderung der vorliegenden Übersetzung.

Das Zitat im Kapitel Besuche stammt aus:
William Shakespeare, Hamlet.

In der Übersetzung von Schlegel und Tieck herausgegeben
von L. L. Schücking. Rowohlt, Reinbek 1957.

Das Zitat im Kapitel Prophezeiung stammt aus:
William Shakespeare, Der Sturm.

Übersetzt von A. W. von Schlegel.

Aus: Shakespeare's [sic] dramatische Werke. Band 5.

Verlag G. Reimer, Berlin 1850.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein-buchverlage.de

ISBN 978-3-8437-0222-5

© 2011 by Night Circus, LLC

© der deutschsprachigen Ausgabe

2012 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Satz und eBook: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

DER NACHTZIRKUS

Gespannte Erwartung

Der Zirkus kommt überraschend.

Es gibt keine Ankündigung, keine Reklametafeln oder Plakate an Litfaßsäulen, keine Artikel und Zeitungsanzeigen. Plötzlich ist er da, wie aus dem Nichts.

Die hohen Zelte sind schwarzweiß gestreift, Gold und Purpur fehlen. Bis auf die angrenzenden Bäume und umliegenden Wiesen sieht man keine Farben. Schwarzweiße Streifen vor grauem Himmel, eine farblose Welt aus Zelten in unterschiedlichen Formen und Größen, umschlossen von einem kunstvoll geschmiedeten Eisenzaun. Selbst die wenigen Flecken Erde, die man dahinter sieht, sind schwarz oder weiß, bemalt oder bestäubt oder mit einem anderen Zirkustrick gefärbt.

Für Besucher ist er nicht geöffnet. Noch nicht.

Nach wenigen Stunden weiß die ganze Stadt Bescheid. Am Nachmittag gelangt die Nachricht auch in die umliegenden Ortschaften. Von Mund zu Mund verbreitet sich die Kunde schneller als durch fette Lettern auf Flugblättern oder Plakaten. Ein Zirkus, der plötzlich auftaucht, ist außergewöhnlich und spektakulär. Die Leute bestaunen die schwindelerregende Höhe einiger Zelte und blicken auf eine große Uhr über dem Eingangstor, die sich nur schwer beschreiben lässt. Ein schwarzes Schild hängt am Tor, auf dem in weißer Schrift zu lesen ist:

Vorstellungen:

Nur in der Nacht

»Ein Zirkus, der nur nachts öffnet?«, fragen die Leute. Niemand weiß darauf eine Antwort, aber gegen Abend hat sich vor dem Eingang schon eine beträchtliche Menschenmenge versammelt.

Natürlich bist auch du darunter. Deine Neugier hat wie immer gesiegt. Du stehst im schwindenden Licht, den Schal gegen den kühlen Abendwind eng um den Hals geschlungen, und möchtest mit eigenen Augen sehen, was das für ein Zirkus ist, der seine Tore erst im Dunkeln öffnet.

Das Kassenhäuschen hinter dem Eingangstor ist geschlossen. Auf dem Platz ist alles ruhig, nur hin und wieder kräuseln sich die Zeltbahnen im Wind. Das Einzige, was sich bewegt, sind die Zeiger der großen schmiedeeisernen Uhr, sofern man so ein Wunderwerk noch Uhr nennen kann.

Das Gelände wirkt leer und verlassen. Aber dir ist, als könntest du im Duft des frischen Herbstlaubs gebrannten Zucker im Abendwind riechen. Eine feine Süße an den Rändern der Kälte.

Die Sonne verschwindet hinter dem Horizont, das letzte Licht der Dämmerung wird zusehends schwächer. Die Leute um dich herum werden langsam ungeduldig, ein Meer scharrender Füße und Gemurmels um die Frage, ob man nicht doch lieber gehen und den Abend im Warmen verbringen soll. Auch du überlegst gerade aufzubrechen, als es losgeht.

Erst ist es nur ein Rauschen, kaum hörbar durch den Wind und die Stimmen. Wie ein Teekessel kurz vor dem Kochen. Dann kommt das Licht.

Überall auf den Zelten erscheinen kleine Lichter, als wäre ein Schwarm gleißender Glühwürmchen auf dem Zirkus gelandet. Die wartende Menge verstummt beim Anblick des strahlenden Schauspiels. In deiner Nähe hält jemand die Luft an. Ein kleines Kind klatscht verzückt in die Hände.

Und dann erscheint vor den funkelnden Zelten am nächtlichen Himmel ein Schild.

Hoch über dem Eingang, verborgen hinter schmiedeeisernen Schnörkeln, blitzen weitere Glühlichter auf. Sie knistern und werden immer heller, manchmal versprühen sie auch weiße Funken und Rauch. Die Leute am Eingang treten ein paar Schritte zurück.

Am Anfang ist es nur wie ein zufälliges Flackern. Doch dann wird deutlich, dass die Glühwürmchen Buchstaben bilden. Der erste erkennbare Buchstabe ist ein C. Dann folgen sonderbarerweise ein q und mehrere e. Als die letzte Glühbirne erstrahlt und Rauch und Funken sich zerstreut haben, ist das hell leuchtende Schild in seiner ganzen Kunstfertigkeit zu lesen. Du lehnst dich nach links, um besser sehen zu können, und entzifferst den Schriftzug:

Le Cirque des Rêves

Einige in der Menge lächeln wissend, andere runzeln die Stirn und schauen fragend zu ihrem Nachbarn. Ein Kind neben dir zupft seine Mutter am Ärmel und will von ihr wissen, was da steht.

»Der Zirkus der Träume«, lautet die Antwort. Das Mädchen lächelt glücklich.

Dann bebt das Eisentor kurz und öffnet sich wie von selbst. Die Torflügel schwingen auf und laden die Menschen ein.

Jetzt ist der Zirkus geöffnet.

Jetzt darfst du eintreten.

TEIL 1

PRIMORDIUM

Der Cirque des Rêves besteht aus einer Fülle von Kreisen. Vielleicht liegt darin ein Tribut an die Ursprünge des Wortes »Zirkus«, das von Griechisch *kirkos* abstammt, was so viel heißt wie Kreis oder Ring. Es gibt viele solcher Querverbindungen zum Phänomen Zirkus im historischen Sinn, auch wenn dieser hier mit einem traditionellen Zirkus wenig zu tun hat. Statt aus einem einzelnen großen runden Zelt setzt sich dieser Zirkus aus pyramidenartigen Zeltgruppen zusammen, einige größer, andere recht klein. Sie stehen an ringförmigen Pfaden, umgeben von einem ringförmigen Zaun. Durchgängig und geschlossen.

– *Friedrick Thiessen, 1892*

Der Träumer braucht nur den Mond, um sich zurechtzufinden, und zur Strafe sieht er den Morgen schon vor dem Rest der Welt.

– *Oscar Wilde, 1888*

Unerwartete Post

NEW YORK, FEBRUAR 1873

Der Zauberkünstler Prospero bekommt immer ziemlich viel Post über das Theaterbüro, aber dies ist der erste Abschiedsbrief einer Toten, der ihn erreicht, und auch der erste Brief, der ihm am Mantelaufschlag eines fünfjährigen Mädchens überbracht wird.

Der Rechtsanwalt, der mit dem Mädchen ins Theater kommt, verweigert dem protestierenden Direktor jede Erklärung, er setzt es einfach ab, zuckt die Schultern, tippt sich an den Hut und verschwindet.

Der Theaterdirektor muss den Brief gar nicht erst lesen, um zu wissen, wer das Mädchen ist. Die hellen Augen unter den unbändigen braunen Locken sind kleine, weit geöffnete Abbilder der Augen des Zauberers. Er nimmt sie an die Hand, ihre kleinen Finger liegen zaghaft in seinen. Trotz der Wärme im Theater weigert sie sich, ihren Mantel ausziehen, und schüttelt auf Fragen nach dem Grund immer nur beharrlich den Kopf.

Der Direktor nimmt das Mädchen mit in sein Büro, da er nicht weiß, was er sonst mit ihr anfangen soll. Umgeben von Schachteln mit Eintrittskarten und Kassenbelegen, sitzt sie still auf einem unbequemen Stuhl unter einer Reihe alter eingerahmter Zirkusplakate. Der Direktor bringt ihr einen Tee mit einem Extrastück Zucker, den sie aber nicht trinkt und kalt werden lässt.

Das Mädchen rührt und regt sich nicht auf seinem Stuhl. Mit im Schoß gefalteten Händen sitzt sie mucksmäuschen-

still da. Ihr Blick ist auf ihre knapp über dem Boden baumelnden Stiefel gerichtet. Eine Schuhspitze ist abgewetzt, aber sie sind tadellos gebunden. Der versiegelte Umschlag bleibt am zweitobersten Knopf ihres Mantels hängen, bis Prospero eintrifft.

Sie hört ihn, noch ehe sich die Tür öffnet, denn im Gegensatz zum vorsichtigen Gang des Direktors, der mehrmals wie auf Samtpfoten ein und aus gegangen war, hallen Prosperos schwere Schritte im Gang wider.

»Da ist noch eine, ähm, Sendung für Sie«, sagt der Direktor beim Öffnen der Tür, führt ihn in das beengte Büro und stiehlt sich davon, um andere Angelegenheiten zu erledigen und dem Treffen nicht beiwohnen zu müssen.

Der Zauberer steht in seinem weißgesäumten Samtumhang mit einem Stapel Briefe in der Hand im Büro und schaut sich nach einer Schachtel oder Kiste um. Erst als das Mädchen zu ihm aufblickt und er seine eigenen Augen erkennt, versteht er, was der Direktor gemeint hat.

Zauberer Prosperos erste Reaktion auf die Begegnung mit seiner Tochter ist ein schlichtes »Verdammt«.

Das Mädchen blickt wieder auf seine Schuhe.

Der Zauberer schließt die Tür hinter sich, lässt den Briefstapel auf den Schreibtisch neben die Teetasse fallen und mustert das Mädchen.

Er reißt ihr den Umschlag vom Mantel, ohne die Klammer vom Knopf zu lösen.

Obwohl der Brief an seinen Künstlernamen adressiert ist, wird er im beiliegenden Schreiben mit seinem richtigen Namen angesprochen: Hector Bowen.

Er überfliegt den Inhalt, ohne auch nur die geringste Regung zu zeigen, die der Verfasser gewünscht haben könnte. Nur eine Stelle ist ihm wichtig und lässt ihn innehalten:

dass dieses Mädchen, das sich nun in seiner Obhut befindet, offenbar seine Tochter ist und dass sie Celia heißt.

»Sie hätte dich Miranda nennen sollen«, sagt der Zauberer kichernd zu dem Mädchen. »Aber wahrscheinlich war sie dazu nicht schlau genug.«

Das Mädchen blickt wieder zu ihm hoch. Dunkle schmale Augen unter üppigen Locken.

Die Teetasse auf dem Schreibtisch beginnt zu wackeln. Die Oberfläche der Flüssigkeit schlägt kleine Wellen, und über die Glasur ziehen sich Risse; dann zerfällt das geblümete Porzellan in Scherben. Der kalte Tee überschwemmt die Untertasse und tropft auf den Boden, wo er auf dem gebohrten Holz klebrige Spuren zieht.

Das Lächeln des Zauberers verschwindet. Mit gerunzelter Stirn schaut er auf den Schreibtisch, und die Teepfüße erhebt sich langsam wieder vom Boden. Die Scherben fliegen auf und ordnen sich um die Flüssigkeit herum, bis die Tasse wieder heil ist und feiner Dampf von ihr aufsteigt.

Das Mädchen starrt mit großen Augen auf die Tasse.

Hector Bowen nimmt das Gesicht seiner Tochter in seine behandschuhte Hand und schaut sie prüfend an. Als er sie wieder loslässt, sind auf ihren Wangen die roten Abdrücke seiner Finger zu sehen.

»Du könntest interessant sein«, sagt er.

Das Mädchen bleibt stumm.

In den folgenden Wochen unternimmt er mehrere Versuche, ihr einen neuen Namen zu geben, aber sie hört nur auf Celia.

*

Einige Monate später – der Zauberer ist zu dem Schluss gekommen, dass sie nun so weit sei – schreibt er seinerseits

einen Brief. Und obwohl er ihn nicht adressiert, erreicht er seinen Bestimmungsort jenseits des Ozeans ohne Probleme.

Eine Wette unter Ehrenmännern

LONDON, OKTOBER 1873

Heute Abend ist die letzte Vorstellung eines sehr kurzen Engagements. Zauberer Prospero hat London schon seit einiger Zeit nicht mehr beehrt und war nur für eine Woche gebucht, Abendauftritte, keine Nachmittage.

Trotz der unverschämt teuren Preise waren die Eintrittskarten schnell ausverkauft, und das Theater ist so voll, dass sich viele Damen gegen die stickige Hitze, die trotz des herbstlichen Wetters draußen im Zuschauerraum herrscht, Kühlung ins Dekolleté fächern.

Irgendwann im Laufe des Abends verwandeln sich alle Fächer in kleine Vögel, die unter tosendem Applaus durch das Theater schwirren. Als die Vögel ihren Besitzerinnen dann wieder ordentlich gefaltet in den Schoß fallen, nimmt der Applaus noch zu – obwohl einige Damen vor Staunen vergessen

zu

klatschen.

Ein Mann im grauen Anzug, der links der Bühne in einer Loge sitzt, applaudiert nicht, weder bei dieser noch bei anderen Darbietungen. Er beobachtet den Mann auf der Bühne während des gesamten Abends mit gleichbleibend prüfendem Blick. Selbst bei Kunststücken, die dem gebannten

Publikum begeisterten Applaus oder erstaunte Ausrufe entlocken, zuckt er nicht mit der Wimper.

Nach der Vorstellung schiebt sich der Mann im grauen Anzug geschickt durch die Menschenmenge im Theaterfoyer. Unbemerkt schlüpft er durch eine Tür hinter einem Vorhang zu den Garderoben hinter der Bühne. Kein Bühnenarbeiter oder Ankleider schenkt ihm Beachtung.

Am Ende des Flurs klopft er mit dem Silberknauf seines Gehstocks an eine Tür.

Die Tür fliegt auf wie von Geisterhand und gibt den Blick frei auf eine unaufgeräumte Garderobe, gesäumt von Spiegeln, die Zauberer Prospero aus unterschiedlichen Blickwinkeln zeigen.

Sein Frack liegt unordentlich auf einem Samtsessel, die Weste über seinem spitzenbesetzten Hemd steht offen. Der Zylinder, während der Vorstellung ein wichtiges Requisit, befindet sich auf einem Hutständer.

Auf der Bühne wirkte Prospero jünger, die grellen Scheinwerfer und das dicke Make-up konnten sein Alter gut verbergen. Das Gesicht in den Spiegeln ist faltig, sein Haar schon sehr grau. Aber das Grinsen beim Anblick des Mannes in der Tür hat etwas Jugendliches.

»Du fandest es schrecklich, nicht wahr?«, fragt er das geisterhafte graue Spiegelbild, ohne sich ihm zuzuwenden. Mit einem Taschentuch, das früher vielleicht einmal weiß war, wischt er sich einen dicken Rest Puder aus dem Gesicht.

»Schön, dich zu sehen, Hector«, sagt der Mann im grauen Anzug und schließt leise die Tür.

»Dir war jede Sekunde zuwider, das weiß ich genau«, sagt Hector Bowen lachend. »Ich habe dich beobachtet, gib dir also keine Mühe und streite es ab.«

Er dreht sich um und reicht dem Mann im grauen Anzug seine Hand, die jedoch ignoriert wird. Hector zuckt darauf nur die Schultern und winkt mit theatralischer Geste in Richtung der gegenüberliegenden Wand. Der Samtsessel rutscht aus seiner mit Koffern und Schals vollgepackten Ecke hervor, während der Frack wie ein Schatten empor-schwebt und sich gehorsam in einen Schrank hängt.

»Bitte, nimm Platz«, sagt Hector. »Ich fürchte allerdings, hier ist es nicht so bequem wie oben.«

»Du weißt, was ich von solchen Aufführungen halte«, sagt der Mann im grauen Anzug, zieht seine Handschuhe aus und fährt damit über den Sessel, bevor er sich setzt. »Billige Tricks als Zauberkunst und Magie verkaufen. Und dafür auch noch Geld verlangen.«

Hector wirft das puderverschmierte Taschentuch auf einen Tisch voller Pinsel und Schminktöpfe.

»Kein Mensch im Publikum glaubt auch nur eine Sekunde lang, dass das, was ich da oben mache, echt ist«, sagt er und zeigt in die ungefähre Richtung der Bühne. »Das ist ja das Schöne daran. Hast du die verrückten Apparate gesehen, die sich angebliche *Zauberer* für die banalsten Tricks zurechtbasteln? Sie sind alle nur Fische mit Federn, die dem Publikum weismachen wollen, sie könnten fliegen, und ich bin der Vogel in ihrer Mitte. Das Publikum kennt den Unterschied nicht, es merkt nur, dass ich besser bin.«

»Das ist noch lange kein Grund, es zu täuschen.«

»Dazu kommen die Leute doch her«, sagt Hector. »Und ich kann es besser als die meisten anderen. Wäre doch Verschwendung, sich die Gelegenheit entgehen zu lassen. Außerdem springt dabei mehr heraus, als man meinen sollte. Möchtest du etwas trinken? Irgendwo müssen Flaschen versteckt sein, ich weiß allerdings nicht, ob es auch Gläser

gibt.« Er sucht auf einem Tisch, schiebt Zeitungstapel und einen leeren Vogelkäfig beiseite.

»Nein, danke«, sagt der Mann im grauen Anzug, setzt sich im Sessel zurecht und legt die Hände auf den Knauf seines Gehstocks. »Ich fand deine Vorstellung befremdlich und die Reaktion des Publikums recht verblüffend. Du warst nicht sehr genau.«

»Wenn sie mich für einen Blender halten sollen wie den Rest meiner Kollegen, darf ich nicht zu gut sein«, sagt Hector mit einem Lachen. »Aber danke, dass du meine Vorstellung durchgestanden hast. Es wundert mich, dass du überhaupt da warst, ich hatte die Hoffnung schon aufgegeben. Die Loge war die ganze Woche für dich reserviert.«

»Ich schlage Einladungen selten aus. In deinem Brief stand, du willst mir etwas vorschlagen.«

»Allerdings!«, sagt Hector und klatscht in die Hände. »Ich hatte gehofft, dass du zu einem Spiel bereit bist. Wir haben schon lange nicht mehr gespielt. Aber zuerst möchte ich dir mein neues Projekt vorstellen.«

»Ich dachte, du hast das Unterrichten aufgegeben.«

»Hatte ich auch, aber dieser einmaligen Gelegenheit konnte ich nicht widerstehen.« Hector geht zu einer Tür, die fast gänzlich hinter einem großen Standspiegel verborgen ist. »Celia, meine Liebe«, ruft er in das benachbarte Zimmer und kehrt dann zu seinem Stuhl zurück.

Wenig später erscheint ein kleines Mädchen in der Tür, viel zu hübsch gekleidet für das Chaos und die Schabigheit der Umgebung. Nur Schleifen und Spitze, tadellos wie eine neue Puppe, bis auf die widerspenstigen Locken, die sich aus ihren Zöpfen gelöst haben. Als sie sieht, dass ihr Vater nicht allein ist, bleibt sie zögernd an der Schwelle stehen.

»Schon gut, meine Liebe. Komm her, nur zu«, sagt Hector und winkt sie mit der Hand zu sich. »Das ist ein Kollege von mir, du musst nicht schüchtern sein.«

Sie tritt ein paar Schritte näher und macht einen schönen Knicks, so dass der Spitzensaum ihres Kleides über den abgelaufenen Holzfußboden streift.

»Das ist meine Tochter Celia«, sagt Hector zu dem Mann im grauen Anzug und legt dem Mädchen seine Hand auf den Kopf. »Celia, das ist Alexander.«

»Freut mich«, sagt sie. Ihre Stimme ist kaum lauter als ein Flüstern und tiefer, als man von einem Mädchen ihres Alters erwarten würde.

Der Mann im grauen Anzug nickt ihr höflich zu.

»Ich möchte, dass du diesem Herrn zeigst, was du kannst«, sagt Hector. Er zieht eine silberne Taschenuhr an einer langen Kette aus seiner Weste und legt sie auf den Tisch. »Fang an.«

Das Mädchen macht große Augen.

»Aber ich darf es niemandem zeigen«, sagt sie. »Das musste ich dir versprechen.«

»Dieser Herr ist nicht irgendwer«, erwidert Hector lachend.

»Du hast gesagt, keine Ausnahmen«, gibt Celia zurück.

Das Lächeln ihres Vaters verschwindet. Er packt sie an den Schultern und schaut ihr streng in die Augen.

»Das ist ein Sonderfall«, sagt er. »Bitte zeig dem Herrn, was du kannst. Genau wie im Unterricht.« Er schiebt sie zum Tisch, auf dem die Uhr liegt.

Das Mädchen nickt ernst und wendet seine Aufmerksamkeit der Uhr zu, die Hände hinter dem Rücken verschränkt.

Gleich darauf beginnt die Uhr langsam zu rotieren, dreht sich in Kreisen auf dem Tisch und zieht die Kette in einer Spirale hinter sich her. Dann erhebt sich die Uhr vom Tisch, schwebt in der Luft und verweilt dort, als hinge sie im Wasser.

Hector blickt erwartungsvoll zu dem Mann im grauen Anzug.

»Beeindruckend«, sagt der Mann. »Aber ziemlich einfach.«

Celia runzelt die Stirn über ihren dunklen Augen: Die Uhr zerspringt, ihr Innenleben zerstiebt in alle Richtungen.

»Celia«, sagt ihr Vater.

Sein scharfer Tonfall lässt sie erröten, sie murmelt eine Entschuldigung. Zeiger, Rädchen und Federn fliegen zurück in die Uhr und sortieren sich, bis alles wieder an Ort und Stelle ist und die Uhr weitertickt, als wäre nichts geschehen.

»Na, das ist schon etwas beeindruckender«, gibt der Mann im grauen Anzug zu. »Aber sie gerät schnell in Wut.«

»Sie ist noch jung«, sagt Hector, tätschelt Celia den Kopf und ignoriert ihre missmutige Miene. »Und sie hat das in einem knappen Jahr gelernt. Wenn sie erwachsen ist, wird sie unschlagbar sein.«

»Ich könnte das jedem Kind von der Straße beibringen. Unschlagbarkeit ist eine Frage der persönlichen Einschätzung und leicht zu widerlegen.«

»Ha!«, ruft Hector aus. »Du spielst also mit!«

Der Mann im grauen Anzug zögert kurz, dann nickt er.

»Wenn es ein bisschen anspruchsvoller ist als letztes Mal, ja, dann bin ich interessiert«, sagt er. »Vielleicht.«

»Natürlich wird es anspruchsvoller!«, sagt Hector. »Ich schicke ein Naturtalent ins Rennen. Und das verwettet man nicht so ohne weiteres.«

»Naturtalent ist ein fragwürdiges Phänomen. Man könnte von Neigung sprechen, aber angeborene Fähigkeiten sind äußerst selten.«

»Sie ist mein Kind, natürlich hat sie angeborene Fähigkeiten.«

»Du sagst selbst, dass sie Unterricht hatte«, gibt der Mann im grauen Anzug zu bedenken. »Wie kannst du dir dann sicher sein?«

»Celia, wann hast du mit dem Unterricht angefangen?«, fragt Hector, ohne sie anzusehen.

»Im März«, antwortet sie.

»In welchem Jahr, meine Liebe?«, fragt Hector.

»Na, in diesem«, erwidert sie, als habe er eine besonders dumme Frage gestellt.

»Acht Monate Unterricht«, stellt Hector klar. »Mit knapp sechs Jahren. Wenn ich mich recht entsinne, fängst du mit deinen Schülern manchmal etwas früher an. Celia ist eindeutig weiter, als sie es ohne Naturtalent wäre. Sie hat diese Uhr schon beim ersten Versuch zum Schweben gebracht.«

Der Mann im grauen Anzug wendet sich an Celia.

»Dass sie kaputtgeht, war nur Zufall, oder?«, fragt er und zeigt zu der Uhr auf dem Tisch. Celia zieht die Stirn kraus und nickt zögerlich.

»Für ein so kleines Mädchen zaubert sie bemerkenswert gut«, sagt er zu Hector. »Aber ein aufbrausendes Temperament ist immer ein misslicher Faktor. Es führt leicht zu unbesonnenem Verhalten.«

»Das verliert sich bestimmt, oder sie lernt, sich zu beherrschen. Es hat nichts zu bedeuten.«

Der Mann im grauen Anzug behält das Mädchen weiter im Auge, während er mit Hector spricht. Statt Worten hört Celia plötzlich sonderbare Geräusche aus seinem Mund kommen und sie runzelt die Stirn, als die Erwidierungen ihres Vaters genauso konfus klingen.

»Du würdest um dein eigenes Kind wetten?«, fragt der Mann im grauen Anzug ungläubig.

»Sie verliert nicht«, sagt Hector. »Ich schlage vor, du suchst dir einen Schüler, von dem du dich leicht trennen kannst, falls du nicht schon einen hast.«

»Und ihre Mutter hat dazu keine Meinung?«

»Ganz recht.«

Der Mann im grauen Anzug sieht das Mädchen noch eine Weile an, ehe er fortfährt, sie versteht seine Worte allerdings immer noch nicht.

»Ich kann dein Vertrauen in ihre Fähigkeit verstehen, aber richte dich darauf ein, dass du sie verlierst, wenn der Wettstreit nicht zu ihren Gunsten ausgeht. Ich werde jemanden finden, der eine echte Herausforderung für sie ist. Andernfalls gäbe es keinen Grund für mich, an der Sache teilzunehmen. Ihr Sieg steht noch nicht fest.«

»Das Risiko gehe ich gerne ein«, sagt Hector, ohne seine Tochter auch nur anzusehen. »Wenn du es hier und jetzt offiziell machen möchtest, dann los.«

Der Mann im grauen Anzug blickt abermals zu Celia, und als er spricht, versteht sie seine Worte wieder.

»Na schön«, sagt er und nickt.

»Er hat gemacht, dass ich nicht richtig hören kann«, flüstert Celia, als ihr Vater sich zu ihr dreht.

»Ich weiß, Liebes, das war nicht sehr höflich«, sagt Hector und führt sie näher an den Sessel, wo der Mann sie mit Augen mustert, die fast so hellgrau sind wie sein Anzug.

»Konntest du schon immer solche Sachen?«, fragt er mit einem Blick auf die Uhr.

Celia nickt.

»Meine ... meine Mutter sagt, ich sei ein Kind des Teufels«, sagt sie leise.

Der Mann im grauen Anzug beugt sich vor und flüstert ihr etwas ins Ohr, zu leise für ihren Vater, um es zu hören. Ein verstohlenes Lächeln erscheint auf ihrem Gesicht.

»Streck deine rechte Hand aus«, sagt er und lehnt sich in seinem Sessel zurück. Celia hält ihm sofort die offene Handfläche hin, ohne zu wissen, was sie erwartet. Aber der Mann im grauen Anzug legt nichts hinein. Stattdessen dreht er ihre Hand um und zieht sich einen silbernen Ring vom kleinen Finger. Er steckt ihn ihr auf den Ringfinger, obwohl er viel zu groß ist, und hält mit der anderen Hand ihren Arm fest.

Sie will gerade sagen, der Ring sei zwar sehr schön, passe aber nicht, da merkt sie, dass er schrumpft.

Ihre kurze Freude über den kleiner werdenden Ring wird bald von Schmerz überlagert, als der Ring an ihrem Finger immer enger wird und das Metall sich in ihre Haut brennt. Sie versucht sich zu befreien, aber der Mann im grauen Anzug hält ihren Arm fest umklammert.

Der Ring wird dünner, löst sich auf und hinterlässt eine leuchtend rote Narbe um Celias Finger.

Der Mann im grauen Anzug gibt ihren Arm frei. Celia zieht sich in eine Ecke zurück und starrt auf ihre Hand.

»Braves Mädchen«, sagt ihr Vater.

»Ich brauche eine Weile, um einen Spieler vorzubereiten«, sagt der Mann im grauen Anzug.

»Natürlich«, erwidert Hector. »Lass dir alle Zeit der Welt.« Er zieht sich einen goldenen Ring vom Finger und

legt ihn auf den Tisch. »Der ist für ihn, wenn du ihn gefunden hast.«

»Du willst dir nicht selbst die Ehre geben?«

»Ich vertraue dir.«

Der Mann im grauen Anzug nickt und zieht ein Taschentuch aus seinem Mantel, nimmt den Ring, ohne ihn zu berühren, und steckt ihn in seine Tasche.

»Ich hoffe doch sehr, du machst das Ganze nicht nur, weil mein Spieler beim letzten Mal gewonnen hat.«

»Natürlich nicht«, antwortet Hector. »Ich mache das, weil ich eine Spielerin habe, die es mit jedem aufnehmen kann, den du ihr gegenüberstellst, und weil sich die Zeiten geändert haben. Unser Wettstreit könnte interessant werden. Im Übrigen glaube ich, dass ich in der Gesamtbilanz vorne liege.«

Der Mann im grauen Anzug ficht diese Behauptung nicht an, er betrachtet Celia nur weiterhin prüfend. Sie versucht sich seinem Blick zu entziehen, aber das Zimmer ist zu klein.

»Weißt du schon, wo das Ganze stattfinden soll?«, fragt er.

»Nicht direkt«, sagt Hector. »Ich dachte, es macht vielleicht mehr Spaß, wenn wir den Austragungsort noch offenlassen. Als Überraschung, wenn du so willst. Ich kenne einen Theaterproduzenten in London, der für Ungewöhnliches immer zu haben ist. Wenn es so weit ist, gebe ich ihm Bescheid, dann fällt ihm bestimmt etwas Passendes ein. Das Ganze auf neutralem Boden auszutragen wäre vermutlich das Beste, aber vielleicht möchtest du den Auftakt ja lieber auf deiner Seite des Teichs bestreiten.«

»Und wie heißt dieser Herr?«

»Chandresh. Chandresh Christophe Lefèvre. Angeblich ist er der uneheliche Sohn eines indischen Prinzen oder so ähnlich. Die Mutter war eine leichtlebige Ballerina. Irgendwo in diesem Chaos habe ich seine Karte. Du wirst ihn mögen, er ist seiner Zeit immer voraus. Wohlhabend, exzentrisch. Ein bisschen zwanghaft, irgendwie unberechenbar, aber das ist bei Künstlern wohl immer so.« Der Papierstapel auf einem Schreibtisch verschiebt und vermischt sich, bis eine Visitenkarte obenauf liegt und durch den Raum segelt. Hector fängt sie auf und liest sie, bevor er sie dem Mann im grauen Anzug reicht. »Er gibt wundervolle Partys.«

Der Mann im grauen Anzug steckt sich die Karte in die Tasche, ohne sie eines Blickes zu würdigen.

»Noch nie von ihm gehört«, sagt er. »Und im Übrigen halte ich nicht viel von öffentlichen Schauplätzen. Ich überlege mir das Ganze.«

»Unsinn, ohne Publikum macht es doch nur halb so viel Spaß. Dadurch kommen Einschränkungen und Probleme ins Spiel, die man erst mal lösen muss.«

Der Mann im grauen Anzug überdenkt dies kurz und nickt dann.

»Gibt es eine Offenlegungsklausel? Das wäre eigentlich fair, da ich deine Akteurin kenne.«

»Verzichten wir auf sämtliche Klauseln und halten uns nur an die üblichen Regeln, dann sehen wir, was passiert«, sagt Hector. »Bei diesem Spiel möchte ich keine strengen Vorgaben. Auch keine zeitlichen Beschränkungen. Ich überlasse dir sogar den ersten Zug.«

»Na schön. Abgemacht. Ich melde mich.« Der Mann im grauen Anzug steht auf und wischt sich unsichtbaren Staub vom Ärmel. »War mir ein Vergnügen, Miss Celia.«

Celia knickt wieder vorbildlich, beobachtet ihn dabei jedoch argwöhnisch.

Der Mann im grauen Anzug zieht zum Abschied den Hut vor Prospero, schlüpft zur Tür hinaus und verlässt das Theater. Wie ein Schatten bewegt er sich auf der immer noch belebten Straße.

*

Hector Bowen kichert in seiner Garderobe vor sich hin, während seine Tochter reglos in der Ecke steht und die Narbe an ihrer Hand betrachtet. Der Schmerz ist so schnell verschwunden wie der Ring, aber die rote Narbe bleibt.

Hector nimmt die silberne Taschenuhr vom Tisch und vergleicht die Zeit mit der Uhr an der Wand. Langsam zieht er die Uhr auf und sieht aufmerksam zu, wie die Zeiger um das Zifferblatt kreisen.

»Celia«, fragt er, ohne sie anzusehen, »warum müssen wir die Uhr aufziehen?«

»Weil alles Energie braucht«, antwortet sie gehorsam, den Blick noch immer auf ihre Hand gerichtet. »Wir müssen Energie und Mühe in alles stecken, was wir verändern möchten.«

»Sehr gut.« Er schüttelt die Uhr vorsichtig und steckt sie wieder in die Tasche.

»Warum hast du den Mann Alexander genannt?«, fragt Celia.

»Das ist eine dumme Frage.«

»Aber so heißt er nicht.«

»Woher willst du das wissen?«, fragt Hector seine Tochter, dreht ihr Kinn in seine Richtung und taxiert ihre dunklen Augen.

Celia erwidert seinen Blick und weiß nicht, wie sie es ihm erklären soll. Sie ruft sich den Mann im grauen Anzug in Erinnerung, seine hellen Augen und die strengen Züge, und überlegt, warum der Name nicht richtig zu ihm passt.

»Das ist nicht sein Name«, sagt sie. »Jedenfalls nicht der, den er immer hatte. Er trägt ihn wie seinen Hut. Damit er ihn ablegen kann, wenn er will. So wie bei dir mit Prospero.«

»Du bist noch klüger, als ich gehofft habe«, sagt Hector, ohne sich zu ihren Zweifeln am Namen seines Kollegen zu äußern. Er nimmt den Zylinder vom Ständer und stülpt ihn ihr über den Kopf, so dass er ihren fragenden Blick unter einem Käfig aus schwarzer Seide verhüllt.

Grautöne

LONDON, JANUAR 1874

Das Gebäude ist so grau wie der Gehweg davor und der Himmel darüber, und es wirkt so unbeständig wie die Wolken, als könnte es sich jederzeit in Luft auflösen. Durch den unscheinbaren grauen Stein ist es von den umliegenden Häusern kaum zu unterscheiden, nur ein mattes Schild an der Tür hebt es ein wenig hervor. Selbst die Schulleiterin im Inneren ist in dunkles Anthrazit gekleidet.

Trotzdem wirkt der Mann im grauen Anzug fehl am Platz.

Sein Anzug ist streng geschnitten. Der Griff seines Gehstocks unter den makellosen Handschuhen zu blank poliert.

Er stellt sich vor, aber die Schulleiterin vergisst seinen Namen fast augenblicklich und findet es peinlich, noch einmal nachzufragen. Als er später die erforderlichen Papiere unterschreibt, ist seine Schrift vollkommen unleserlich, und das entsprechende Formular geht, wenige Wochen nachdem es abgeheftet wurde, verloren.

Er nennt ungewöhnliche Auswahlkriterien für seine Suche. Die Schulleiterin ist verwirrt, aber nach einigen Fragen und Klarstellungen bringt sie ihm drei Kinder: zwei Jungen und ein Mädchen. Der Mann möchte sie allein befragen, worauf die Schulleiterin widerstrebend eingeht.

Das Gespräch mit dem ersten Jungen dauert nur wenige Minuten, dann wird er weggeschickt. Als er durch den Flur geht, sehen ihn die beiden anderen neugierig an, doch er schüttelt nur den Kopf.

Mit dem Mädchen dauert es etwas länger, aber auch sie wird weggeschickt, verwirrt und mit gerunzelter Stirn.

Dann wird der zweite Junge in das Zimmer gebracht, um mit dem Mann im grauen Anzug zu sprechen. Er wird zu einem Stuhl gegenüber einem Schreibtisch geführt; der Mann bleibt in der Nähe stehen.

Dieser Junge zappelt nicht so herum wie der erste. Ruhig und geduldig sitzt er da, die graugrünen Augen nehmen fast unmerklich jede Einzelheit im Raum auf und betrachten den Mann, wachsam, aber nicht unverhohlen starrend. Sein dunkles Haar ist schlecht geschnitten, als wäre der Friseur bei der Arbeit zerstreut gewesen, allerdings hat der Junge versucht, das Schlimmste auszugleichen. Seine Kleider sind zerlumpt, aber gut gepflegt; die Hose ist zu kurz und war irgendwann vielleicht blau, braun oder grün – sie ist zu verwaschen, um es genau sagen zu können.

»Wie lange bist du schon hier?«, fragt der Mann, nachdem er eine Weile stumm die schäbige Erscheinung des Jungen geprüft hat.

»Schon immer«, sagt der Junge.

»Wie alt bist du?«

»Im Mai werde ich neun.«

»Du siehst jünger aus.«

»Ich habe nicht gelogen.«

»Das wollte ich damit auch nicht unterstellen.«

Der Mann im grauen Anzug starrt den Jungen eine Zeitlang schweigend an.

Der Junge starrt zurück.

»Du kannst lesen, nehme ich an?«, fragt der Mann.

Der Junge nickt.

»Ich lese gern«, sagt er. »Aber hier gibt es nicht genug Bücher. Ich habe schon alle gelesen.«

»Gut.«

Ohne Warnung wirft der Mann dem Jungen seinen Gehstock zu. Der Junge fängt ihn mühelos mit einer Hand, kneift allerdings verwirrt die Augen zusammen, als er zwischen Gehstock und Mann hin und her blickt.

Der Mann nickt, holt sich den Gehstock wieder und zieht ein helles Taschentuch aus seiner Jacke, um die Fingerabdrücke des Jungen abzuwischen.

»Sehr gut«, sagt er. »Du wirst mit mir kommen und bei mir lernen. Und ich kann dich beruhigen, ich habe sehr viele Bücher. Ich werde die nötigen Vorkehrungen treffen, dann machen wir uns auf den Weg.«

»Kann ich auch nein sagen?«

»Möchtest du hierbleiben?«

Der Junge denkt kurz nach und schüttelt den Kopf.

»Sehr gut.«

»Wollen Sie nicht wissen, wie ich heiÙe?«, fragt der Junge.

»Namen sind nicht annähernd so wichtig, wie die Leute immer meinen«, sagt der Mann im grauen Anzug. »Ein Etikett, das dir diese Einrichtung oder deine verstorbenen Eltern gegeben haben, interessiert mich nicht und nützt mir nichts. Wenn du irgendwann zu dem Schluss kommst, dass du einen Namen brauchst, suchst du dir einen aus. Fürs Erste jedenfalls ist es nicht von Belang.«

Der Junge wird fortgeschickt, um eine kleine Tasche mit seinen wenigen Habseligkeiten zu packen. Der Mann im grauen Anzug unterschreibt Papiere und beantwortet die Fragen der Schulleiterin. Und obwohl sie die Antworten nicht alle ganz versteht, setzt sie der Abwicklung des Geschäfts nichts entgegen.

Als der Junge fertig ist, verlässt er mit dem Mann im grauen Anzug das graue Steingebäude und kehrt nie wieder dorthin zurück.

Zauberlehre

1875 – 1880

Celia wächst in verschiedenen Theatern auf. Vorwiegend in New York, aber auch längere Zeiträume in anderen Städten. Boston. Chicago. San Francisco. Gelegentliche Aufenthalte in Mailand, Paris oder London. Sie vermischen sich zu einem Schleier aus abgestandener Luft, Samt und Sägemehl, manchmal so sehr, dass sie nicht genau weiß, in

welchem Land sie sich gerade befindet – was für sie allerdings auch unerheblich ist.

In ihrer Kindheit nimmt ihr Vater sie überall hin mit, um sie in teuren Kleidern wie ein drolliges Hündchen von seinen Kollegen und Bekannten nach den Vorstellungen in den Bars bestaunen zu lassen.

Als er findet, dass sie zu groß ist, um als reizendes Accessoire zu dienen, lässt er sie immer häufiger in Garderoben und Hotels allein zurück.

Jeden Abend fragt sie sich, ob er nach der Vorstellung zu ihr kommt, aber er stolpert immer erst zu nachtschlafender Stunde herein, streicht ihr manchmal zärtlich über den Kopf, während sie sich schlafend stellt, meist aber ignoriert er sie ganz.

Ihr Unterricht findet nicht mehr wie früher zu festgelegten, wenn auch unregelmäßigen Zeiten statt, sondern er prüft ihre Leistungen jetzt ständig, allerdings nie in der Öffentlichkeit.

Selbst so einfache Aufgaben wie Stiefel zubinden darf sie nicht mehr mit der Hand machen. Sie starrt auf ihre Füße und zwingt die Schuhbänder stumm, sich zu einigermaßen ordentlichen Schleifen zu binden, und blickt böse vor sich hin, wenn die Bänder sich verheddern oder verknoten.

Ihr Vater ist nicht sehr mitteilzaam, wenn sie Fragen stellt. Sie hat mitbekommen, dass der Mann im grauen Anzug, den ihr Vater Alexander nannte, auch einen Schüler hat und dass irgendein Spiel stattfinden soll.

»So ähnlich wie Schach?«, fragt sie einmal.

»Nein«, antwortet ihr Vater. »Nicht wie Schach.«

*

Der Junge wächst in einem Haus in London auf. Er sieht niemanden, selbst dann nicht, wenn man ihm die Mahlzeiten bringt: Sie erscheinen auf abgedeckten Tablett an der Tür und verschwinden auf die gleiche Weise. Einmal im Monat kommt ein Mann, der kein Wort sagt und ihm die Haare schneidet. Einmal im Jahr nimmt derselbe Mann seine Maße für neue Kleider.

Die meiste Zeit verbringt der Junge mit Lesen. Und Schreiben natürlich. Er schreibt Passagen aus Büchern ab, notiert Wörter und Symbole, die er anfangs nicht versteht, die ihm jedoch zunehmend vertraut werden, je öfter er sie mit seinen tintenverschmierten Fingern in klarer Schrift wiederholt. Er liest Geschichten, Sagen und Romane. Und er lernt langsam andere Sprachen, auch wenn er sie nur schwer sprechen kann.

Hin und wieder gibt es Ausflüge in Museen und Bibliotheken, meist am frühen Abend, wenn nur wenige oder gar keine Besucher mehr anwesend sind. Der Junge liebt diese Ausflüge wegen der interessanten Dinge in diesen Gebäuden und wegen der Ablenkung vom täglichen Einerlei. Aber sie finden selten statt, und er darf das Haus nie ohne Begleitung verlassen.

Der Mann im grauen Anzug besucht ihn täglich und bringt meistens einen Stapel neuer Bücher mit. Er bleibt genau eine Stunde und lehrt ihn Dinge, von denen der Junge nicht weiß, ob er sie jemals verstehen wird.

Nur einmal erkundigt er sich, wann er eigentlich eines der Kunststücke ausprobieren darf, die ihm der Mann im grauen Anzug ganz selten in den streng festgelegten Unterrichtsstunden vorführt.

»Wenn du so weit bist«, lautet die knappe Antwort.

Es wird noch einige Zeit dauern, bis es heißt, dass er so weit ist.

*

Die Tauben, die bei Prosperos Vorführungen auf der Bühne und manchmal im Publikum erscheinen, werden in kunstvollen Käfigen gehalten und zusammen mit dem Rest seines Gepäcks und Zubehörs in das jeweilige Theater geliefert.

Durch eine zuschlagende Tür fällt ein Stapel Koffer und Kisten in Prosperos Garderobe um und reißt dabei einen Käfig voller Tauben mit zu Boden.

Die Koffer richten sich sofort wieder auf, aber Hector hebt den Käfig hoch, um den Schaden zu begutachten.

Während die meisten Tauben von dem Sturz nur benommen sind, hat eine offensichtlich einen gebrochenen Flügel. Vorsichtig nimmt Hector den Vogel heraus, und die verbogenen Gitterstäbe reparieren sich, als er den Käfig absetzt.

»Kannst du den Flügel heilen?«, fragt Celia.

Ihr Vater betrachtet die verletzte Taube und dann wieder seine Tochter. Er wartet darauf, dass sie eine andere Frage stellt.

»Darf ich ihn heilen?«, fragt sie nach einer Weile.

»Du kannst es versuchen«, sagt ihr Vater und reicht ihr den Vogel.

Celia streichelt zärtlich die zitternde Taube und starrt konzentriert auf den gebrochenen Flügel.

Der Vogel stößt einen schmerzvollen, erstickten Schrei aus, ganz anders als das übliche Gurren.

»Ich schaffe es nicht«, sagt Celia mit Tränen in den Augen und reicht ihrem Vater den Vogel.

Hector nimmt die Taube, dreht ihr den Hals um und ignoriert den empörten Schrei seiner Tochter.

»Bei Lebewesen gelten andere Regeln«, sagt er. »Du solltest mit etwas Leichterem üben.« Er nimmt Celias einzige Puppe von einem Stuhl und lässt sie auf den Boden fallen, so dass der Porzellankopf zerschellt.

Als Celia am nächsten Tag mit der reparierten Puppe vor ihrem Vater erscheint, nickt er nur beifällig, schickt sie mit einem Wink fort und macht mit den Vorbereitungen für seine Vorstellung weiter.

»Du hättest die Taube retten können«, sagt Celia.

»Dann hättest du nichts gelernt«, erwidert Hector. »Du musst deine Grenzen kennen, damit du sie überwinden kannst. Du möchtest doch gewinnen, oder?«

Celia blickt auf ihre Puppe hinab. Nichts deutet darauf hin, dass sie jemals kaputt war, kein einziger Riss in dem leeren, lächelnden Gesicht.

Sie wirft sie unter einen Stuhl und nimmt sie auch nicht mit, als sie und ihr Vater das Theater verlassen.

*

Der Mann im grauen Anzug nimmt den Jungen für eine Woche mit nach Frankreich, aber nicht, um dort Urlaub zu machen. Die Reise ist unangekündigt, der kleine Koffer des Jungen wurde ohne sein Wissen gepackt.

Der Junge geht davon aus, dass er dort Unterricht erhält, aber er erfährt nicht, worin. Nach dem ersten Tag fragt er sich, ob sie nur wegen des Essens in Frankreich sind, weil er ganz verzaubert ist von dem knusprig frischen Brot in den *Boulangeries* und der schier endlosen Auswahl an Käsesorten.

Am frühen Abend gehen sie in stille Museen, wo der Junge versucht, so lautlos durch die Galerien zu gehen wie sein Lehrmeister. Aber es gelingt ihm nicht, und er zuckt bei jedem widerhallenden Schritt zusammen. Als er um ein Skizzenbuch bittet, behauptet der Mann im grauen Anzug, es sei besser für ihn, die Bilder im Gedächtnis zu speichern.

Eines Abends wird der Junge ins Theater geschickt.

Er rechnet mit einem Dramenstück oder vielleicht einer Ballettaufführung, aber er bekommt eine ungewöhnliche Vorstellung zu sehen.

Der Mann auf der Bühne, ein Herr mit glattem Haar und Bart, dessen weiße Handschuhe sich vor seinem schwarzen Anzug wie Vögel bewegen, zeigt einfache Kunststücke und Zaubertricks. Vögel verschwinden aus Käfigen mit doppelten Böden, Tücher gleiten aus Taschen, um wieder in Ärmelaufschlägen zu verschwinden.

Neugierig beobachtet der Junge den Zauberer und sein bescheidenes Publikum. Die Zuschauer scheinen angetan von den Täuschungsmanövern und applaudieren oft höflich.

Als er seinem Lehrmeister nach der Aufführung Fragen stellt, wird ihm gesagt, sie würden erst nach ihrer Rückkehr in London über die Sache reden.

Am nächsten Abend wird der Junge in ein größeres Theater gebracht und während der Vorführung erneut allein gelassen. Die Masse der Zuschauer macht ihn nervös, noch nie ist er mit so vielen Menschen in einem Raum gewesen.

Der Mann auf der Bühne wirkt älter als der Zauberer vom Vorabend. Er trägt einen schöneren Anzug. Seine Bewegungen sind präziser. Jedes Kunststück ist nicht nur ungewöhnlich, sondern bestechend.

Der Applaus ist mehr als höflich.

Und dieser Zauberer versteckt keine Taschentücher in seinen spitzenbesetzten Ärmelaufschlägen. Die Vögel, die aus allen möglichen Ecken hervorstieben, haben keine Käfige. Solche Nummern hat der Junge bislang nur in seinem Unterricht gesehen. Zauberstücke und Vorführungen, die man, so hatte er eingebläut bekommen, unbedingt geheim halten muss.

Der Junge applaudiert ebenfalls, als der Zauberkünstler Prospero sich am Ende verbeugt.

Wieder verweigert ihm sein Lehrer jegliche Antwort auf seine Fragen und vertröstet ihn auf London.

Als sie zurück sind und ihre gewohnte Routine aufnehmen, die, so kommt es ihm jetzt vor, nie unterbrochen war, fragt der Mann im grauen Anzug den Jungen nach dem Unterschied zwischen den beiden Vorstellungen.

»Der erste Mann hat Apparate und Spiegel benutzt und die Zuschauer dazu gebracht, woandershin zu schauen, wenn er wollte, dass sie etwas nicht sehen. Der zweite Mann, der mit dem Namen des Herzogs in Shakespeares *Sturm*, hat so getan, als würde er ähnliche Kunststücke vorführen, aber bei ihm gab es keine Spiegel oder Tricks. Er hat alles so gemacht wie Sie.«

»Sehr gut.«

»Kennen Sie den Mann?«, fragt der Junge.

»Ich kenne ihn schon sehr lange«, sagt sein Lehrmeister.

»Unterrichtet er auch solche Sachen wie Sie?«

Sein Lehrmeister nickt, geht aber nicht näher darauf ein.

»Wie ist es möglich, dass die Zuschauer den Unterschied nicht sehen?«, fragt der Junge. Für ihn ist die Sache klar, auch wenn er nicht genau sagen kann, warum. Es lag irgendetwas in der Luft, etwas, das er mit eigenen Augen beobachten konnte.

»Die Leute sehen, was sie sehen wollen. Und in den meisten Fällen sehen sie das, was man ihnen sagt.«

Damit ist die Unterhaltung über das Thema beendet.

Es finden noch weitere vermeintliche Urlaube statt, wenn auch sehr selten, aber den Zauberer bekommt der Junge nicht mehr zu sehen.

*

Zauberer Prospero ritzt seiner weinenden Tochter mit einem Taschenmesser die Fingerkuppen auf, eine nach der anderen, und sieht schweigend zu, wie sie sich beruhigt und die Blutstropfen langsam wieder zurückfließen lässt.

Die Haut wächst zu, die Rillen der Fingerabdrücke finden zusammen und vereinen sich wieder.

Celia lässt die verkrampften Schultern sinken, und die Anspannung fällt sichtlich von ihr ab.

Ihr Vater gönnt ihr nur eine kurze Ruhepause, ehe er ihre frisch verheilten Finger erneut aufritz.

*

Der Mann im grauen Anzug zieht ein Taschentuch aus seiner Jacke und lässt es auf den Tisch fallen, wo es mit dumpfem Schlag landet, weil in dem seidigen Stoff etwas Schweres verborgen ist. Er hebt das Tuch hoch und lässt den Inhalt, einen goldenen Ring, auf den Tisch rollen. Der Ring ist leicht angelaufen und trägt eine Gravur, die in den Augen des Jungen lateinisch sein könnte, aber die Schrift ist geschwungen und schnörkelig, er kann sie nicht entziffern.

Der Mann im grauen Anzug steckt das nunmehr leere Taschentuch wieder in die Jacke.

»Heute beschäftigen wir uns mit Bindungen«, sagt er.

Als sie zum praktischen Teil der Stunde kommen, weist er den Jungen an, sich den Ring anzustecken. Er berührt den Jungen nie, unabhängig von den Umständen.

Der Junge versucht vergeblich, sich den Ring vom Finger zu ziehen, als der sich in seiner Haut auflöst.

»Bindungen sind dauerhaft, mein Junge«, sagt der Mann im grauen Anzug.

»Woran bin ich denn gebunden?«, fragt der Junge und sieht stirnrunzelnd auf die Narbe, wo kurz zuvor noch der Ring gewesen war.

»An eine Verpflichtung, die du schon eingegangen bist, und an eine Person, der du erst später begegnest. Die Einzelheiten sind nicht wichtig. Dies ist nur eine notwendige Formsache.«

Der Junge nickt nur und fragt nicht weiter, aber in der Nacht, als er wieder allein ist und nicht schlafen kann, starrt er stundenlang seine Hand im Mondlicht an und überlegt, wer wohl die Person sein könnte, an die er gebunden ist.

*

Abertausende Meilen entfernt, in einem ausverkauften Saal, erhält der Mann auf der Bühne donnernden Applaus, während Celia Bowen hinter der Bühne im Schatten alter Kulisse teile kaut und weint.

Le Bateleur

LONDON, MAI – JUNI 1884

Kurz bevor der Junge neunzehn wird, holt ihn der Mann im grauen Anzug ohne Vorwarnung aus dem Haus und bringt ihn in eine kleine Wohnung mit Blick auf das Britische Museum.

Zuerst glaubt der Junge, der Umzug sei nur vorübergehend. In letzter Zeit waren sie des Öfteren für ein paar Wochen oder auch Monate in Griechenland, Frankreich oder Deutschland gewesen, meistens eher zum Arbeiten als zum Besichtigen. Doch diesmal ist es keiner ihrer vermeintlichen Urlaubsaufenthalte in Luxushotels.

Es ist eine einfache Wohnung mit schlichter Ausstattung, die seiner vorherigen Unterkunft derart ähnelt, dass so etwas wie Heimweh kaum aufkommen kann. Allein die Bibliothek fehlt ihm, obwohl auch hier Bücher in beeindruckender Menge stehen.

In einem Kleiderschrank hängen elegant geschnittene, aber unauffällige schwarze Anzüge. Frisch gebügelte weiße Hemden. Zusätzlich eine Reihe maßgefertigter Bowlerhüte.

Er möchte wissen, wann das, was immer nur seine »Prüfung« genannt wird, beginnt. Der Mann im grauen Anzug lässt die Frage unbeantwortet, auch wenn der Umzug in die Wohnung den offiziellen Teil seiner Ausbildung eindeutig beendet.

Und so bringt er sich nun auf eigene Faust neue Dinge bei. Er kritzelt eine Unzahl von Symbolen und Zeichen in Notizbücher, arbeitet seine alten Aufzeichnungen noch

einmal durch und entdeckt neue interessante Dinge. Wenn er aus dem Haus geht, hat er immer ein kleines Notizbuch dabei, und überträgt, wenn es voll ist, seine Aufzeichnungen fein säuberlich in größere Bücher.

In jedes neue Notizbuch zeichnet er zunächst mit schwarzer Tinte einen filigranen Baum auf die Innenseite des Deckels. Von dort aus ranken lange Zweige über die folgenden Seiten, verknoten sich zu Buchstaben und Zeichen, bis fast alles Papier mit Tinte bedeckt ist. Auf diese Weise sind alle Buchstaben, alle Runen und Glyphen miteinander verwoben und mit dem ursprünglichen Baum verwurzelt.

In seinem Bücherregal steht, sorgfältig aufgereiht, ein ganzer Wald aus diesen Bäumen.

Er übt das Gelernte immer wieder, auch wenn es für ihn allein schwierig ist, die Wirkung seiner Kunststücke einzuschätzen. Deshalb verbringt er viel Zeit mit Übungen vor dem Spiegel.

Auf freiem Fuß und ohne festen Stundenplan erkundet er auf langen Spaziergängen die Stadt. Allein die Vielzahl von Menschen ist nervenaufreibend, aber die Freude, dass er die Wohnung jederzeit verlassen kann, überwiegt seine Angst vor Zusammenstößen mit anderen Passanten.

Er sitzt in Parks und Cafés und beobachtet Leute, die ihn dank seiner unauffälligen Erscheinung mit Anzug und steifem Hut in der Menge der Flaneure nicht weiter beachten.

Eines Nachmittags kehrt er zu seinem alten Haus zurück und hofft, dass es keine Zumutung ist, wenn er seinen Lehrmeister vielleicht zum Tee besucht, doch das Gebäude ist verlassen, die Fenster sind vernagelt.

Auf dem Rückweg zu seiner Wohnung befühlt er seine Tasche und stellt fest, dass sein Notizbuch verschwunden ist.

Er flucht laut und handelt sich den strafenden Blick einer Passantin ein, weil sie ausweichen muss, als er auf dem überfüllten Gehweg unvermittelt stehen bleibt.

Er macht auf dem Absatz kehrt und wird an jeder Straßenecke unruhiger.

Ein leichter Regen setzt ein, kaum mehr als ein Nieseln, doch in der Menge springen mehrere Schirme auf. Er zieht die Hutkrempe herunter, um seine Augen zu schützen, und hält auf dem immer feuchter werdenden Gehweg Ausschau nach seinem Notizbuch.

Unter der Markise eines Cafés bleibt er stehen und sieht, wie in der ganzen Straße die Laternen aufflackern. Er überlegt, ob er warten soll, bis weniger Leute unterwegs sind und der Regen nachlässt. Und dann sieht er ein paar Schritte weiter ein Mädchen, das ebenfalls unter der Markise Schutz gesucht hat und in einem Notizbuch liest, das nur sein eigenes sein kann.

Sie ist ungefähr achtzehn, vielleicht etwas jünger. Ihre Augen sind hell, und ihr Haar ist von einer unbestimmten Farbe, die sich offenbar nicht entscheiden kann, ob sie blond sein will oder braun. Sie trägt ein Kleid, das vor zwei Jahren ziemlich modisch gewesen wäre, und ist vom Regen ganz klamm.

Er tritt näher, aber sie bemerkt ihn nicht, so tief ist sie im Buch versunken. Sie hat sogar einen ihrer Handschuhe ausgezogen, damit sie die dünnen Seiten besser umblättern kann. Jetzt sieht er, dass es tatsächlich sein Notizbuch ist, aufgeschlagen auf einer Seite mit einer eingeklebten Karte, auf der geflügelte Wesen über ein Wagenrad kriechen. Sei-

ne Schrift überzieht die Karte und den Rest der Seite, fasst sie ein in einen einzigen dichten Text.

Er beobachtet ihren Gesichtsausdruck, während sie, in einer Mischung aus Verwunderung und Neugierde, in dem Buch blättert.

»Ich glaube, das ist meins«, sagt er nach einer Weile. Das Mädchen schreckt hoch, lässt das Notizbuch beinahe fallen, kann es aber noch auffangen, verliert dabei allerdings ihren Handschuh. Er bückt sich, um ihn aufzuheben, und als er sich aufrichtet und ihn ihr reicht, scheint sie von seinem Lächeln überrascht.

»Entschuldigung«, sagt sie, nimmt den Handschuh und gibt ihm schnell das Tagebuch. »Sie haben es im Park verloren, und ich wollte es zurückgeben, aber dann waren Sie plötzlich weg, und ich ... Tut mir leid.« Sie schweigt nervös.

»Ist schon gut«, sagt er, erleichtert, das Notizbuch wiederzuhaben. »Ich hatte schon Angst, dass es ganz weg ist, was wirklich dumm gewesen wäre. Ich schulde Ihnen meinen tiefsten Dank, Miss ...?«

»Martin«, sagt sie schnell, und es klingt wie gelogen. »Isobel Martin.« Sie blickt ihn fragend an und wartet, dass auch er seinen Namen nennt.

»Marco«, sagt er. »Marco Alisdair.« Der Name fühlt sich fremd für ihn an, denn er kommt selten in die Verlegenheit, ihn laut auszusprechen. Er hat diese Namensvariante zusammen mit einem Decknamen seines Lehrmeisters so oft geschrieben, dass er ihn als seinen eigenen empfindet, aber das Geschriebene auszusprechen ist etwas völlig anderes.

Die Selbstverständlichkeit, mit der Isobel ihn annimmt, verleiht ihm zusätzliche Glaubwürdigkeit.

»Freut mich, Sie kennenzulernen, Mr Alisdair.«

Er sollte ihr danken, sein Buch nehmen und gehen, das wäre das Vernünftigste. Doch es reizt ihn nicht sonderlich, in seine leere Wohnung zurückzukehren.

»Darf ich Sie zum Zeichen meines Danks zu einem Getränk einladen, Miss Martin?«, fragt er und lässt das Buch in seiner Tasche verschwinden.

Isobel zögert, denn sie weiß, dass man sich an dunklen Straßenecken besser nicht von Fremden zum Trinken einladen lässt, aber zu seiner Überraschung nickt sie.

»O danke, wie nett.«

»Sehr gut«, sagt Marco. »Aber es gibt bessere Cafés als dieses hier«, sagt er und deutet auf das Fenster hinter ihnen, »und gar nicht weit weg, falls Ihnen ein Spaziergang im Regen nichts ausmacht. Ich habe leider keinen Schirm dabei.«

»Das stört mich nicht«, sagt Isobel. Marco bietet ihr seinen Arm, und sie hakt sich unter, dann gehen sie durch den Niesel die Straße entlang.

Nach einem oder zwei Blocks biegen sie in eine schmale, dunkle Gasse, und Marco spürt ihre Anspannung, die jedoch schnell von ihr abfällt, als er vor einem hell erleuchteten Eingang neben einem Bleiglasfenster stehen bleibt. Er öffnet ihr die Tür, und sie betreten das winzige Café, das ihm im Laufe der letzten Monate schnell ans Herz gewachsen ist und wo er sich wohl fühlt wie fast nirgends sonst in London.

Überall stehen Glashalter mit brennenden Kerzen, die Wände sind in einem frischen kräftigen Rot gestrichen. In dem gemütlichen Raum sitzen nur ein paar vereinzelte Gäste. Sie entscheiden sich für einen kleinen Tisch am Fenster. Marco winkt der Frau hinter dem Tresen, die ihnen zwei

Gläser Bordeaux bringt und die Flasche auf dem Tisch neben einer kleinen Vase mit einer gelben Rose stehenlässt.

Während der Regen leise gegen das Fenster klopft, unterhalten sie sich höflich über unbedeutende Dinge. Marco gibt kaum etwas von sich preis, und Isobel verhält sich nicht anders.

Als er fragt, ob sie etwas essen möchte, lässt ihre höflich ausweichende Antwort durchscheinen, dass sie furchtbar hungrig ist. Er wendet sich wieder an die Frau hinter dem Tresen, die ihnen wenig später eine Platte mit Käse, Obst und geschnittenem Baguette bringt.

»Wie haben Sie so einen Ort nur gefunden?«, fragt Isobel.

»Durch Ausprobieren«, entgegnet er. »Und einige Gläser schrecklichen Weins.«

Isobel lacht.

»Sie Ärmster. Aber wenigstens hat sich die Suche gelohnt. Dieses Café ist herrlich. Wie eine Oase.«

»Eine Oase mit sehr gutem Wein«, bestätigt Marco und prostet ihr zu.

»Erinnert mich an Frankreich.«

»Kommen Sie aus Frankreich?«, fragt er.

»Nein«, sagt Isobel. »Aber ich habe eine Zeitlang dort gelebt.«

»Ich auch. Aber das ist schon einige Zeit her. Und Sie haben recht, dieses Café ist sehr französisch, ich glaube, das macht auch seinen Zauber aus. Viele Lokale in London sind nicht gerade zauberhaft.«

»*Sie* sind zauberhaft«, sagt Isobel und errötet augenblicklich. Man sieht ihr an, dass sie die Worte am liebsten sofort wieder zurückgenommen hätte.

»Danke«, erwidert Marco, unsicher, was er sonst sagen soll.

»Pardon«, sagt Isobel, sichtlich nervös. »Ich wollte nicht ...« Sie verstummt einen Moment lang, aber gelöst durch die anderthalb Gläser Wein spricht sie weiter. »In Ihrem Buch sind Zaubersprüche«, sagt sie und blickt ihn erwartungsvoll an, aber er sagt nichts, und sie wendet sich ab. »Zaubersprüche«, fährt sie fort, um das Schweigen zu füllen, »Zeichen, Symbole ... Ich weiß nicht, was sie bedeuten, aber man kann damit zaubern, oder?«

Sie nippt hastig an ihrem Wein, bevor sie es wagt, ihn wieder anzusehen.

Marco wählt seine Worte mit Bedacht, besorgt über die Richtung, in die sich die Unterhaltung entwickelt.

»Und was weiß eine junge Dame, die einmal in Frankreich war, über Zaubersprüche und -zeichen?«, fragt er.

»Nur das, was ich darüber gelesen habe«, sagt sie. »Ich erinnere mich nicht, was sie bedeuten, ich kenne nur die astrologischen Symbole und ein paar aus der Alchemie, aber auch die kenne ich nicht wirklich gut.« Sie hält inne, als könne sie sich nicht entscheiden, ob sie weitersprechen soll, fügt dann aber hinzu: »*La Roue de Fortune*, das Glücksrad. Die Karte in Ihrem Buch, die kenne ich. Ich habe auch Tarotkarten.«

Während Marco sie bisher nur halbwegs faszinierend und einigermmaßen hübsch fand, ändert sich das mit dieser Enthüllung. Er beugt sich über den Tisch und betrachtet sie mit erheblich größerem Interesse als noch kurze Zeit zuvor.

»Heißt das, Sie können die Karten legen, Miss Martin?«
Isobel nickt.

»Ja, zumindest versuche ich es«, stammelt sie. »Aber nur für mich, richtiges Tarot ist das wohl nicht. Ich ... ich habe vor ein paar Jahren damit angefangen.«

»Haben Sie Ihre Karten dabei?«, fragt Marco. Isobel nickt wieder.

»Ich würde sie sehr gerne sehen, wenn Sie nichts dagegen haben«, fügt er hinzu, als sie keine Anstalten macht, die Karten aus ihrer Tasche zu holen. Isobel schaut sich vorsichtig nach den anderen Gästen um. Marco winkt ab. »Machen Sie sich keine Sorgen wegen der Leute«, sagt er, »bevor die sich fürchten, braucht es mehr als ein paar Karten. Aber wenn Sie nicht wollen, kann ich das verstehen.«

»Nein, nein, schon gut«, sagt Isobel, greift zu ihrer Tasche und holt vorsichtig ihre Karten heraus, die in ein Stück schwarze Seide gewickelt sind. Sie packt die Karten aus und legt sie auf die Tischplatte.

»Darf ich?«, fragt Marco und streckt zaghaft die Hand aus.

»Selbstverständlich«, antwortet sie erstaunt.

»Manche Tarotspieler wollen nicht, dass man ihre Karten anfasst«, erklärt Marco in Erinnerung an seine Wahrsagestunden, als er die Karten aufnimmt. »Und ich möchte nicht anmaßend sein.« Er deckt die oberste Karte auf, *Le Batel- eur*. Der Magier. Marco muss beim Anblick der Karte unwillkürlich lächeln und steckt sie schnell zurück in den Stapel.

»Können Sie Karten legen?«, fragt ihn Isobel.

»Nein, nein«, antwortet er. »Ich kenne die Karten, aber ich kann sie nicht deuten.« Er schaut von den Karten auf zu Isobel, immer noch unschlüssig, was er von ihr halten soll. »Aber Sie können sie deuten, oder?«

»Wenn Sie das sagen.«

Sie sitzt ruhig da und beobachtet, wie er die Karten durchsieht. Er behandelt sie mit der gleichen Sorgfalt, mit der sie sein Tagebuch angefasst hat, und hält die Karten vorsichtig am Rand. Nachdem er sie alle angesehen hat, legt er sie zurück auf den Tisch.

»Die sind sehr alt«, sagt er. »Viel älter als Sie, würde ich sagen. Darf ich fragen, wie sie in Ihren Besitz gekommen sind?«

»Ich habe sie vor Jahren in einem Pariser Antiquariat in einer Schmuckkassette gefunden«, erklärt Isobel. »Die Frau wollte sie mir nicht mal verkaufen, sie sagte, ich soll sie bloß mitnehmen und aus ihrem Laden schaffen. Teufelskarten hat sie sie genannt. *Cartes du Diable*.«

»Die Leute sind einfältig«, sagt Marco, ein Satz, den er von seinem Lehrmeister oft zur Ermahnung und Warnung gehört hatte. »Statt etwas verstehen zu wollen, tun sie es lieber als böse ab. Bedauerlich, aber wahr.«

»Was ist das eigentlich für ein Notizbuch?«, fragt Isobel. »Ich möchte nicht aufdringlich sein, ich fand es nur interessant. Ich hoffe, Sie verzeihen mir, dass ich darin geblättert habe.«

»Ich durfte ja auch Ihre Tarotkarten ansehen, wir sind also quitt«, sagt er. »Aber ich fürchte, die Sache ist ziemlich kompliziert und nicht leicht zu erklären oder zu glauben.«

»Mich wundert gar nichts mehr«, sagt Isobel. Marco schweigt darauf, betrachtet sie jedoch so konzentriert wie zuvor ihre Karten. Isobel hält seinem Blick stand.

Ein verlockender Gedanke. Jemanden zu finden, der zumindest ansatzweise die Welt versteht, in der er fast sein ganzes Leben verbracht hat. Er weiß, er sollte es dabei belassen, aber er kann es nicht.

»Ich könnte es Ihnen zeigen, wenn Sie wollen«, sagt er nach einer Weile.

»O ja, gern«, sagt Isobel.

Sie trinken den Wein aus, und Marco zahlt die Rechnung bei der Frau hinter dem Tresen. Er setzt seinen Bowlerhut auf und nimmt Isobels Arm, als sie aus dem warmen Café hinaus in den Regen gehen.

Einen halben Block weiter bleibt Marco vor dem Tor einer großen Hofeinfahrt plötzlich stehen. Leicht zurückgesetzt vom Gehweg bilden die grauen Mauern eine gepflasterte Nische.

»Die Stelle hier ist gut«, sagt er und führt Isobel vom Gehweg durch das Tor. Er stellt sie mit dem Rücken an die nasse kalte Wand und bleibt direkt vor ihr stehen, so nah, dass sie jeden Regentropfen an seiner Hutkrempe erkennen kann.

»Gut wozu?«, fragt sie beunruhigt. Um sie herum regnet es immer noch, und sie haben nichts zum Unterstellen. Marco hebt beschwichtigend die Hand und konzentriert sich auf den Regen und die Wand hinter ihr.

Er hatte noch keine Gelegenheit, dieses Kunststück auszuprobieren, und ist sich nicht sicher, ob es gelingt.

»Vertrauen Sie mir, Miss Martin?«, fragt er und mustert sie genauso konzentriert wie vorhin im Café, allerdings sind seine Augen jetzt nur wenige Zentimeter von ihnen entfernt.

»Ja«, sagt sie ohne Zögern.

»Gut.« Marco legt seine Hand fest über Isobels Augen.

*

Isobel ist vor Schreck wie versteinert. Um sie herum ist es stockfinster, sie sieht nichts mehr und spürt nur das nasse Leder auf ihrer Haut. Sie zittert, ob vor Kälte oder vom Re-

gen, weiß sie nicht. Eine Stimme flüstert ihr Worte ins Ohr, die sie nicht kennt. Und dann hört sie den Regen nicht mehr, und die Wand in ihrem Rücken, die eben noch glatt war, fühlt sich plötzlich rau an. Die Dunkelheit wird etwas heller, und Marco senkt seine Hand.

Isobel, deren Augen sich blinzelnd an das Licht gewöhnen, sieht Marco wieder vor sich, aber etwas ist anders. An seiner Hutkrempe hängen keine Tropfen. Nirgendwo sind mehr Tropfen zu sehen; stattdessen taucht die Sonne ihn in weiches Licht. Aber das ist es nicht, was Isobel den Atem verschlägt.

Was ihr den Atem verschlägt, ist die Tatsache, dass sie in einem Wald stehen und sie mit dem Rücken am Stamm eines riesigen alten Baumes lehnt.

Die Bäume sind kahl und schwarz, ihre Äste ragen weit in den tiefblauen grenzenlosen Himmel. Auf dem Boden liegt eine dünne Schneeschicht, die im Sonnenlicht glitzert und funkelt. Es ist ein herrlicher Wintertag, weit und breit ist kein Gebäude zu sehen, überall nur Schnee und Wald. Auf einem Baum in ihrer Nähe ruft ein Vogel, und in der Ferne antwortet ein zweiter.

Isobel ist verblüfft. Alles ist echt. Sie spürt die Sonne auf ihrer Haut und die Baumrinde unter ihren Fingern. Die Kälte des Schnees ist spürbar, und sie stellt fest, dass ihr Kleid nicht mehr nass ist vom Regen. Sogar die Luft, die sie einatmet, ist eindeutig frische Landluft, ohne jede Spur vom Londoner Smog. Es kann nicht sein, aber es ist echt.

»Das ist unmöglich«, sagt sie zu Marco. Er lächelt, und seine hellgrünen Augen funkeln in der Wintersonne.

»Nichts ist unmöglich«, sagt er, und Isobel lacht – ein helles, glückliches Kinderlachen.

Tausend Fragen schwirren ihr durch den Kopf, aber sie kann keine davon richtig in Worte fassen. Und dann sieht sie plötzlich das Bild einer Karte vor sich, *Le Bateleur*. »Sie sind ein Magier«, sagt sie.

»Ich glaube, so hat mich noch nie jemand genannt«, entgegnet Marco. Isobel lacht wieder, und sie lacht noch immer, als er sich zu ihr beugt und sie küsst.

Während ein leichter Wind durch die Zweige weht, kreisen über ihnen die beiden Vögel.

Für die Passanten auf der dunklen Straße sehen Isobel und Marco aus wie ein gewöhnliches junges Liebespaar, das sich im Regen küsst.

Falscher Schein

JULI – NOVEMBER 1884

Zauberer Prospero zieht sich ohne offizielle Erklärung von der Bühne zurück. Seine Tourneen waren in den letzten Jahren so selten geworden, dass das völlige Ausbleiben der Vorstellungen so gut wie unbemerkt bleibt.

In gewisser Weise geht Hector Bowen jedoch weiterhin auf Tournee, auch wenn Zauberer Prospero im Ruhestand ist.

Er reist von Stadt zu Stadt und verdingt seine sechzehnjährige Tochter als spirituelles Medium.

»Papa, ich hasse das«, protestiert Celia oft.

»Wenn dir etwas Besseres einfällt, um die Zeit bis zur Prüfung zu überbrücken – und sag jetzt bloß nicht Lesen –,

kannst du es gerne tun, vorausgesetzt, es bringt genauso viel Geld. Außerdem ist es eine gute Übung, vor Publikum aufzutreten.«

»Die Leute sind unerträglich«, sagt Celia, obwohl sie etwas anderes meint. Sie machen sie befangen. Wie sie sie anschauen, die bittenden Blicke und tränenüberströmten Gesichter. Sie sehen sie als Sache, als Brücke zu ihren verstorbenen Liebsten, an die sie sich verzweifelt klammern.

Sie sprechen über sie, als wäre sie gar nicht im Raum, als sei sie so unwirklich wie ihre geliebten Geister. Sie muss sich beherrschen, nicht zusammenzuzucken, wenn sie ihr um den Hals fallen und schluchzend danken.

»Die Leute sind egal«, sagt ihr Vater. »Sie ahnen nicht annähernd, was sie da eigentlich sehen und hören, lieber glauben sie, dass sie Botschaften aus dem Jenseits bekommen. Warum soll man das nicht nutzen, vor allem, wenn sie für das bisschen Aufwand so freigiebig zahlen?«

Celia hält dagegen, dass sich derart schmerzhaft Erfahrungen nicht in Geld aufwiegen lassen, aber Hector lässt sich nicht umstimmen, und so reisen sie weiter, lassen Tische schweben und Geister an die Wände klopfen.

Es verblüfft sie immer wieder, wie sehr sich ihre Kunden nach Bestätigung und Antworten sehnen. Sie selbst hat noch nie mit ihrer verstorbenen Mutter sprechen wollen und weiß auch nicht, ob ihre Mutter es wollen würde, noch dazu mit Hilfe so komplizierter Methoden.

Das ist alles Lug und Trug, möchte sie ihnen am liebsten sagen. Die Toten schweben nicht in der Luft herum, sie klopfen nicht höflich an Tassen und Tische oder flüstern durch wehende Vorhänge.

Manchmal zerbricht Celia Wertgegenstände und schiebt dann die Schuld auf ruhelose Geister.

Ihr Vater gibt ihr wechselnde Namen, meistens aber nennt er sie Miranda, vermutlich weil er weiß, wie sehr sie das ärgert.

Nach einigen Monaten ist sie erschöpft vom Reisen, den Strapazen und der strengen Diät, auf die ihr Vater sie gesetzt hat, da er der Meinung ist, je ausgemergelter sie aussehe, umso geisterhafter und überzeugender sei sie.

Erst als sie bei einer Sitzung tatsächlich in Ohnmacht fällt und nicht in die wirkungsvoll einstudierte Trance, gestattet er ihr eine Auszeit zu Hause in New York.

Eines Nachmittags beim Tee, als Celia ihre Scones unter seinem missbilligenden Blick mit großen Mengen Clotted Cream und Marmelade bestreicht, teilt er ihr mit, dass er sie fürs Wochenende bei einer verzweifelten Witwe verpflichtet hat, die bereit sei, das doppelte Honorar zu zahlen.

Celia weigert sich. »Ich habe gesagt, du kriegst eine Pause«, sagt ihr Vater, ohne auch nur von den Papieren aufzublicken, die er vor sich auf dem Esstisch ausgebreitet hat. »Du hattest drei Tage frei, das sollte reichen. Du siehst gut aus. Du wirst noch mal hübscher als deine Mutter.«

»Erstaunlich, dass du dich erinnerst, wie meine Mutter ausgesehen hat«, sagt Celia.

»Ach ja?« Ihr Vater blickt zu ihr auf, und als sie nur die Augenbrauen hochzieht, sieht er sie prüfend an und setzt hinzu: »Mag sein, dass ich nur ein paar Wochen mit ihr verbracht habe, aber ich erinnere mich besser an sie als du, obwohl du fünf Jahre bei ihr warst. Zeit ist etwas Sonderbares. Das wirst du auch noch lernen.«

Er wendet sich wieder seinen Papieren zu.

»Was ist eigentlich mit dieser Prüfung, für die du mich angeblich ausbilst?«, fragt Celia. »Oder ist das auch nur eine Möglichkeit, um Geld zu verdienen?«

»Meine liebe Celia«, sagt Hector. »Du hast große Dinge vor dir, aber wann sie beginnen, liegt nicht in unserer Hand. Wir sind nicht als Erste am Zug. Man wird uns benachrichtigen, wann du dran bist.«

»Warum ist dann nicht egal, was ich bis dahin mache?«

»Du musst üben.«

Celia sieht ihn an und legt die Hände auf den Tisch. Seine Papiere falten sich zu kunstvollen Figuren: Pyramiden und Spiralen, Papiervögel mit raschelnden Flügeln.

Ihr Vater schaut verärgert auf. Er greift zu einem dicken Briefbeschwerer aus Glas und lässt ihn so fest auf Celias Hand sausen, dass ihr Handgelenk mit einem lauten Krachen bricht.

Die Papiere glätten sich wieder und flattern zurück auf die Tischplatte.

»Du musst üben«, wiederholt er. »Du musst noch lernen, dich zu beherrschen.«

Celia unterdrückt ihre Tränen, hält sich die Hand und verlässt wortlos das Zimmer.

»Und hör um Himmels willen auf zu *heulen*«, ruft Hector ihr hinterher.

Es dauert fast eine ganze Stunde, bis die zersplitterten Knochen wieder zusammengefügt und geheilt sind.

*

Isobel sitzt in einem kaum benutzten Sessel in einer Ecke von Marcos Wohnung und versucht vergeblich, mehrere bunte Seidenbänder, die um ihre Finger gewickelt sind, zu einem großen Strang zu flechten.

»Das ist albern«, stöhnt sie und schaut missmutig auf das Bändergewirr.

»Ein ganz simpler Trick«, sagt Marco, der umringt von aufgeschlagenen Büchern an seinem Schreibtisch sitzt. »Ein Band für jedes Element, vereint durch Knoten und Können. Das ist wie bei deinen Karten, nur muss man hier führen statt deuten. Aber wenn du nicht daran glaubst, klappt es nicht, das weißt du.«

»Vielleicht bin ich nicht in der richtigen Stimmung, um daran zu glauben«, sagt Isobel, löst die Knoten und legt die Bänder über die Sessellehne. »Ich probiere es morgen noch mal.«

»Dann hilf mir hierbei«, sagt Marco und schaut von seinen Büchern auf. »Denk an etwas. Einen Gegenstand. Einen bedeutsamen Gegenstand, den ich noch nicht kenne.«

Isobel seufzt, schließt aber gehorsam die Augen und konzentriert sich.

»Ein Ring«, sagt Marco, der das Bild in ihrer Vorstellung so deutlich sieht, als hätte sie es ihm aufgemalt. »Ein goldener Ring mit einem Saphir und zwei kleinen Diamanten.«

Isobel öffnet schlagartig die Augen.

»Woher weißt du das?«, fragt sie.

»Ein Verlobungsring?«, fragt er grinsend weiter.

Sie presst sich eine Hand vor den Mund und nickt.

»Du hast ihn verkauft«, sagt Marco und schöpft aus den Erinnerungsfetzen, die mit dem Ring verbunden sind. »In Barcelona. Du bist vor einer arrangierten Heirat geflohen, deswegen bist du in London. Warum hast du mir das nicht gesagt?«

»Das ist kein sonderlich geeignetes Gesprächsthema«, entgegnet Isobel. »Außerdem erzählst du auch kaum etwas von dir, du hättest ja auch vor einer arrangierten Heirat geflohen sein können.«

Sie starren einander eine Zeitlang an, ohne dass Marco eine passende Antwort einfällt, aber dann muss Isobel lachen.

»Wahrscheinlich hat er länger nach dem Ring gesucht als nach mir«, sagt sie und blickt auf ihre ringlose Hand. »Es war so ein schönes Stück, ich konnte mich fast nicht davon trennen, aber ich hatte kein Geld und nichts anderes zu verkaufen.«

Marco will gerade sagen, er sehe genau, dass sie einen ziemlich guten Preis erzielt habe, als es an der Wohnungstür klopft.

»Ist das der Vermieter?«, flüstert Isobel, aber Marco legt den Finger an die Lippen und schüttelt den Kopf.

Es gibt nur einen Menschen, der unangekündigt an diese Tür klopft. Marco winkt Isobel in das angrenzende Arbeitszimmer und öffnet dann die Tür.

Der Mann im grauen Anzug tritt nicht in die Wohnung. Er hat sie noch nie betreten, seit er den Umzug arrangiert und seinen Schüler hinaus in die Welt gestoßen hat.

»Du bewirbst dich bei diesem Mann um eine Stelle«, sagt er grußlos und reicht Marco eine verblasste Visitenkarte. »Wahrscheinlich brauchst du einen Namen.«

»Ich habe einen«, sagt Marco.

Der Mann im grauen Anzug fragt nicht nach, wie er lautet.

»Dein Vorstellungsgespräch ist morgen Nachmittag«, sagt er. »Ich habe für Monsieur Lefèvre jüngst ein paar geschäftliche Angelegenheiten geregelt und dich nachdrücklich empfohlen, aber du solltest deinerseits alles Notwendige tun, um die Stelle zu bekommen.«

»Ist das der Beginn der Prüfung?«, fragt Marco.

»Es ist ein erster Schritt, um dich in eine vorteilhafte Position zu bringen.«

»Und wann kommt die Prüfung?«, fragt Marco, obwohl er die Frage schon oft gestellt und nie eine konkrete Antwort erhalten hat.

»Das wirst du dann schon sehen«, sagt der Mann im grauen Anzug. »Aber wenn es so weit ist, wäre es ratsam, du würdest dich darauf konzentrieren« – sein Blickt weist streng auf die geschlossene Arbeitszimmertür – »ohne jegliche Ablenkung.«

Er macht kehrt und geht durch den Flur nach draußen. Marco bleibt auf der Schwelle stehen und liest wieder und wieder den Namen und die Anschrift auf der verblichenen Karte.

*

Irgendwann erfüllt Hector Bowen seiner Tochter den langgehegten Wunsch, in New York zu bleiben, aber er tut es aus persönlichem Interesse.

Abgesehen von gelegentlichen Ermahnungen, sie möge mehr üben, ignoriert er Celia zumeist und bleibt allein oben im Salon.

Celia ist mit dieser Regelung recht zufrieden und verbringt den Großteil der Zeit mit Lesen. Sie geht heimlich in Buchläden und wundert sich, wenn ihr Vater nicht fragt, woher sie die vielen neu gebundenen Bücher hat.

Und sie übt tatsächlich, macht alles Mögliche im Haus kaputt, um es wieder zusammenzusetzen. Sie lässt Bücher wie Vögel fliegen und berechnet, wie weit sie auf diese Weise kommen können.

Sie wird auch sehr geschickt im Umgang mit Stoff, und als sie zugenommen hat und sich in ihrem Körper wieder

wohl fühlt, ändert sie ihre Kleider mit der Kunstfertigkeit eines Schneidermeisters.

Meistens muss sie ihren Vater daran erinnern, zum Essen herunterzukommen, aber in letzter Zeit weigert er sich immer öfter und verlässt das Zimmer so gut wie gar nicht mehr.

Heute reagiert er nicht einmal auf ihr beharrliches Klopfen. Sie tritt wütend gegen die Tür, weil sie weiß, dass er die Schlösser verzaubert hat und man sie ohne seine Schlüssel nicht öffnen kann, aber zu ihrer großen Überraschung geht sie auf.

Ihr Vater steht am Fenster und betrachtet aufmerksam seine ausgestreckte Hand, während das Sonnenlicht durch die Milchglasscheibe auf seinen Ärmel fällt.

Seine Hand verschwindet vollständig und taucht dann wieder auf. Er streckt die Finger aus und registriert missmutig das hörbare Knacken der Gelenke.

»Papa, was machst du da?«, fragt Celia, deren Neugierde stärker ist als ihr Ärger. So etwas hat er bisher noch nie gemacht, weder auf der Bühne noch im Unterricht.

»Nichts, womit du dich befassen müsstest«, sagt ihr Vater und zieht die rüschenbesetzte Manschette über seine Hand.

Dann schlägt die Tür vor ihrer Nase zu.

Zielübungen

LONDON, DEZEMBER 1884

Die Zielscheibe hängt wackelig an einer Wand im Arbeitszimmer, zwischen hohen Bücherschränken und Ölgemälden in kunstvollen Rahmen. Trotz der grellen Farben ist sie durch die Schatten gut getarnt, aber das Messer erreicht bei jedem Wurf sein Ziel und trifft in das von einem Zeitungsausschnitt verdeckte Schwarze.

Bei dem Ausschnitt handelt es sich um eine Theaterkritik, einen ordentlich aus der Londoner *Times* ausgeschnittenen Artikel. Es ist eine positive Kritik, manche würden vielleicht sogar von begeistert sprechen. Trotzdem hängt sie dort, um von einem Messer mit silbernem Griff durchlöchert und vernichtet zu werden. Die Klinge durchtrennt das Papier und sinkt in den Kork der Zielscheibe. Es wird nur herausgezogen, um den Vorgang zu wiederholen.

Der Mann, der das Messer immer wieder so elegant wirft, dass es auf dem Weg ins Ziel perfekt rotiert, heißt Chandresh Christophe Lefèvre, und sein Name steht deutlich lesbar in der letzten Zeile jenes Artikels.

Es ist vor allem der Satz mit seinem Namen, der ihn bis zum Messerwerfen erzürnt hat. Ein einziger Satz mit folgendem Wortlaut: »M. Chandresh Christophe Lefèvre setzt weiterhin neue Maßstäbe für die moderne Bühnenkunst und verzaubert sein Publikum mit einem fast schon übersinnlichen Spektakel.«

Den meisten Theaterproduzenten würde eine solche Bemerkung vermutlich schmeicheln. Sie würden den Artikel

für ein Sammelalbum mit Kritiken ausschneiden und ihn als Empfehlung zitieren.

Nicht so dieser Theaterproduzent. Nein, M. Chandresh Christophe Lefèvre versteift sich stattdessen auf das viertletzte Wort. *Fast. Fast.*

Wieder fliegt das Messer durch den Raum, über Samtmöbel und aufwendig geschnitztes Holz, und schrammt gefährlich nah an einer Kristallkaraffe mit Brandy vorbei. Es überschlägt sich kurz, Griff über Klinge, und bohrt sich abermals in die Scheibe. Diesmal durchdringt es das mittlerweile stark zerfetzte Papier zwischen den Worten »Publikum« und »Spektakel«; vom »mit« ist nichts mehr übrig.

Chandresh geht zum Messer und zieht es vorsichtig, aber entschlossen aus der Scheibe. Er durchquert wieder den Raum, Messer in der einen Hand, ein Glas Brandy in der anderen, schnellt herum und lässt das Messer erneut auf das grässliche Wort »fast« zufliegen. *Fast.*

Offenbar macht er etwas falsch. Wenn seine Inszenierungen nur fast übersinnlich sind, wenn eine echte Übersinnlichkeit irgendwo in der Nähe als Möglichkeit existiert und darauf wartet, erreicht zu werden, dann fehlt noch etwas.

Über diesen Punkt hat er nachgedacht, seit ihm die Kritik, säuberlich ausgeschnitten und annotiert, von seinem Assistenten auf den Schreibtisch gelegt wurde. Für die Nachwelt und zur sicheren Aufbewahrung wurden zusätzliche Kopien an anderer Stelle abgelegt, weil die Schreibtischexemplare oft ein grausames Schicksal ereilt, wenn Chandresh sich über jedes einzelne Wort den Kopf zermartert.

Chandresh genießt Reaktionen. Aufrichtige Reaktionen, nicht nur höflichen Applaus. Oft sind ihm die Reaktionen

wichtiger als die Vorstellung selbst. Eine Vorstellung ohne Publikum ist nichts, denn die Kraft seiner Kunst liegt nur in der Begeisterung der Leute.

Er ist im Theater aufgewachsen, saß oft bei Ballettaufführungen in der Loge. Da er ein unruhiges Kind war, langweilten ihn die vertrauten Tänze recht bald und er zog es vor, stattdessen das Publikum zu beobachten. Er wollte sehen, wann es lachte oder nach Luft schnappte, wann die Frauen seufzten und die Männer langsam einnickten.

Deshalb überrascht es vielleicht nicht unbedingt, dass ihn auch jetzt noch, viele Jahre später, das Publikum mehr interessiert als die Vorstellung. Auch wenn die Vorstellung natürlich wirklich grandios sein muss, um die besten Reaktionen zu erzielen.

Und weil er nicht jedes einzelne Gesicht beobachten kann, bei jedem Kunststück, in jeder Vorstellung (Vorstellungen, die von fesselnden Dramen bis zu exotischen Tänzerinnen reichen, und einige, die beides geschickt miteinander verbinden), stützt er sich besonders auf die Kritiken.

Allerdings hat es schon seit einiger Zeit keine Kritik mehr gegeben, die ihn so aufgeregt hat wie diese. Und schon seit Jahren keine, die ihn zum Messerwerfen provoziert hat.

Das Messer fliegt erneut, diesmal durchbohrt es das Wort »Bühne«.

Chandresh geht es holen und nippt unterwegs an seinem Brandy. Er betrachtet interessiert den nunmehr unleserlichen Artikel und späht kurz auf die kaum noch entzifferbaren Worte. Dann brüllt er nach Marco.



DUNKELHEIT UND STERNE



Mit der Eintrittskarte in der Hand folgst du einer langen Schlange von Besuchern in den Zirkus und beobachtest beim Warten die rhythmische Bewegung der schwarzweißen Uhr.

Hinter dem Kartenhäuschen kommt man nur durch einen breitgestreiften Vorhang weiter. Ein Besucher nach dem anderen tritt hindurch und verschwindet außer Sicht.

Als du an der Reihe bist, ziehst du den Stoff beiseite, trittst vor und stehst, sobald der Vorhang sich wieder schließt, in vollkommener Dunkelheit.

Es dauert eine Weile, bis deine Augen sich eingewöhnen, und dann erscheinen winzige Lichtpunkte wie Sterne und säumen die dunklen Wände vor dir.

Und während du noch vor wenigen Sekunden den anderen Zirkusgängern so nah warst, dass du sie hättest berühren können, bist du jetzt allein und tastest dich durch einen labyrinthartigen Tunnel zögernd vorwärts. Der Tunnel schlängelt und windet sich, die kleinen Lichter sind die einzige Beleuchtung. Du kannst nicht einschätzen, wie weit du schon gegangen bist oder in welche Richtung.

Schließlich gelangst du zu einem zweiten Vorhang.
Der samtweiche Stoff teilt sich mühelos unter deinen
Händen.
Auf der anderen Seite blendet dich gleißendes Licht.

Wahrheit oder Pflicht

CONCORD, MASSACHUSETTS, SEPTEMBER 1897

Zu fünft sitzen sie in der Nachmittagssonne im Eichbaum. Caroline auf dem höchsten Ast, weil sie immer am weitesten klettert. Darunter hockt ihre beste Freundin Millie. Die Mackenzie-Brüder, die Eichhörnchen mit Eichel beworfen, sitzen etwas tiefer, aber trotzdem noch weit oben. Bailey bleibt immer auf einem der unteren Äste. Nicht aus Höhenangst, sondern wegen seiner Stellung in der Gruppe, wenn er überhaupt dabei sein darf. Carolines kleiner Bruder zu sein ist Segen und Fluch zugleich. Manchmal darf er sich ihnen zwar anschließen, aber er wird immer in seine Schranken verwiesen.

»Wahrheit oder Pflicht?«, ruft Caroline von oben. Als sie keine Antwort bekommt, lässt sie eine Eichel auf den Kopf ihres Bruders fallen. »Wahrheit. Oder. Pflicht. Bailey«, wiederholt sie.

Bailey reibt sich durch die Mütze den Kopf. Vielleicht liegt es an der Eichel, wie er sich entscheidet. »Wahrheit« wäre eine ergebene Antwort, mit der er sich Carolines gewaltsamer, um Eichelgeschosse erweiterter Variante des Spiels fügen würde. »Pflicht« ist eine Spur trotziger: Er tut

ihr den Gefallen mitzuspielen, aber wenigstens ist er kein Feigling.

Offenbar war es die richtige Antwort, denn Caroline stutzt einen Augenblick, und er ist ziemlich stolz auf sich. Auf ihrem Ast etwa fünf Meter über ihm lässt sie ihr Bein baumeln und blickt über die Wiese, während sie sich eine Pflicht ausdenkt. Die Mackenzie-Brüder ärgern weiter die Eichhörnchen. Dann lächelt sie und räuspert sich, um ihre Entscheidung zu verkünden.

»Baileys Pflicht«, beginnt Caroline und macht sie damit unmissverständlich und bindend zu der seinen. Ihm wird mulmig zumute, noch ehe sie sagt, worin die Pflicht eigentlich besteht. Sie legt eine Kunstpause ein und verkündet dann: »Baileys Pflicht ist es, in den Nachtzirkus einzubrechen.«

Millie schnappt nach Luft. Die Mackenzie-Brüder hören auf, mit Eicheln zu werfen, und blicken zu ihr hoch – die Eichhörnchen sind plötzlich vergessen. Caroline grinst von einem Ohr zum andern und schaut zu Bailey hinunter. »Und als Beweis musst du etwas mit zurückbringen«, fügt sie hinzu, ohne den triumphierenden Unterton in ihrer Stimme verbergen zu können.

Es ist eine unerfüllbare Pflicht, das wissen alle.

Bailey schaut über die Wiese zu den Zelten, die wie Berge im Tal hocken. Tagsüber ist der Zirkus so still, ohne die Lichter, die Musik und die Menschenmengen. Nur ein paar gestreifte Zelte, die in der Nachmittagssonne eher gelbgrau als schwarzweiß aussehen. Er wirkt seltsam und vielleicht ein wenig geheimnisvoll, aber nicht außergewöhnlich. Nicht am helllichten Tag. Und auch nicht besonders angsteinflößend, denkt Bailey.

»Ich mach's«, sagt er. Er springt von seinem Ast und geht über die Wiese, ohne die Reaktion der anderen abzuwarten, und damit Caroline die Pflicht nicht zurückziehen kann. Sie hat bestimmt gedacht, er sagt nein. Eine Eichel saust an seinem Ohr vorbei, aber sonst geschieht nichts.

Aus Gründen, die Bailey nicht recht in Worte fassen kann, geht er ziemlich entschlossen auf den Zirkus zu.

Er hat sich kaum verändert, seit Bailey ihn mit fast sechs Jahren zum ersten Mal gesehen hat.

Damals war er an genau derselben Stelle aufgetaucht, und nun ist es, als wäre er nie fort gewesen. Als wäre er in den fünf Jahren, in denen die Wiese leer stand, nur unsichtbar gewesen.

Im Alter von knapp sechs durfte Bailey den Zirkus nicht besuchen. Seine Eltern hielten ihn für zu jung, und so konnte er die Zelte und Lichter nur wie verzaubert aus der Ferne betrachten.

Er hatte gehofft, der Zirkus würde so lange bleiben, bis er alt genug wäre, doch nach zwei Wochen verschwand er ohne Vorwarnung und ließ den zu jungen Bailey todtraurig zurück.

Aber nun ist er zurückgekehrt.

Erst vor wenigen Tagen ist er angekommen und gilt immer noch als Neuheit. Wäre er schon länger hier gewesen, hätte Caroline wahrscheinlich eine andere Pflicht gewählt, doch der Zirkus ist derzeit Stadtgespräch, und Caroline geht bei ihren Pflichten gerne mit der Mode.

Am Abend zuvor hatte Bailey den Zirkus zum ersten Mal richtig erlebt. Er war mit nichts vergleichbar, was er jemals gesehen hatte. Die Lichter, die Kostüme, alles war so anders. Als wäre er seinem Alltag entschlüpft und in eine andere Welt spaziert.

Er hatte eine normale Vorstellung erwartet. Etwas, bei dem man auf einem Stuhl sitzt und zuschaut.

Aber er merkte schnell, wie sehr er sich getäuscht hatte. Man musste den Zirkus erkunden.

Er erforschte ihn, so gut er konnte, obwohl er sich kläglich unvorbereitet vorkam. Er wusste nicht, für welche der vielen Zelte er sich entscheiden sollte, an denen verheißungsvolle Schilder mit Hinweisen auf das jeweils zu Erwartende lockten. Und sobald er auf einem der gewundenen Pfade zwischen den Streifenwänden abbog, tauchten neue Zelte auf, mit neuen Schildern und neuen Geheimnissen.

Er stieß auf ein Zelt mit Akrobaten und schaute zu, wie sie über ihm herumwirbelten und sich drehten, bis ihm der Nacken weh tat. Er lief durch ein Zelt voller Spiegel und sah Hunderte und Tausende von Baileys, die alle die gleiche graue Mütze trugen und ihn aus großen Augen anstarrten.

Sogar das Essen war erstaunlich. Äpfel mit so dunkler Karamellglasur, dass sie fast schwarz aussahen, die aber dennoch leicht und süß schmeckten. Schokoladenfledermäuse mit hauchzarten Flügeln. Der köstlichste Apfelmost, den Bailey je getrunken hatte.

Alles war wie verzaubert. Und es schien ewig weiterzugehen. Keiner der Pfade endete, vielmehr gingen sie ineinander über oder sie führten im Kreis zurück auf den Platz in der Mitte.

Hinterher konnte Bailey den Zirkus nicht genau beschreiben. Als seine Mutter ihn fragte, ob es ihm gefallen habe, nickte er nur.

Sie gingen früher zurück, als ihm lieb war. Bailey wäre gern die ganze Nacht geblieben, wenn seine Eltern es erlaubt hätten, so viele Zelte gab es noch zu erkunden. Doch

schon nach wenigen Stunden wurde er nach Hause ins Bett gebracht und auf das folgende Wochenende vertröstet, obwohl er besorgt daran dachte, wie schnell der Zirkus beim letzten Mal verschwunden war. Kaum hatte er ihm den Rücken gekehrt, sehnte er sich wieder zurück.

Er überlegt, ob er die Pflicht auch angenommen hat, damit er früher zum Zirkus zurückkehren kann.

Fast zehn Minuten dauert der Weg über die Wiese, und je näher Bailey den Zelten kommt, desto größer und einschüchternder wirken sie und desto unsicherer wird er.

Er überlegt schon, was er als Beweis mitbringen könnte, ohne hineinzugehen, da steht er vor dem Tor.

Es ist gut dreimal so hoch wie er, und der Schriftzug darüber, *Le Cirque des Rêves*, ist trotz der einzelnen, fast kürbisgroßen Buchstaben im Tageslicht kaum zu erkennen. Die schmiedeeisernen Schnörkel um sie herum erinnern ihn tatsächlich an Kürbisranken. Vor dem Tor hängt ein aufwendiges Schloss, und auf einem kleinen Schild steht in geschwungener Schrift:

*Vorstellungen:
NUR IN DER NACHT*

und darunter in winzigen schmucklosen Buchstaben:

Unbefugte werden exsanguiniert

Bailey weiß nicht, was »exsanguiniert« bedeutet, aber es klingt nicht gerade vertrauenerweckend. Der Zirkus kommt ihm merkwürdig vor bei Tag, so still. Keine Musik und kein Laut ist zu hören. Nur Vogelrufe aus der Nähe und das Rascheln der Blätter in den Bäumen. Es scheint nicht ein-

mal jemand da zu sein, alles ist wie ausgestorben. Wie in der Nacht riecht es nach Karamell, Popcorn und Rauch, nur etwas schwächer.

Bailey schaut über die Wiese zurück. Die anderen sitzen noch im Baum, auch wenn sie aus der Ferne winzig aussehen. Da sie ihn bestimmt beobachten, geht er um den Zaun auf die Rückseite. Er ist nicht mehr so sicher, ob er seinen Plan noch ausführen möchte, und wenn er es tut, möchte er dabei nicht beobachtet werden.

Hinter dem Tor grenzt der Zaun fast überall an Zeltwände, nirgends kommt man gut hinein. Bailey läuft weiter.

Als die Eiche schon einige Zeit aus seinem Blickfeld verschwunden ist, findet er eine Stelle im Zaun, die nicht an ein Zelt, sondern an einen kleinen Durchgang grenzt, eine schmale Gasse, die sich um ein Zelt windet und hinter einer Ecke verliert. Hier könnte er es probieren.

Bailey stellt fest, dass er eigentlich doch hineinmöchte. Nicht nur wegen des Spiels, sondern aus Neugier. Schrecklicher, hoffnungsloser Neugier. Und außer der Neugier und dem Wunsch, sich vor Caroline und ihrer Bande zu beweisen, verspürt er den unterschwelligen Drang, in den Zirkus zurückzukehren.

Die Eisenstäbe sind dick und glatt, und ohne es auszuprobieren, weiß Bailey, dass er nicht hinüberklettern kann. Erstens würden seine Füße schon bald keinen Halt mehr finden, und dann verjüngen sich die Stäbe am Ende zu schnörkeligen Spitzen. Sie sind zwar nicht übermäßig abschreckend, aber auch keineswegs einladend.

Doch der Zaun ist offenbar nicht ausdrücklich dazu gedacht, zehnjährige Jungen fernzuhalten, denn die Stangen sind zwar stabil, stehen aber gut dreißig Zentimeter ausei-

ander. Und da Bailey ziemlich klein und schwächlich ist, kann er sich fast mühelos hindurchzwängen.

Er zögert noch einen Augenblick, aber er weiß, wenn er es nicht wenigstens versucht, ärgert er sich hinterher schwarz, ganz gleich, was passiert.

Bailey hatte gedacht, alles wäre so wie am Abend zuvor, aber als er sich jetzt durch den Zaun auf den Gang zwischen den Zelten schiebt, ist ihm noch genauso zumute wie auf der anderen Seite. Falls der Zauber auch tagsüber da ist, spürt er ihn nicht.

Der Zirkus wirkt außerdem vollkommen verlassen, von Arbeitern oder Artisten keine Spur.

Nur stiller ist es jetzt, er hört die Vögel nicht mehr. Und die Blätter, die ihm draußen um die Füße geraschelt sind, sind plötzlich verschwunden, obwohl der Wind genügend Platz hätte, sie durch die Stäbe zu wehen.

Bailey überlegt, in welche Richtung er gehen soll und was als Beweis für seinen Besuch im Zirkus zählen könnte. Auf dem kahlen Boden zwischen den glatten gestreiften Zeltwänden entdeckt er nichts Geeignetes. Im Licht sehen die Zelte überraschend alt und verschlissen aus, und er fragt sich, wie lange der Zirkus wohl schon unterwegs ist und wohin er zieht, wenn er seine Zelte abbricht. Bestimmt gibt es einen speziellen Zirkuszug, denkt Bailey, aber am nächsten Bahnhof steht keiner, und soviel er weiß, hat niemand einen solchen Zug ankommen oder abfahren sehen.

Am Ende des Durchgangs biegt Bailey rechts ab und findet sich in einer Reihe von Zelten wieder, jedes mit einer Tür und einem Schild, auf dem das innen Dargebotene angepriesen wird. *PHANTASTISCHE HÖHENFLÜGE* steht auf einem, *FLÜCHTIGE MYSTERIEN* auf einem anderen. Als Bailey an einem Zelt mit der Aufschrift *GRAUSIGE*

BESTIEN & SELTSAME WESEN vorbeikommt, hält er den Atem an, aber von innen ist nichts zu hören.

Zum Mitnehmen findet er nichts, und ein Schild möchte er nicht stehlen; das Einzige, was offen herumliegt, sind Papierschnipsel und ab und zu ein zertretenes Popcorn.

Die Nachmittagssonne wirft lange Schatten auf die Zelte und den trockenen Boden, der an einigen Stellen weiß, an anderen schwarz bemalt oder bestäubt ist. Bailey kann die braune Erde darunter sehen, die von unzähligen Füßen freigetreten worden ist. Während er noch auf den Boden blickt und sich fragt, ob die Farbe wohl jeden Abend neu aufgetragen wird, biegt er wieder um eine Ecke – und stößt fast mit einem Mädchen zusammen.

Sie steht mitten auf dem Weg zwischen den Zelten, einfach so, als würde sie auf ihn warten. Sie ist ungefähr so alt wie er und trägt eine Art Kostüm, jedenfalls keine normalen Sachen: weiße Stiefel mit ganz vielen Knöpfen, weiße Strümpfe und ein weißes Kleid aus allen nur denkbaren Stoffen – Spitze und Seide und Baumwolle, darüber eine weiße Uniformjacke und weiße Handschuhe. Vom Hals abwärts ist sie ganz in Weiß gekleidet, wodurch das Rot ihrer Haare ungewöhnlich leuchtet.

»Du darfst hier nicht sein«, sagt das rothaarige Mädchen ruhig. Sie klingt nicht verärgert oder gar überrascht. Bailey blinzelt ein paarmal, bevor er die Sprache wiederfindet.

»Ich, äh ... ich weiß«, sagt er und findet selbst, dass ihm etwas Dümmeres nicht hätte einfallen können, aber das Mädchen sieht ihn nur an. »Tut mir leid«, fügt er unsicher hinzu, und das kommt ihm noch dümmer vor.

»Am besten, du gehst wieder, bevor dich jemand sieht«, sagt das Mädchen mit einem kurzen Blick über die Schul-

ter, ohne dass Bailey weiß, wonach sie Ausschau hält. »Wie bist du überhaupt hereingekommen?«

»Von dahinten, äh ...« Bailey dreht sich um, weiß aber nicht mehr, woher er gekommen ist. Der Weg führt im Kreis, und er sieht keins der Schilder, an denen er vorbeigelaufen ist. »Ich weiß nicht mehr genau«, sagt er.

»Ist schon gut, komm mit.« Das Mädchen fasst ihn bei der Hand und zieht ihn schweigend einen Gang entlang. Erst als sie eine Ecke erreichen, bedeutet sie ihm, stehen zu bleiben, und sie rühren sich eine ganze Weile nicht vom Fleck. Als Bailey fragen will, worauf sie warten, legt sie nur den Finger an die Lippen, und ein paar Sekunden später geht sie weiter.

»Passt du durch den Zaun?«, fragt das Mädchen, und Bailey nickt. Das Mädchen biegt hinter einem Zelt scharf ab, in einen Durchgang, den Bailey gar nicht bemerkt hatte, und plötzlich sind sie wieder am Zaun bei der Wiese.

»Hier durch«, sagt das Mädchen. »Das dürfte gehen.«

Sie hilft Bailey, sich durch die Stäbe zu zwängen, die an dieser Stelle etwas enger stehen. Auf der anderen Zaunseite dreht er sich zu dem Mädchen um.

»Danke«, sagt er. Sonst fällt ihm nichts ein.

»Gern geschehen«, sagt das Mädchen. »Aber du solltest vorsichtiger sein. Du darfst tagsüber nicht hier rein, das ist unbefugtes Betreten.«

»Ich weiß, tut mir leid«, sagt Bailey. »Was heißt eigentlich ›exsanguiniert?‹«

Das Mädchen lächelt.

»›Ausbluten lassen‹«, sagt sie. »Aber ich glaube nicht, dass sie das wirklich machen.«

Sie dreht sich um und geht wieder zurück.

»Warte«, sagt Bailey, ohne dass er weiß, warum. Das Mädchen tritt wieder an den Zaun. Schweigend wartet sie darauf, was er zu sagen hat. »Ich ... ich soll etwas mitbringen«, sagt er und bereut es sofort. Sie runzelt die Stirn und blickt ihn durch die Stäbe an.

»Mitbringen?«, wiederholt sie.

»Ja.« Bailey schaut auf seine abgestoßenen braunen Schuhe und die weißen Stiefel auf der anderen Seite des Zauns. »Wir haben Wahrheit oder Pflicht gespielt«, fügt er hinzu, in der Hoffnung, dass sie ihn versteht.

Das Mädchen lächelt. Sie beißt sich kurz auf die Unterlippe und wirkt nachdenklich, dann streift sie einen ihrer weißen Handschuhe ab und reicht ihn durch die Stäbe. Bailey zögert.

»Na, nimm schon«, sagt sie. »Ich hab eine ganze Schachtel davon.«

Bailey nimmt den weißen Handschuh und steckt ihn in seine Hosentasche.

»Danke«, sagt er wieder.

»Gern geschehen, Bailey«, erwidert das Mädchen, und als sie sich diesmal umdreht, hält er sie nicht mehr auf, und sie verschwindet hinter einem gestreiften Zelt.

Bailey bleibt noch lange stehen, bevor er über die Wiese zurückgeht. Als er die Eiche erreicht, ist niemand mehr da, nur jede Menge Eicheln liegen auf dem Boden, und die Sonne geht schon unter.

Erst auf halbem Weg nach Hause fällt ihm ein, dass er dem Mädchen nie gesagt hat, wie er heißt.

Partner und Verschworene

LONDON, FEBRUAR 1885

Mitternachtsdinner haben im Hause Lefèvre Tradition. Kreiert wurden sie von Chandresh aus einer Laune heraus, inspiriert durch eine Mischung aus chronischer Schlaflosigkeit und dramatisch späten Bettzeiten, die mit einer angebotenen Abneigung gegen die Etikette herkömmlicher Tischgesellschaften einherging. Es gibt zwar Restaurants, in denen man auch spätabends noch speisen kann, aber keines davon entspricht Chandreshs Geschmack.

Und so fing er an, opulente mehrgängige Dinner zu geben, bei denen der erste Gang um Mitternacht serviert wird. Um Punkt zwölf, sowie die Standuhr in der Halle die Stunde schlägt, werden die ersten Teller auf den Tisch gestellt. In Chandreshs Augen erhält das Ganze so eine gewisse Feierlichkeit. Die ersten Mitternachtsdinner waren kleine, intime Treffen unter Freunden und Kollegen. Mit der Zeit fanden sie häufiger statt und wurden aufwendiger, bis sie schließlich eine Art heimliche Sensation wurden. Eine Einladung zu diesen Essen ist in gewissen Kreisen heiß begehrt.

Die Dinner sind exklusiv. Bisweilen sind bis zu dreißig Leute anwesend, oft jedoch auch nicht mehr als fünf. In der Regel kommen zwölf bis fünfzehn. Unabhängig von der Zahl der Gäste jedoch ist das Essen immer erlesen.

Chandresh reicht grundsätzlich keine Speisekarten. Bei ähnlichen Veranstaltungen – sofern es denn ähnlich zu nennende gäbe – würde man vielleicht jeden Gang in Schön-

schrift auf steifem Papier detailliert beschreiben oder verlockende Überschriften und Namen aufführen.

Aber die Mitternachtsmahle umweht ohnehin schon ein Hauch von Geheimnis, und Chandresh ist der Meinung, dass das Fehlen eines kulinarischen Wegweisers die Spannung noch erhöht. Gericht um Gericht wird an den Tisch gebracht, manches ist leicht als Wachtel, Kaninchen oder Lamm zu erkennen, auf Bananenblättern serviert, im Apfelbett oder mit Weinbrandkirschen garniert. Andere Speisen sind rätselhafter, in süßen Saucen oder würzigen Suppen verborgen, oder unidentifizierbares Fleisch, das in einem Teigmantel oder unter einer Glasur versteckt ist.

Erkundigt sich eine der Speisenden nach einem Gericht, nach dem Ursprung einer scharfen Note oder eines würzigen Aromas, eines Geschmacks, den sie nicht genau bestimmen kann (denn selbst die feinsten Gaumen können nicht alles erschmecken), erhält sie keine befriedigende Antwort.

Chandresh erwidert dann nur, die Rezepte gehörten den Köchen persönlich, »und es ist nicht meine Art, ihnen ihre kleinen Geheimnisse zu verwehren«. Die neugierige Dame wird sich wieder dem mysteriösen Essen auf ihrem Teller zuwenden, vielleicht mit der Bemerkung, es schmecke jedenfalls ganz vorzüglich, und sich weiter fragen, woher dieser eigentümliche Geschmack wohl komme, während sie jeden Bissen zutiefst nachdenklich genießt.

Unterhaltungen sind bei diesen Abendessen hauptsächlich auf die Pausen zwischen den Gängen beschränkt.

In Wahrheit möchte Chandresh lieber nicht alle Zutaten kennen und nicht jede Zubereitungsmethode verstehen. Er behauptet, erst diese Unkenntnis hauche den Speisen Leben ein und mache mehr aus ihnen als die Summe ihrer Teile.

(»Ah«, bemerkte ein Gast, als das Thema aufkam. »Sie meinen also, der Blick auf die Rädchen stört beim Lesen der Uhr.«)

Das Dessert ist jedes Mal verblüffend. Konfekt im Schokoladen- und Toffeerausch, Beeren, die von Creme und Likör nur so strotzen. Torten mit schwindelerregend vielen Schichten, Gebäck, leichter als Luft. Honigtriefende Feigen, aus Zucker geblasene Schnörkel und Blumen. Oft sagen die Gäste, es sei viel zu schön und zu schade zum Essen, aber irgendwie schaffen sie es trotzdem immer.

Chandresh verrät nie den Namen seiner Köche. Einem Gerücht zufolge lässt er kulinarische Genies aus aller Welt entführen und in seine Küchen sperren, wo sie mit fragwürdigen Mitteln dazu gezwungen werden, seine Launen zu bedienen. Einem anderen zufolge wird das Essen nicht vor Ort gekocht, sondern gegen eine Spätzulage von den besten Londoner Restaurants angeliefert – obwohl dies oft zu Debatten führt, wie die warmen Speisen warm und die kalten kalt gehalten werden, Debatten, die nie zu einem befriedigenden Ende kommen und die Beteiligten meistens ziemlich hungrig machen.

Aber ganz gleich, woher das Essen stammt, es schmeckt immer köstlich. Die Ausstattung des Speisezimmers (oder der Speisezimmer, je nach Größe der Veranstaltung) ist so ausgefallen wie im übrigen Haus, in prächtigem Rot und Gold gehalten und bis in den letzten Winkel mit Kunstwerken und Artefakten aus aller Welt dekoriert. Alles ist von schimmernden Lüstern und zahlreichen Kerzen erhellt, das Licht ist also nicht grell, sondern ein warmes, gedämpftes Flackern.

Oft gibt es irgendeine Darbietung: Tänzerinnen, Zauber-künstler, exotische Musikanten. Die intimeren Zusammen-

künfte werden gewöhnlich von Chandreshs Privatpianistin begleitet, einer schönen jungen Frau, die den ganzen Abend ohne Pause spielt und mit niemandem ein Wort wechselt.

Es sind Tischgesellschaften wie viele andere, auch wenn das Ambiente und die späte Stunde sie zu etwas ganz Besonderem machen. Chandresh hat einen siebten Sinn für das ganz Besondere – er weiß um die Macht von Atmosphäre.

An diesem Abend ist das Mitternachtsdinner mit nur fünf geladenen Gästen verhältnismäßig intim. Und heute geht es nicht nur um Geselligkeit.

Als Erste (nach der bereits spielenden Pianistin) trifft Mme. Ana Padva ein, eine pensionierte rumänische Prima-ballerina, die eng mit Chandreshs Mutter befreundet war. Als Kind nannte er sie Tante Padva, und daran hat sich bis heute nichts geändert. Sie ist eine stattliche Erscheinung, und ihre tänzerische Anmut und ihr untrügliches Gespür für Stil sind auch im vorgerückten Alter noch sichtbar. Ihr Stilgefühl ist auch der Hauptgrund für ihre Einladung an diesem Abend. Als große Freundin der Ästhetik hat sie ein einzigartiges und unbestechliches Urteil in Sachen Mode, das ihr seit ihrem Rückzug vom Ballett ein beträchtliches Einkommen verschafft.

Wenn es um Kleider geht, ist diese Frau eine Zauberin, sagen die Zeitungen. Eine Wunderwinkerin. Mme. Padva tut solche Kommentare ab, auch wenn sie gern scherzt, dass sie mit ausreichend Seide und einem extrastarken Korsett sogar Chandresh in eine hochmodische Dame verwandeln könnte.

Heute Abend trägt Mme. Padva ein Kleid aus schwarzer Seide mit kunstvollem handgesticktem Kirschblütenmuster, eine Art Gewand in Anlehnung an einen Kimono. Ihr silbernes Haar ist hochgesteckt und mit einem juwelenbesetz-

ten Duttkrönchen befestigt. Eine enganliegende Kette aus perfekt geschliffenen Rubinen umschmiegt ihren Hals, so dass der vage Eindruck entsteht, ihre Kehle sei aufgeschlitzt. Die Gesamtwirkung ist leicht makaber und unglaublich elegant.

Mr Ethan W. Barris ist ein namhafter Ingenieur und Architekt und der zweite eintreffende Gast. Mit seiner scheuen Art, der silbernen Brille und den sorgsam über die licht werdenden Stellen gekämmten Haaren sieht er aus, als hätte er sich im Gebäude geirrt und wäre besser in einem Büro oder einer Bank aufgehoben. Er ist Chandresh erst einmal begegnet, auf einem Symposium zur altgriechischen Architektur. Die Einladung zu diesem Abendessen kam überraschend: Mr Barris gehört nicht zu den Leuten, die zu ungewöhnlichen spätabendlichen Gesellschaften eingeladen werden – und eigentlich auch nicht zu gewöhnlichen, aber eine Ablehnung erschien ihm als unhöflich. Außerdem wollte er schon lange einen Blick in die Lefèvre'sche Stadtvilla werfen, die unter seinen Kollegen aus der Innenarchitektur fast als legendär gilt.

Schon kurz nach seiner Ankunft findet er sich mit einem Glas Sekt in der Hand wieder und tauscht Höflichkeiten mit einer ehemaligen Primaballerina aus. Er kommt zu dem Schluss, dass ihm ungewöhnliche spätabendliche Gesellschaften eigentlich doch recht gut gefallen und er vielleicht öfter welche besuchen sollte.

Die Burgess-Schwwestern treffen gemeinsam ein. Tara und Lainie machen von allem etwas. Mal sind sie Tänzerinnen, mal Schauspielerinnen. Früher waren sie Bibliothekarinnen, aber darüber reden sie nur, wenn sie viel getrunken haben. Seit neuestem betätigen sie sich als Beraterinnen. In jedem Bereich. Sie bieten Rat bei Themen, die von

Liebesbeziehungen über Finanzen bis hin zu Reisen und Schuhen reichen. Ihr Geheimnis (das sie ebenfalls ausplaudern, wenn sie genügend getrunken haben) liegt in ihrer hochentwickelten Beobachtungsgabe. Sie nehmen jedes Detail wahr, bemerken die leisesten Zwischentöne. Und wenn Tara tatsächlich einmal etwas entgeht, bekommt Lainie es garantiert mit (und umgekehrt).

Sie haben festgestellt, dass sie die Probleme der Ratsuchenden lieber durch Anregungen lösen, als die ganze Arbeit allein zu übernehmen. Das sei befriedigender, sagen sie.

Die Burgess-Schwestern ähneln sich: Sie haben das gleiche wellige Kastanienhaar und große hellbraune Augen, durch die sie jünger wirken, auch wenn keine ihr Alter verraten oder zugeben will, wer die Ältere von beiden ist. Sie tragen modische Kleider, die sich nicht genau gleichen, aber wunderbar ergänzen.

Mme. Padva begrüßt sie mit dem gespielten Desinteresse, das sie sich für junge hübsche Dinger aufhebt, taut jedoch auf, als sie ihr begeisterte Komplimente zu ihrer Frisur, ihrem Schmuck und ihrem Kleid machen. Mr Barris ist von beiden gleichermaßen hingerissen, aber das liegt vielleicht am Wein. Er hat erhebliche Probleme, ihren starken schottischen Akzent zu verstehen, sofern sie wirklich Schottinnen sind. Er ist sich nicht ganz sicher.

Der letzte Gast trifft kurz vor dem Essen ein, gerade als die übrigen Gäste Platz nehmen und der Wein ausgeschenkt wird. Es ist ein großer Mann von unbestimmtem Alter und ohne markante Gesichtszüge. Er trägt einen makellosen grauen Frack und gibt Zylinder und Gehstock an der Tür ab, zusammen mit einer Karte, auf der »Mr A. H—« steht.

Er nickt den anderen Gästen höflich zu, als er sich setzt, sagt aber nichts.

An dieser Stelle gesellt sich Chandresh zu ihnen, dicht gefolgt von seinem Assistenten Marco, einem gutaussehenden jungen Mann mit auffälligen grünen Augen, der schnell die Aufmerksamkeit der Burgess-Schwestern auf sich zieht.

»Wie Sie inzwischen gewiss ahnen«, sagt Chandresh, »habe ich Sie aus einem bestimmten Grund hierher eingeladen. Da es sich jedoch um eine Geschäftsangelegenheit handelt und sich derlei am besten mit vollem Bauch besprechen lässt, sparen wir uns den offiziellen Teil für nach dem Dessert auf.« Er winkt flüchtig einem Kellner, und als die Uhr in der Halle zwölf schlägt und der tiefe, schwere Klang im ganzen Haus widerhallt, wird der erste Gang serviert.

Bei den nachfolgenden Gängen fließt die Unterhaltung so fröhlich wie der Wein. Die Damen sind gesprächiger als die Herren. Genau genommen sagt der Mann im grauen Anzug sogar kaum ein Wort. Und obwohl sich die wenigsten schon einmal begegnet sind, hätte ein Außenstehender spätestens beim Abräumen der *plats principaux* denken können, dass sie einander seit einer Ewigkeit kennen.

Als der Nachtisch um kurz vor zwei am Morgen verpeist ist, steht Chandresh auf und räuspert sich.

»Wenn Sie so freundlich wären, mich auf Kaffee und Brandy ins Arbeitszimmer zu begleiten, könnten wir uns dem Geschäftlichen widmen.« Er nickt Marco zu, der davoneilt und oben im Arbeitszimmer mit mehreren großen Notizbüchern und Papierrollen in der Hand wieder zu ihnen stößt. Kaffee und Brandy werden eingeschenkt, und die Gäste machen es sich auf verschiedenen Sofas und Sesseln um das knisternde Kaminfeuer bequem. Nachdem Chandresh sich eine Zigarre angezündet hat, beginnt er seine

Rede, die er mit gezielt platzierten Rauchwölkchen untermalt.

»Ihre Gesellschaft wurde heute Abend erbeten, weil ich ein Projekt in Angriff nehme, ein Unterfangen, könnte man auch sagen. Ich bin überzeugt, dass Sie dieses Unterfangen alle reizen wird und dass jeder von Ihnen auf seine einzigartige Weise bei der Planung behilflich sein kann. Ihre Mitwirkung, die natürlich vollkommen freiwillig ist, käme mir sehr entgegen und würde auch gut entlohnt«, sagt er.

»Rede nicht um den heißen Brei herum und verrate uns deine neue Spielerei«, sagt Mme. Padva und schwenkt ihren Brandy. »Ein paar von uns sind nicht mehr die Jüngsten.« Eine der Burgess-Schwwestern unterdrückt ein Kichern.

»Aber natürlich, Tante Padva.« Chandresh verbeugt sich in ihre Richtung. »Meine neue Spielerei, wie du es so treffend nennst, ist ein Zirkus.«

»Ein Zirkus?«, sagt Lainie Burgess mit einem Lächeln. »Wie wunderbar!«

»Eine Art Kirmes?«, fragt Mr Barris leicht verwirrt.

»Mehr als eine Kirmes«, sagt Chandresh. »Und auch mehr als ein Zirkus, oder zumindest einer, wie ihn noch niemand gesehen hat. Nicht ein großes Zelt, sondern viele, jedes mit einer eigenen Schau. Keine Elefanten oder Clowns. Nein, etwas Raffinierteres. Nichts Gewöhnliches. Es soll anders sein, ein einzigartiges Erlebnis, ein rauschendes Fest für die Sinne. Theatralik ohne Theater, Unterhaltung zum Eintauchen. Wir werden die Vorstellungen und herkömmlichen Ideen von einem Zirkus sprengen und ihn vollkommen neu erschaffen.« Er gibt Marco ein Zeichen, der daraufhin die Papierrollen auf dem Tisch ausbreitet und die Ecken mit verschiedenen Briefbeschwerern und

Kuriositäten (ein Affenschädel, ein Schmetterling in Glas) befestigt.

Die Pläne bestehen vorwiegend aus mit Notizen versehenen Skizzen. Sie zeigen nur Ideenfragmente: einen Kreis von Zelten, einen Mittelgang. An den Seiten sind Attraktionen oder Darbietungen aufgelistet, einige durchgestrichen oder eingekreuzt. Wahrsagerin. Akrobaten. Zauberer. Schlangemenschen. Tänzer. Feuerkünstler.

Die Burgess-Schwester und Mr Barris studieren die Skizzen und lesen jedes Wort, während Chandresh weiter spricht. Mme. Padvá nippt nur lächelnd an ihrem Brandy. Mr A. H— rührt sich nicht, seine Miene ist so undurchdringlich wie zuvor.

»Das Ganze ist noch in der Entwurfsphase, deshalb bitte ich Sie alle hier und jetzt um die Grundsteinlegung und Weiterentwicklung. Wir brauchen Stil und Extravaganz. Originalität in Konstruktion und Gestaltung. Es muss von Faszination durchdrungen sein und vielleicht mit einem Hauch von Geheimnis. Ich glaube, Sie sind die richtige Gruppe für dieses Unterfangen. Wer gegenteiliger Meinung ist, darf sich gern verabschieden, aber ich ersuche Sie höflichst, mit niemandem darüber zu sprechen. Ich möchte, dass diese Pläne streng geheim bleiben, zumindest fürs Erste. Schließlich ist alles noch sehr heikel.« Er nimmt einen langen Zug von seiner Zigarre und bläst den Rauch langsam aus. »Wenn wir die Sache richtig angehen, entwickelt sie sich bestimmt wie von selbst.«

Als er fertig ist, entsteht eine Pause. Nur das Knistern des Feuers ist im Raum zu hören, während die Gäste von einem zum anderen blicken und warten, dass jemand das Wort ergreift.

»Könnte ich einen Stift bekommen?«, fragt Mr Barris. Marco reicht ihm einen, und Mr Barris fängt an zu zeichnen, bis aus dem groben Aufriss der Zirkusanlage ein komplizierter Entwurf entsteht.

Als Chandreshs Gäste kurz vor Tagesanbruch schließlich aufbrechen, befinden sich im Arbeitszimmer dreimal so viele Zeichnungen, Pläne und Notizen wie vor ihrer Ankunft. Sie liegen auf Tischen verstreut und hängen ringsum an den Wänden wie Karten zu einem unbekanntem Schatz.

Kondolenzpost

NEW YORK, MÄRZ 1885

Laut Zeitungsmeldung starb Hector Bowen, besser bekannt als Zauberer Prospero, hochberühmter Bühnenmagier und Unterhaltungskünstler, am fünfzehnten März zu Hause an Herzversagen.

Es folgt eine längere Passage zu seiner Arbeit und seinem Vermächtnis. Die Altersangabe ist falsch, eine Kleinigkeit, die nur wenigen Lesern auffällt. In einem kurzen Absatz am Ende des Nachrufs wird erwähnt, dass er eine Tochter im Alter von siebzehn Jahren, Miss Celia Bowen, hinterlässt. Diese Zahl stimmt. Ferner wird darauf verwiesen, dass die Trauerfeier im engsten Familienkreis stattfindet, Kondolenzschreiben aber an die Adresse eines hiesigen Theaters geschickt werden können.

Die Karten und Briefe werden gesammelt, in Säcke gepackt und per Boten zum Privatwohnsitz der Bowens ge-

bracht, einem Haus, das bereits von angemessen tristen Blumengebinden überquillt. Der Duft der Lilien ist erdrückend, und als Celia ihn nicht mehr ertragen kann, verwandelt sie sämtliche Blumen in Rosen.

Die zahllosen Beileidsbekundungen türmen sich auf dem Esszimmertisch, bis dort kein Platz mehr ist und sie in den Salon überfließen. Celia will sich nicht mit ihnen befassen, bringt es aber auch nicht fertig, sie ungelesen wegzuworfen.

Als sie der Sache nicht länger aus dem Weg gehen kann, brüht sie eine Kanne Tee auf und nimmt die Papierberge in Angriff. Sie öffnet ein Schreiben nach dem anderen und sortiert sie in Stapeln.

Die Poststempel stammen aus aller Welt. Manche Briefe sind lang und aufrichtig und voll tiefempfundener Trauer. Manche enthalten nichtssagende Wünsche und Lobhudeleien auf das Talent ihres Vaters. Viele Absender merken an, dass sie von einer Tochter des großen Prospero nichts gewusst haben. Andere erinnern sich liebevoll an sie und beschreiben ein entzückendes kleines Mädchen, deren Celia sich so nicht entsinnen kann. Ein paar Briefe beinhalten verstörend formulierte Heiratsanträge.

Besonders diese knüllt Celia zusammen, legt einen zerknitterten Schrieb nach dem anderen auf ihre flache Hand und konzentriert sich, bis er in Flammen aufgeht und nur noch Asche zurückbleibt, die sie ins Nichts wischt.

»Ich bin schon *verheiratet*«, sagt sie ins Leere und dreht den Ring an ihrer rechten Hand, der eine auffällige alte Narbe verdeckt.

Zwischen den Briefen und Karten befindet sich auch ein schlichter grauer Umschlag.

Celia zieht ihn aus dem Stapel, schlitzt ihn mit einem silbernen Brieföffner auf und will ihn schon zu den anderen legen.

Doch im Gegensatz zu den anderen ist dieser Umschlag an ihren Vater adressiert, obwohl der Poststempel ein Datum nach seinem Todestag trägt. Die beiliegende Karte ist weder eine förmliche noch eine persönliche Beileidsbekundung.

Sie enthält keine Anrede. Keine Unterschrift. Auf dem Papier steht handgeschrieben:

Du bist am Zug.

Sonst nichts.

Celia dreht die Karte um, aber die Rückseite ist unbeschrieben. Nicht mal ein Wasserzeichen des Herstellers ist zu erkennen. Auf dem Umschlag steht kein Absender.

Sie liest die vier Wörter auf dem grauen Papier mehrere Male und weiß nicht, ob es Erregung oder Angst ist, die sie wie ein Schauer durchläuft.

Mit der Karte in der Hand geht Celia aus dem Zimmer und steigt die Wendeltreppe zum Salon hinauf. Sie zieht ein Schlüsselbund aus ihrer Tasche, schließt ungeduldig drei separate Schlösser auf und tritt in den von der hellen Nachmittagssonne durchfluteten Raum.

»Was hat das zu bedeuten?«, fragt sie mit der Karte in der ausgestreckten Hand.

Die Gestalt am Fenster dreht sich um. Dort, wo das Licht auf sie fällt, ist sie fast unsichtbar. Ein Teil der Schulter scheint zu fehlen, der Oberkopf verschwindet in einem Geflimmer von Staubkörnern. Der Rest des Körpers ist transparent, wie das Spiegelbild in einer Glasscheibe.

Hector Bowen – oder was von ihm übrig ist – liest die Nachricht und lacht vergnügt auf.

Die Tätowierung der Schlangenfrau

LONDON, SEPTEMBER 1885

Ungefähr einmal im Monat findet nun in nicht ganz regelmäßiger Folge ein Mitternachtsdinner statt, das die Gäste zumeist als Zirkusdinner bezeichnen – eine nächtliche Mischung aus Geselligkeit und Geschäftssitzung.

Mme. Padva ist immer anwesend, und mindestens eine der Burgess-Schwestern gehört zur Grundausrüstung. Mr Barris stößt dazu, sooft sein Zeitplan es erlaubt, denn er muss ziemlich viel reisen und ist nicht so flexibel, wie es ihm lieb wäre.

Mr A. H— erscheint selten. Tara bemerkt, dass die Sitzungen nach dem Essen mit ihm produktiver sind, obwohl er nur gelegentlich Vorschläge zur Zirkusorganisation macht.

An diesem Abend sind nur die Damen zugegen.

»Wo ist denn heute unser Mr Barris?«, erkundigt sich Mme. Padva, als die Burgess-Schwestern ohne ihren gewohnten Begleiter eintreffen.

»In Deutschland«, antworten Lainie und Tara im Chor, worauf Chandresh lacht und ihnen ein Weinglas reicht.

»Er spürt einen Uhrmacher auf«, fährt Lainie fort. »Will irgendwas für den Zirkus in Auftrag geben, vor der Abreise war er ganz aus dem Häuschen.«

Für das heutige Dinner ist kein Unterhaltungsprogramm vorgesehen, nicht einmal die übliche Klavierbegleitung, aber dann steht doch jemand unangekündigt vor der Tür und sorgt für Unterhaltung.

Sie stellt sich als Tsukiko vor, ohne zu erläutern, ob es ihr Vor- oder Nachname ist.

Sie ist klein, aber nicht winzig. Ihre langen nachtschwarzen Haare sind in kunstvoll verschlungenen Zöpfen auf dem Kopf festgesteckt. Sie trägt einen dunklen Mantel, der ihr zu groß ist, aber durch ihre Haltung fällt er wie ein Umhang und wirkt geradezu elegant.

Marco lässt sie in der Halle warten, wo sie geduldig unter einer aufragenden goldenen Statue mit Elefantenkopf steht, während er Chandresh die Situation zu erklären versucht, was natürlich dazu führt, dass die gesamte Dinnergesellschaft ins Foyer marschiert, um zu sehen, was der Grund für den Wirbel ist.

»Was führt Sie um diese Stunde hierher?«, fragt Chandresh verwirrt. Im Hause Lefèvre ist schon Seltsameres passiert als unverhofft eintretende Vergnügungen, und die Pianistin schickt durchaus einmal Ersatz, wenn sie selbst keine Zeit hat.

»Ich war schon immer ein Nachtmensch«, erwidert Tsukiko nur, ohne näher auszuführen, welche Laune des Schicksals sie um diese Zeit an diesen Ort geführt hat, aber das Lächeln, mit dem sie ihre kryptische Äußerung begleitet, ist herzlich und ansteckend. Die Burgess-Schwester bitten Chandresh, dass sie bleiben darf.

»Wir wollten uns gerade zum Essen hinsetzen«, sagt Chandresh stirnrunzelnd, »aber Sie können uns gern ins Speisezimmer begleiten und ... Ihre Sache machen.«

Tsukiko verbeugt sich, und wieder erscheint ihr Lächeln.

Während die anderen im Gänsemarsch ins Speisezimmer zurückgehen, hilft Marco ihr aus dem Mantel und stutzt, als er sieht, was darunter zum Vorschein kommt.

Sie trägt einen Hauch von einem Kleid, das man in anderen Kreisen wahrscheinlich für schockierend hielte, aber diese Runde ist nicht so leicht zu schockieren. Es ist eher ein duftiges, von einem eng geschnürten Korsett gehaltenes rotes Seidentuch als ein richtiges Kleid.

Doch Marco verblüfft nicht die leichte Bekleidung, sondern die Tätowierung, die sich über ihre Haut schlängelt.

Auf den ersten Blick ist nur ein Strudel von schwarzen Punkten zu erkennen, der sich um ihre Schulter und ihren Hals ringelt; vorne endet er knapp über dem Ausschnitt, hinten verschwindet er zwischen den Korsettschnüren. Wie weit er hinabreicht, lässt sich unmöglich sagen.

Bei näherem Hinsehen erkennt man, dass das Geschnörkel aus mehr besteht als einfachen Punkten. Es ist eine Flut von alchemistischen und astrologischen Symbolen, alten Zeichen für Planeten und Elemente, die in schwarzer Tinte auf ihrer hellen Haut prangen. Quecksilber. Blei. Antimon. Auf ihrem Nacken ist eine Mondsichel, nahe dem Schlüsselbein ein altägyptisches Anch. Auch andere Symbole sind darunter: nordische Runen, chinesische Schriftzeichen. Unzählige kleine Tätowierungen, die alle zu einem anmutigen Motiv verschmelzen, das sie ziert wie ein elegantes, außergewöhnliches Schmuckstück.

Tsukiko ertappt Marco dabei, wie er sie anstarrt, und sagt ruhig: »Es gehört zu der, die ich war, die ich bin und die ich sein werde.«

Dann lächelt sie und geht an ihm vorbei ins Speisezimmer, gerade als die Uhr anfängt, Mitternacht zu schlagen und der erste Gang serviert wird.

An der Tür streift sie ihre Schuhe ab und läuft barfuß zu der Stelle beim Klavier, die von den Kronleuchtern und Kandelabern am besten ausgeleuchtet ist.

Erst steht sie nur ruhig und entspannt da, während die Gäste sie neugierig betrachten, aber dann wird schnell klar, welche Form der Unterhaltung sie bietet.

Tsukiko ist eine Schlangenfrau.

Gewöhnlich können sich Schlangemenschen, je nach Beweglichkeit ihrer Wirbelsäule, entweder besonders gut nach vorn oder nach hinten verbiegen, und davon hängen auch ihre Kunststücke und Darbietungen ab. Doch Tsukiko gehört zu den wenigen Ausnahmen, die in beiden Richtungen gleich gelenkig sind.

Sie bewegt sich mit der Anmut einer ausgebildeten Balletttänzerin, wie Mme. Padva noch vor den imposanteren Figuren bemerkt und den Burgess-Schwestern zuflüstert.

»Konnten Sie das in Ihren Ballerina-Zeiten auch?«, fragt Tara, als Tsukiko eines ihrer Beine unfassbar weit über den Kopf zieht.

Mme. Padva schüttelt den Kopf. »Dann hätte ich einen bedeutend volleren Terminkalender gehabt.«

Tsukiko ist eine vollendete Artistin. Ihre Bewegungen sind absolut fließend, und die Dauer ihrer Figuren und Pausen ist genau richtig. Und obwohl sie ihren Körper in unvorstellbare und schmerzhaft aussehende Haltungen verrenkt, verschwindet ihr seliges Lächeln nie.

Ihr bescheidenes Publikum vergisst beim Zuschauen sogar das Essen.

Lainie meint nachher zu ihrer Schwester, sie habe ganz sicher Musik gehört, obwohl außer dem Rascheln von Seide und dem Knistern des Kaminfeuers kein Laut zu hören ist.

»Genau das habe ich gemeint«, sagt Chandresh und schlägt in der verzückten Stille unvermittelt mit der Faust auf den Tisch. Tara lässt beinahe die Gabel fallen, die sie gedankenverloren in der Hand gehalten hat; sie fängt sie gerade noch auf, bevor sie auf ihren Teller mit den kaum angerührten, in Wermut pochierten Austern scheppert. Tsukiko fährt unbeirrt fort, auch wenn ihr Lächeln zunehmend strahlender wird.

»Das?«, fragt Mme. Padva.

»Das!«, wiederholt Chandresh und zeigt auf Tsukiko. »Genau in diese Richtung soll der Zirkus gehen. Ungewöhnlich, aber schön. Provozierend und dennoch elegant. Dass sie heute Nacht hier ist, nenne ich Kismet. Wir müssen sie unbedingt haben, mit etwas Geringerem gebe ich mich nicht zufrieden. Marco, hol der Dame einen Stuhl.«

Ein Gedeck wird für Tsukiko aufgelegt, und sie setzt sich mit amüsiertem Lächeln zu den anderen an den Tisch.

Bei der folgenden Unterhaltung geht es eher um kreativen Austausch als um ein direktes Angebot für ein Engagement, und mehr als einmal schweift man zu den Themen Ballett, aktuelle Mode und japanische Mythologie ab.

Nach fünf Gängen und ziemlich viel Wein lässt Tsukiko sich überreden, irgendwann bei einem noch nicht existierenden Zirkus aufzutreten.

»Nun denn«, sagt Chandresh. »Mit Schlangemenschen wären wir also versorgt. Das ist doch schon mal ein Anfang.«

»Sollten wir nicht mehr als einen haben?«, fragt Lainie. »Ein ganzes Zelt, wie bei den Akrobaten?«

»Unsinn«, entgegnet Chandresh. »Lieber ein lupenreiner Diamant als ein Sack voll minderwertiger Steine. Wir ma-

chen sie zu einer Hauptattraktion, lassen sie auf dem zentralen Platz auftreten oder etwas in der Art.«

Die Angelegenheit gilt vorläufig als beschlossen, und beim Dessert und den Digestifs geht es nur noch um den Zirkus.

*

Als Tsukiko geht, gibt sie Marco eine Visitenkarte, und schon bald wird sie zu einer festen Größe beim Zirkusdinner, wo sie häufig vor oder nach dem Essen auftritt, um die Gäste nicht abzulenken.

Sie bleibt Chandreshs liebster, oft herangezogener Maßstab dafür, wie der Zirkus sein sollte.

Uhrmacherkunst

MÜNCHEN, 1885

Herr Friedrick Thiessen erhält überraschend Besuch in seiner Münchener Werkstatt, von einem Engländer namens Mr Ethan Barris. Mr Barris gesteht, dass er ein Bewunderer von Thiessen-Kuckucksuhren sei und schon geraume Zeit versucht habe, ihn ausfindig zu machen. Ein hiesiger Ladenbesitzer habe ihm schließlich den Weg gewiesen.

Mr Barris fragt, ob Herr Thiessen an einer speziellen Auftragsarbeit interessiert wäre. Herr Thiessen erwidert, er mache ständig Sonderanfertigungen, und zeigt auf ein Re-

gal mit Varianten der herkömmlichen Kuckucksuhr von schlicht bis reich verziert.

»Ich weiß nicht recht, ob Sie mich verstehen, Herr Thiessen«, sagt Mr Barris. »Es wäre ein Schaustück, eine Rarität. Ihre Uhren sind beeindruckend, aber mir geht es um etwas wirklich Herausragendes, ein Meisterwerk. Und Geld spielt überhaupt keine Rolle.«

Neugierig geworden, fragt Herr Thiessen nach näheren Einzelheiten. Er erhält nur wenige Vorgaben. Ein paar Beschränkungen in Bezug auf die Maße (ziemlich großzügig), und sie soll ausschließlich in Schwarzweiß und Grautönen gehalten sein. Darüber hinaus bleibt die Ausführung ihm überlassen. Künstlerische Freiheit, sagt Mr Barris. Das einzige Wort, mit dem er sie charakterisiert, ist »traumhaft«.

Herr Thiessen erklärt sich einverstanden, und die Männer geben sich darauf die Hand. Mr Barris verspricht, sich zu melden, und ein paar Tage später trifft ein Umschlag mit einer ungeheuren Geldsumme, dem gewünschten Fertigstellungstermin und einer Londoner Lieferadresse ein.

Zum Bau der Uhr braucht Herr Thiessen fast die ganze mehrmonatige Frist. Er arbeitet kaum an etwas anderem, aber die Bezahlung ermöglicht das problemlos. Wochenlang widmet er sich der Gestaltung und Mechanik. Für die gröberen Holzarbeiten engagiert er einen Gehilfen, um die Feinheiten kümmert er sich selbst. Herr Thiessen ist detailverliebt, und Herausforderungen reizen ihn. Er hängt die gesamte Gestaltung an dem einen Wort auf, das Mr Barris genannt hat. *Traumhaft*.

Das fertige Stück ist eine Pracht. Auf den ersten Blick ist es einfach eine große schwarze Standuhr mit weißem Zifferblatt und silbernem Pendel. Schön gearbeitet, keine Fra-

ge, mit kunstvollen Schnitzereien an den Rändern und perfekt gemaltem Zifferblatt, aber nichts weiter als eine Uhr.

Doch nur so lange, bis sie aufgezogen wird. Bis sie anfängt zu ticken und das Pendel in stetem Takt hin und her schwingt. Dann, ja dann verwandelt sie sich.

Die Veränderungen vollziehen sich langsam. Zuerst wandelt sich die Farbe des Zifferblatts, wechselt von Weiß zu Grau. Dann ziehen Wolken darüber hinweg, die auf der anderen Seite verschwinden.

Unterdessen schieben sich Elemente des Uhrenkastens vor oder zurück, wie Puzzleteile. Als fiele die Uhr langsam und anmutig auseinander.

All das dauert Stunden.

Das Zifferblatt färbt sich dunkelgrau, dann schwarz, und dort, wo die Ziffern standen, funkeln nun Sterne. Der Uhrenkasten, der sich auseinandergeklappt und sein Inneres systematisch nach außen gekehrt hat, besteht aus feinen Weiß- und Grautönen. Zum Vorschein gekommen sind Figuren und Objekte, kunstvoll geschnitzte Blumen, Planeten und winzige Bücher mit echten, sich umblätternden Papierseiten. Ein Silberdrache windet sich um einen Teil des nunmehr sichtbaren Uhrwerks, und da ist eine winzige Prinzessin, die in einem geschnitzten Turm unglücklich auf und ab läuft, während sie auf einen Prinzen wartet. Teekännchen ergießen sich in Teetässchen, aus denen winzige Dampfkringel aufsteigen, während die Sekunden vorüberticken. Eingepackte Geschenke öffnen sich. Kätzchen jagen Hündchen. Eine Schachpartie wird von Anfang bis Ende durchgespielt.

In der Mitte, wo bei einer herkömmlichen Uhr der Kuckuck sitzen würde, wirft ein Jongleur mit Harlekinkostüm und grauer Maske glänzende Silberkugeln durch die Luft,

eine für jede volle Stunde. Sobald die Uhr schlägt, kommt eine weitere Kugel hinzu, bis er um Mitternacht zwölf Kugeln in einem komplizierten Muster durch die Luft balanciert.

Nach Mitternacht klappt die Uhr sich langsam wieder zusammen. Das Zifferblatt wird heller, und die Wolken kehren zurück. Die Zahl der Silberkugeln nimmt ab, bis der Jongleur am Ende selbst verschwindet.

Bis Mittag ist die Uhr wieder eine Uhr und nicht länger ein Traum.

Ein paar Wochen nach der Verschickung erhält Herr Thiessen einen Brief von Mr Barris, in dem er ihm aufrichtig dankt und die unglaubliche Originalität der Uhr preist. »Sie ist vollkommen«, schreibt er. Dem Brief liegt wieder eine exorbitante Geldsumme bei, mit der Herr Thiessen sich komfortabel zur Ruhe setzen könnte. Aber er will nicht und fertigt weiter Uhren in seiner Münchener Werkstatt.

Er denkt nur selten an die Uhr und fragt sich dann, wie es ihr gehen und wo sie wohl sein könnte (wobei er fälschlicherweise annimmt, sie sei in London), vor allem dann, wenn er an einer Uhr sitzt, die ihn an die *Wunschtraumuhr* erinnert, wie er sie in den mühsameren Konstruktionsphasen genannt hatte, als er noch unsicher war, ob sie ein Traum ist, der sich vielleicht niemals verwirklichen lässt.

Von Mr Barris hört er nach diesem einen Brief nichts mehr.

Zauberprobe

LONDON, APRIL 1886

So viele Zauberkünstler auf einen Schlag waren noch nie im Theaterfoyer. Ein ganzer Schwarm makelloser Anzüge und strategisch platzierter Seidentaschentücher. Manche haben eine Truhe dabei und einen Umhang um, andere halten einen Vogelkäfig oder einen Stock mit Silberknauf in der Hand. Schweigend warten sie darauf, hineingerufen zu werden, einzeln, aber nicht mit Namen (weder dem echten noch dem Künstlernamen), sondern anhand der Nummer auf dem Zettel, den man ihnen bei der Ankunft überreicht hat. Statt zu plaudern und zu tratschen oder berufliche Tricks und Kniffe auszutauschen, rutschen sie unruhig auf ihren Stühlen hin und her und werfen dem Mädchen miss-trauische Blicke zu.

Ein paar haben sie zunächst für eine Assistentin gehalten, aber auch sie sitzt auf einem Stuhl und wartet mit einem Nummernzettel (23).

Sie hat keine Truhe, keinen Umhang, keinen Vogelkäfig oder Spazierstock dabei. Sie trägt ein dunkelgrünes Kleid und darüber eine zugeknöpfte schwarze Jacke mit Puffärmeln. Die üppigen braunen Locken sind unter einem nicht weiter bemerkenswerten schwarzen Federhut ordentlich hochgesteckt. Die langen Wimpern und der leichte Schmollmund verleihen ihr etwas Mädchenhaftes, obwohl sie eindeutig kein Mädchen mehr ist. Aber ihr Alter ist schwer zu schätzen, und niemand traut sich zu fragen. So oder so ist sie für die anderen »das Mädchen«, und als sol-

ches wird sie auch in den Gesprächen nach dem »Vorfall« bezeichnet. Trotz der schlecht versteckten und mitunter sogar unverhohlenen starrenden Blicke schenkt sie niemandem Beachtung.

Einzelnen ruft ein Mann mit Liste und Notizbuch die Nummern auf und geleitet die Zauberkünstler durch eine vergoldete Seitentür, und einzeln kehrt auch jeder ins Foyer zurück und verlässt das Theater. Bei manchen dauert es nur Minuten, andere bleiben eine ganze Weile. Diejenigen mit höheren Nummern warten ungeduldig darauf, dass der Mann mit dem Notizbuch wieder erscheint und höflich die Zahl auf ihrem Zettel verliest.

Der Zauberer, der zuletzt die goldene Tür passiert hat (ein rundlicher Bursche mit Zylinder und Glitzerumhang), kehrt ziemlich schnell und sichtlich erregt ins Foyer zurück, rauscht zum Ausgang hinaus und lässt die Tür laut hinter sich zuschlagen. Der Knall hallt noch im Foyer wider, als der Mann mit dem Notizbuch erneut auftaucht, geistesabwesend in den Raum nickt und sich räuspert.

»Nummer dreiundzwanzig«, sagt Marco nach einem Blick auf seine Liste.

Alle Augen richten sich auf das Mädchen, das von seinem Platz aufsteht und vortritt.

Verwirrt sieht Marco sie auf sich zukommen, doch dann weicht seine Verwirrung etwas völlig anderem.

Schon vom anderen Ende des Raums konnte er erkennen, dass sie attraktiv ist, aber als sie nah genug ist, um ihm in die Augen zu blicken, wird diese Attraktivität – das ebenmäßige Gesicht, der reizvolle Kontrast von Haaren und Teint – noch gesteigert.

Sie ist strahlend schön. Als sie sich ansehen, vergisst er vorübergehend, was er hier macht und warum sie ihm einen

Zettel reicht, auf dem in seiner Handschrift die Ziffer Dreiundzwanzig steht.

»Hier entlang, bitte«, bringt er heraus, als er den Zettel nimmt und ihr die Tür aufhält. Sie bedankt sich mit einem winzigen Knicks, und noch ehe sich die Tür hinter ihnen schließt, entsteht im Foyer ein reges Geflüster.

*

Der Theatersaal ist prunkvoll und gewaltig, mit endlosen Reihen roter Plüschsitze. Parkett, Balkon und Galerie erstrecken sich wie eine Purpurkaskade vor der leeren Bühne. Nur zwei Leute befinden sich im Zuschauerraum, sie sitzen ungefähr in der zehnten Reihe. Chandresh Christophe Lefèvre hat die Füße auf die Rückenlehne vor ihm gelegt. Zu seiner Rechten sitzt Mme. Ana Padva, die mit unterdrücktem Gähnen eine Uhr aus ihrer Tasche zieht.

Marco taucht aus dem Seitenflügel auf, das Mädchen im grünen Kleid geht dicht hinter ihm. Er winkt sie zur Bühnenmitte und kündigt sie dem fast leeren Theater an, ohne den Blick von ihr wenden zu können.

»Nummer dreiundzwanzig«, sagt er, steigt dann ein Treppchen an der Rampe hinunter und bleibt am Rand der ersten Reihe stehen, den Füllfederhalter schreibbereit über seinem aufgeschlagenen Notizbuch.

Mme. Padva blickt auf und steckt lächelnd ihre Uhr zurück in die Tasche.

»Was ist denn das?«, fragt Chandresh an niemand Bestimmten gewandt. Das Mädchen antwortet nicht.

»Das ist Nummer dreiundzwanzig«, wiederholt Marco und schaut auf seiner Liste nach, ob die Nummer auch stimmt.

»Wir halten hier eine Vorführprobe für Illusionisten ab, meine Liebe«, sagt Chandresh ziemlich laut, und seine Stimme hallt durch den riesigen Saal. »Magier, Zauberkünstler und so weiter. An hübschen Assistentinnen besteht zurzeit kein Bedarf.«

»Ich bin Illusionistin«, erwidert das Mädchen. Ihre Stimme klingt ruhig und tief. »Ich bin hier, um etwas vorzuzaubern.«

»Aha«, sagt Chandresh und mustert sie langsam und mit gerunzelter Stirn von Kopf bis Fuß. Das Mädchen bleibt still und geduldig mitten auf der Bühne stehen, als hätte es mit einer solchen Reaktion gerechnet.

»Gibt es daran etwas auszusetzen?«, fragt Mme. Padva.

»Ich bin mir nicht ganz sicher, ob das passend ist«, sagt Chandresh und nimmt das Mädchen nachdenklich in Augenschein.

»Nachdem du die Schlangenfrau derart in den Himmel gehoben hast?«

Chandresh zögert und betrachtet weiter das Mädchen auf der Bühne, das zwar verhältnismäßig elegant, aber nicht besonders außergewöhnlich wirkt.

»Das ist etwas anderes«, fällt ihm als Erklärung nur ein.

»Also wirklich, Chandresh«, sagt Mme. Padva. »Wir sollten ihr wenigstens die Chance geben, ihre Fähigkeiten unter Beweis zu stellen, bevor wir uns darüber streiten, ob eine weibliche Zauberkünstlerin passend ist.«

»Aber sie kann viel mehr in ihren Ärmeln verstecken«, protestiert er.

Zur Antwort knöpft das Mädchen seine Jacke mit den Puffärmeln auf und lässt sie kurzerhand neben sich auf die Bühne fallen. Ihr grünes Kleid ist sowohl ärmel- als auch trägerlos, Schultern und Arme sind vollkommen frei, nur

um den Hals trägt sie eine lange Silberkette mit einem Medaillon, wie es scheint. Dann streift sie auch ihre Handschuhe ab und wirft sie nacheinander auf die Jacke. Mme. Padva sieht Chandresh herausfordernd an, woraufhin er seufzt.

»Na schön«, sagt er. »Dann mal los.« Er winkt Marco kurz zu.

»Jawohl.« Marco wendet sich dem Mädchen zu. »Vor der praktischen Probe haben wir ein paar einleitende Fragen. Ihr Name, Miss?«

»Celia Bowen.«

Marco schreibt ihn in sein Notizbuch.

»Und Ihr Künstlername?«

»Ich habe keinen Künstlernamen«, sagt Celia. Marco notiert das ebenfalls.

»Wo sind Sie bisher aufgetreten?«

»Ich bin noch nie öffentlich aufgetreten.«

An diesem Punkt will Chandresh eingreifen, aber Mme. Padva hält ihn zurück.

»Und bei wem haben Sie dann gelernt?«

»Bei meinem Vater, Hector Bowen«, antwortet Celia. Nach kurzem Zögern fügt sie hinzu: »Aber er ist wohl besser bekannt als Zauberer Prospero.«

Marco fällt der Füllfederhalter aus der Hand.

»Zauberer Prospero?« Chandresh nimmt die Füße vom Sitz, lehnt sich vor und starrt Celia an, als sehe er plötzlich eine völlig andere Person vor sich. »Zauberer Prospero ist Ihr Vater?«

»War«, stellt Celia richtig. »Er ist letztes Jahr ... gestorben.«

»Mein herzliches Beileid, Liebes«, sagt Mme. Padva. »Aber wer, mit Verlaub, ist Zauberer Prospero?«

»Zufällig der berühmteste Magier seiner Generation«, erwidert Chandresh. »Ich habe ihn verpflichtet, sooft ich ihn kriegen konnte, das ist jetzt schon Jahre her. Absolut brillant, hat jedes Publikum komplett in seinen Bann gezogen. Ich kenne niemanden, der es mit ihm aufnehmen konnte, nicht einen Einzigen.«

»Es hätte ihn gefreut, das zu hören«, sagt Celia mit einem kurzen Blick zu den im Dunkel liegenden Seitenvorhängen.

»Ich hab's ihm gesagt, ihn aber ewig nicht gesehen. Vor Jahren haben wir uns in einem Pub zusammen betrunken. Er hat die ganze Zeit davon geredet, die Grenzen und Möglichkeiten des Theaters zu erweitern, etwas Außergewöhnliches zu erfinden. Mein jetziges Unterfangen hätte ihn wahrscheinlich sehr begeistert. Verflixte Schande.« Er seufzt schwer und schüttelt den Kopf. »Nun ja, dann mal weiter«, sagt er, lehnt sich zurück und betrachtet Celia mit erheblichem Interesse.

Marco, der den Füllfederhalter wieder einsatzbereit in der Hand hält, kehrt zu seiner Fragenliste zurück.

»S-sind Sie in der Lage, ohne Bühne aufzutreten?«

»Ja«, antwortet Celia.

»Kann man Ihre Zaubertricks von allen Seiten sehen?«

Celia lächelt. »Sie suchen jemanden, der in einer Menschenmenge auftreten kann?«, fragt sie Chandresh. Er nickt. »Verstehe.« Und dann hebt sie ihre Jacke so schnell auf, dass man mit den Augen kaum folgen kann, und wirft sie über die Sitze, wo sie statt hinunterzufallen in die Höhe schnellt und sich zusammenfaltet. Ein Wimpernschlag, und die Seidenfalten sind glänzend schwarze Federn, große schlagende Flügel, und der genaue Punkt, ab dem sie ganz Rabe ist und nicht länger Stoff, ist unmöglich zu bestim-

men. Der Rabe schießt tief über die roten Samtsitze hinweg und hinauf in die Galerie, wo er neugierig seine Kreise zieht.

»Beeindruckend«, sagt Mme. Padva.

»Es sei denn, er war in ihren Riesenärmeln versteckt«, brummt Chandresh. Celia tritt zu Marco heran.

»Dürfte ich das mal kurz ausborgen?«, fragt sie ihn und deutet auf sein Notizbuch. Er zögert, und dann reicht er es ihr. »Danke«, sagt sie und geht wieder zur Bühnenmitte.

Nach einem flüchtigen Blick auf die säuberlich geschriebene Liste von Fragen schleudert sie das offene Notizbuch kerzengerade in die Luft, wo es sich auf die Unterseite dreht und aus dem undeutlichen Papiergeflatter eine weiße, flügelschlagende Taube wird, die eine Runde durchs Theater fliegt. Der Rabe krächzt sie von seinem Platz hoch oben in der Galerie an.

»Ha!«, ruft Chandresh angesichts der Taube und Marcos verblüfftem Gesicht.

Die Taube stößt wieder zu Celia hinab und setzt sich sacht auf ihre ausgestreckte Hand. Sie streichelt ihr über die Flügel und entlässt sie dann wieder in die Luft. Schon knapp über ihrem Kopf werden die Flügel wieder zu Papier, das prompt herunterfällt. Celia fängt es mit einer Hand auf und gibt es Marco zurück, der um einiges blasser geworden ist.

»Danke«, sagt Celia mit einem Lächeln. Marco nickt verwirrt und flüchtet sich, ohne sie anzusehen, in seine Ecke zurück.

»Fabelhaft, einfach fabelhaft«, sagt Chandresh. »Das könnte klappen. Das könnte ganz eindeutig klappen.« Er erhebt sich von seinem Sitz, läuft den Gang hinunter und

schreitet dann nachdenklich am Rampenlicht vor dem Orchestergraben auf und ab.

»Bleibt noch die Kostümfrage«, ruft Mme. Padva ihm von ihrem Sitz aus zu. »Ich hatte nur an Gesellschaftsanzüge gedacht. Ein ähnlich gemachtes Kleid ginge wohl auch, nehme ich an.«

»Was für ein Kostüm benötigen Sie?«, fragt Celia.

»Wir haben ein festes Farbkonzept, meine Liebe«, sagt Mme. Padva. »Oder besser gesagt ein Farbloskonzept. Ausschließlich schwarz und weiß. Aber ganz in Schwarz sehen Sie vielleicht zu sehr nach Beerdigung aus.«

»Verstehe«, sagt Celia.

Mme. Padva steht auf und geht den Gang hinunter zu Chandresh, der immer noch auf und ab läuft. Sie flüstert ihm etwas ins Ohr, worauf er Celia kurz den Rücken zukehrt und sich mit Mme. Padva berät.

Nur Marco beobachtet, wie sie vollkommen reglos auf der Bühne steht und geduldig wartet. Und dann verändert sich ganz allmählich ihr Kleid.

Vom Ausschnitt abwärts läuft ein finsternes Nachtschwarz wie Tinte über die grüne Seide.

Marco verschlägt es den Atem. Chandresh und Mme. Padva drehen sich um und sehen gerade noch rechtzeitig, wie das vorankriechende Schwarz am Rocksaum in gleißendes Schneeweiß übergeht, bis jede Spur von Grün restlos verschwunden ist.

»Nun, das erleichtert mir die Arbeit erheblich«, sagt Mme. Padva, aber sie kann die Freude in ihrem Blick nicht verbergen. »Obwohl mir Ihr Haar vielleicht eine Spur zu hell erscheint.«

Celia schüttelt den Kopf, und ihre braunen Locken verfärben sich zu einem Schwarz, so glänzend und ebenholzfärbend wie die Flügel ihres Raben.

»Fabelhaft«, sagt Chandresh wie zu sich selbst.

Celia lächelt nur.

Mit zwei Sätzen springt Chandresh die kleine Treppe zur Bühne hinauf und inspiziert Celias Kleid von allen Seiten.

»Darf ich?«, fragt er, ehe er vorsichtig den Rockstoff berührt. Celia nickt. Die Seide ist unbestreitbar schwarz und weiß, am Übergang zartgrau, die Gewebefasern sind deutlich zu erkennen.

»Was ist Ihrem Vater zugestoßen, wenn ich Ihnen mit dieser Frage nicht zu nahe trete?«, fragt Chandresh und begutachtet weiterhin ihr Kleid.

»Sie treten mir nicht zu nahe«, sagt Celia. »Einer seiner Zaubertricks lief nicht ganz wie geplant.«

»Eine verfluchte Schande«, sagt Chandresh und tritt einen Schritt zurück. »Miss Bowen, wären Sie vielleicht an einem ziemlich einzigartigen Engagement interessiert?«

Er schnippt mit den Fingern, worauf Marco mit seinem Notizbuch näher tritt und ein paar Schritte von Celia entfernt stehen bleibt und abwechselnd sehr lange auf ihr Kleid und ihre Haare starrt.

Bevor Celia antworten kann, hallt ein Krächzen durchs Theater, das von dem Raben stammt, der noch immer auf der Galerie sitzt und neugierig die Szene beobachtet.

»Einen Augenblick, bitte.« Celia hebt ihre Hand graziös dem Raben entgegen, der daraufhin noch einmal krächzt, die großen Flügel ausbreitet und sich in die Luft erhebt. Mit wachsender Geschwindigkeit fliegt er zur Bühne hinab, direkt auf Celia zu, ohne auszuweichen oder langsamer zu werden, sondern mit vollem Tempo. Chandresh springt er-

schrocken zurück und fällt beinahe auf Marco, als der Rabe sich in einem Gestöber von Federn auf Celia stürzt.

Und dann ist er weg. Nicht eine Feder ist mehr zu sehen, und Celia trägt wieder ihre schwarze zugeknöpfte Puffärmeljacke über dem schwarzweißen Kleid.

Mme. Padva applaudiert vorne im Parkett.

Celia verbeugt sich und nutzt die Gelegenheit, ihre Handschuhe vom Boden aufzuheben.

»Sie ist perfekt«, bemerkt Chandresh und zieht eine Zigarre aus seiner Tasche. »Absolut perfekt.«

»Ja«, sagt Marco hinter ihm, und das Notizbuch in seiner Hand zittert leicht.

Strategie

LONDON, APRIL 1886

Sie ist zu gut, um draußen in der Menschenmenge aufzutreten«, sagt Chandresh. »Sie braucht unbedingt ein eigenes Zelt. Vielleicht ordnen wir die Sitze ringförmig an, damit das Publikum mitten im Geschehen ist.«

»Ja, Sir.« Marco fummelt an seinem Notizbuch herum und fährt über die Seiten, die Minuten zuvor noch Flügel waren.

»Was ist denn bloß mit dir los?«, fragt Chandresh. »Du bist ja kreidebleich.« Seine Stimme hallt durch das leere Theater, in dem sie allein auf der Bühne stehen, nachdem Mme. Padva Miss Bowen entführt hat, um sie mit Kleider- und Frisurenfragen zu löchern.

»Mir geht es gut«, sagt Marco.

»Du siehst schrecklich aus«, sagt Chandresh und pafft an seiner Zigarre. »Geh nach Hause.«

Marco sieht überrascht zu ihm auf. »Aber es muss noch Schreibearbeit erledigt werden«, protestiert er.

»Mach das morgen, dafür ist noch reichlich Zeit. Tante Padvā und ich nehmen Miss Bowen zum Tee mit nach Hause, die Einzelheiten und den Papierkram können wir später regeln. Ruh dich aus, geh was trinken oder tu, wonach dir sonst der Sinn steht.« Chandresh winkt ihn zerstreut weg, und der Rauch seiner Zigarre schwebt in sich kräuselnden Wellen in der Luft.

»Wenn Sie darauf bestehen.«

»Das tu ich allerdings! Und wimmel die übrigen Kerle im Foyer ab. Wir müssen uns keinen Haufen Anzüge mit Umhängen ansehen, wenn wir schon etwas viel Interessanteres gefunden haben. Und dazu noch ziemlich attraktiv, wenn man entsprechende Vorlieben hat.«

»In der Tat«, sagt Marco, und eine leichte Röte überzieht seine blassen Wangen. »Bis morgen dann.« Er nickt, verbeugt sich fast, bevor er elegant auf dem Absatz kehrtmacht und in Richtung Foyer hinausgeht.

»Hätte nicht gedacht, dass du so leicht zu verängstigen bist«, ruft Chandresh ihm hinterher, doch Marco dreht sich nicht um.

Marco entlässt höflich die Zauberer im Foyer und erklärt ihnen, die Stelle sei vergeben und man danke ihnen fürs Warten. Keiner von ihnen bemerkt seine zitternden Hände und den Füllfederhalter, den er so fest umklammert, dass seine Knöchel weiß hervortreten. Und es fällt auch niemandem auf, als der Federhalter in seiner Faust zerbricht und ihm die schwarze Tinte am Handgelenk entlangrinnt.

Nachdem die Zauberer gegangen sind, holt Marco seine Sachen und wischt sich die tintenverschmierte Hand am schwarzen Mantel ab. Dann setzt er seinen Bowlerhut auf und verlässt das Theater.

Mit jedem Schritt wird seine Bestürzung sichtbarer. Die Leute auf dem überfüllten Bürgersteig gehen ihm aus dem Weg.

Als Marco in seiner Wohnung ankommt, lässt er seine Tasche fallen und lehnt sich mit einem schweren Seufzer an die Tür.

»Was ist los?«, fragt Isobel von ihrem Stuhl am leeren Kamin. Sie versteckt die Haarsträhne, die sie gerade geflochten hat, in ihrer Tasche und macht ein finsternes Gesicht, weil sie weiß, dass sie den ganzen Zopf noch einmal flechten muss, da ihre Konzentration unterbrochen wurde. Sich zu sammeln und zu konzentrieren fällt ihr immer noch am schwersten.

Fürs Erste gibt sie es auf und sieht zu, wie Marco durchs Zimmer zu den Bücherregalen an der Wand geht.

»Ich weiß jetzt, wer meine Gegnerin ist«, sagt Marco, zieht mehrere Armvoll Bücher von den Borden und breitet sie ungeordnet auf Tischen aus, manche lässt er auch in schiefen Stapeln auf dem Fußboden stehen. Die im Regal verbleibenden Bände kippen um und einige fallen herunter, aber das scheint er nicht zu merken.

»Ist es die Japanerin, von der du so fasziniert warst?«, fragt Isobel und sieht zu, wie Marcos tadelloses Archiv im Chaos versinkt. Die Wohnung war immer absolut ordentlich, und das plötzliche Durcheinander beunruhigt sie.

»Nein«, sagt Marco und blättert die Seiten durch. »Es ist Prosperos Tochter.«

Isobel hebt ein Topfveilchen auf, das mit den Büchern heruntergefallen ist, und stellt es wieder auf das Regal zurück.

»Prospero?«, fragt sie. »Der Magier, den du in Paris gesehen hast?«

Marco nickt.

»Ich wusste gar nicht, dass er eine Tochter hat.«

»Mir war das auch nicht bekannt«, sagt Marco, legt ein Buch beiseite und nimmt ein anderes zur Hand. »Chandresh hat sie gerade als Zirkusartistin eingestellt.«

»Wirklich?«, fragt Isobel. Marco antwortet nicht. »Sie macht also das Gleiche wie ihr Vater, als Bühnenzauber getarnte echte Magie. Hat sie das bei der Vorführprobe auch gemacht?«

»Allerdings«, sagt Marco, ohne von seinen Büchern aufzublicken.

»Sie ist bestimmt sehr gut.«

»Zu gut.« Marco zieht eine weitere Ladung Bücher von ihren Plätzen und trägt sie zum Tisch, und wieder wird das Veilchen zum unschuldigen Opfer. »Das könnte äußerst problematisch werden«, sagt er vor sich hin. Ein Stapel Notizbücher rutscht in einem Wirbel flatternder Seiten und mit einem Geräusch wie Flügelschlagen vom Tisch.

Isobel rettet das Veilchen erneut und stellt es ans andere Ende des Zimmers.

»Weiß sie, wer du bist?«, fragt sie.

»Ich glaube nicht«, sagt Marco.

»Heißt das, der Zirkus gehört zum Wettstreit?«, fragt Isobel.

Marco hört mit dem Blättern auf und sieht zu ihr hoch.

»Bestimmt«, sagt er und wendet seine Aufmerksamkeit wieder dem Buch zu. »Deshalb sollte ich wahrscheinlich

für Chandresh arbeiten, damit ich schon mal einen Einblick bekomme. Der Zirkus ist der Austragungsort.«

»Ist das gut?«, fragt Isobel, aber Marco ist wieder in der Flut von Papier und Tinte versunken.

Mit einer Hand nestelt er an seinem Ärmel herum. Ein schwarzer Tintenklecks verunziert die weiße Manschette. »Sie hat den Stoff verändert«, murmelt er vor sich hin. »Wie hat sie den Stoff verändert?«

Isobel räumt einen Stapel beiseitegelegter Bücher auf den Schreibtisch, wo ihr *Tarot de Marseille* liegt. Sie sieht zu Marco hinüber, der nun ganz in ein Buch vertieft ist. Leise legt sie die Karten in einer langen Reihe auf dem Schreibtisch aus.

Den Blick auf Marco geheftet, zieht sie eine Karte. Sie dreht sie auf dem Schreibtisch um und sieht sich an, was die Karten zu der Sache sagen.

Ein Mann steht zwischen zwei Frauen, über ihren Köpfen schwebt ein geflügelter Knabe mit Pfeil und Bogen. *L'Amoureux*. Die Liebenden.

»Ist sie hübsch?«, fragt Isobel.

Marco antwortet nicht.

Sie zieht eine weitere Karte aus der Reihe und legt sie auf die vorige. *La Maison Dieu*. Der Turm.

Stirnrunzelnd betrachtet sie das Bild mit dem einfallenden Turm und der herabstürzenden Gestalt. Sie legt beide Karten wieder zu den anderen und schiebt sie zu einem ordentlichen Stapel zusammen.

»Ist sie stärker als du?«, fragt Isobel.

Wieder bleibt Marco, der in einem Notizbuch blättert, ihr eine Antwort schuldig.

Seit Jahren fühlt er sich ganz gut vorbereitet. Das Üben mit Isobel hat sich als Vorteil erwiesen – er konnte seine

Kunststücke in einzelnen Punkten so verbessern, dass selbst Isobel, die sie schon oft gesehen hat, sie nicht immer durchschaut.

Aber angesichts seiner Gegnerin hat ihn sein gutes Gefühl plötzlich verlassen. Nun ist er verwirrt und nervös.

Er hatte irgendwie erwartet, dass er im entscheidenden Moment schon wüsste, was zu tun sei.

Und er hatte den Gedanken gehegt, dass es vielleicht nie zum Äußersten kommen würde und die Aussicht auf das Spiel ihn lediglich zum Lernen anspornen sollte und mehr nicht.

»Dann beginnt die Prüfung also, wenn der Zirkus eröffnet?«, fragt Isobel. Er hatte fast schon vergessen, dass sie anwesend ist.

»Das ist wohl anzunehmen«, sagt Marco. »Mir ist allerdings nicht klar, wie wir gegeneinander antreten sollen, wenn der Zirkus auf Reisen geht und ich in London bleiben muss. Offenbar muss ich alles aus der Ferne machen.«

»Ich könnte mitreisen«, sagt Isobel.

»Was?« Marco sieht zu ihr auf.

»Du hast gesagt, der Zirkus braucht noch eine Wahrsagerin, oder? Ich könnte aus meinen Karten lesen. Bisher hab ich sie nur für mich gelegt, aber ich bin schon besser geworden. Wenn der Zirkus unterwegs ist, kann ich dir Briefe schreiben. Ich hätte einen Ort, wo ich hinkönnte, wenn ich während des Spiels nicht hierbleiben darf.«

»Ich weiß nicht, ob das gut ist«, erwidert Marco, aber er kann nicht genau sagen, warum. Er hatte nie daran gedacht, Isobel in sein Leben außerhalb der Wohnung einzubeziehen, und sie von Chandresh und dem Zirkus ferngehalten, um etwas Eigenes zu haben und auch weil es ihm ange-

bracht schien, besonders nach dem vage formulierten Rat seines Lehrers.

»Bitte«, sagt Isobel. »Dann kann ich dir helfen.«

Marco blickt zögernd auf seine Bücher. In Gedanken sieht er immer noch das Mädchen aus dem Theater vor sich.

»Du wärst dem Zirkus näher«, fährt Isobel fort, »und ich hätte während deiner Prüfung etwas zu tun. Wenn alles vorbei ist, komme ich wieder nach London.«

»Ich weiß doch nicht mal sicher, worin die Prüfung besteht«, sagt Marco.

»Aber du weißt sicher, dass ich währenddessen nicht hierbleiben darf?«, fragt sie.

Marco seufzt. Sie haben schon darüber gesprochen, nicht in allen Einzelheiten, aber ausführlich genug, um klarzustellen, dass Isobel gehen muss, wenn die Prüfung beginnt.

»Ich habe schon genug bei Chandresh zu tun, und ich muss mich auf den Wettstreit konzentrieren, ohne ... Ablenkung«, sagt er und übernimmt damit das Wort, das sein Lehrer für eine als Vorschlag getarnte Anordnung gewählt hat. Er weiß nicht, was ihn stärker beunruhigt: Isobel in das Spiel mit einzubeziehen oder die einzige Beziehung in seinem Leben aufzugeben, die ihm nicht diktiert wurde.

»Ich wäre dann keine Ablenkung, sondern ich würde dir helfen«, sagt Isobel. »Und wenn keine Hilfe erlaubt ist, dann schreibe ich dir eben nur Briefe, was ist daran auszusetzen? Mir scheint das eine ideale Lösung.«

»Ich kann ein Treffen zwischen dir und Chandresh arrangieren«, schlägt Marco vor.

»Du könntest ihn auch ... überzeugen, mich einzustellen, oder?«, fragt Isobel. »Falls er überzeugt werden muss?«

Marco nickt, obwohl er immer noch leichte Zweifel hat, aber er braucht dringend eine Strategie. Eine Taktik, die er

gegenüber seiner frisch offenbarten Gegnerin anwenden kann.

Er wälzt ihren Namen im Kopf hin und her.

»Wie heißt Prosperos Tochter eigentlich?«, fragt Isobel, als könnte sie seine Gedanken lesen.

»Bowen«, antwortet Marco. »Sie heißt Celia Bowen.«

»Ein schöner Name«, sagt Isobel. »Ist irgendwas mit deiner Hand?«

Marco blickt auf seine Hände und stellt überrascht fest, dass er die rechte in der linken hält und unbewusst über die Stelle streicht, an der sich einst ein Ring in seine Haut gebrannt hatte.

»Nein«, sagt er und nimmt schnell ein Notizbuch in die Hand. »Nicht der Rede wert.«

Isobel ist mit der Antwort offenbar zufrieden, denn sie hebt einen Bücherstapel vom Boden auf und legt ihn auf den Schreibtisch.

Marco ist erleichtert, dass sie ihm die Erinnerung an den Ring nicht entreißen kann.



FEUER UND LICHT



Du trittst auf einen hellen, offenen Platz, umgeben von gestreiften Zelten.

Dahinter führen gewundene Wege zu geheimnisvollen Orten mit funkelnden Lichtern.

Verkäufer schlendern durch die Menge. Sie verkaufen Erfrischungen und Kuriositäten, Leckereien, gewürzt mit Vanille und Honig, Schokolade und Zimt.

Eine Schlangenfrau in einem glitzernden schwarzen Kostüm steht auf einem Podest in der Nähe und verrenkt ihren Körper in unmögliche Formen.

Ein Jongleur wirft schwarze, weiße und silberne Kugeln hoch in die Luft, wo sie zu schweben scheinen, ehe sie wieder in seine Hände fallen und sein aufmerksames Publikum applaudiert.

Und alles ist in strahlendes Licht getaucht.

Das Licht entspringt einem großen Feuer in der Mitte des Platzes.

Im Nähertreten siehst du, dass das Feuer in einem breiten schwarzen Eisenkessel brennt, der auf mehreren Klauenfüßen steht. Dort, wo bei einem normalen Kessel der Rand wäre, befinden sich lange Streifen aus geringeltem Eisen, als wäre es geschmolzen und auseinandergezogen worden wie Karamell. Das ge-

wundene Eisen endet in sich einrollenden Spitzen, die sich mit den anderen Eisenstreifen verflechten und allem eine käfigartige Wirkung verleihen. Die Flammen sind in den Lücken dazwischen sichtbar und erheben sich leicht über die Eisenspitzen. Nur am Boden sind sie verdeckt, und man kann unmöglich sagen, was da eigentlich brennt – ob Holz, Kohle oder etwas vollkommen anderes.

Die züngelnden Flammen sind weder gelb noch orange, sondern weiß wie Schnee.

Verborgenes

CONCORD, MASSACHUSETTS, OKTOBER 1902

Die Auseinandersetzungen um Baileys Zukunft finden seit langem und häufig statt, doch inzwischen münden sie oft in gebetsmühlenartige Wiederholungen und angespanntes Schweigen.

Bailey macht Caroline dafür verantwortlich, aber eigentlich hat seine Großmutter mütterlicherseits die Sache ins Rollen gebracht. Da er seine Großmutter jedoch weit mehr liebt als seine Schwester, schiebt er die ganze Schuld auf Caroline. Hätte sie nicht nachgegeben, müsste er jetzt nicht so kämpfen.

Es begann mit einem als Vorschlag umschriebenen Wunsch ihrer Großmutter, der im Grunde recht harmlos klang: Caroline sollte das Radcliffe College besuchen.

Und allem Anschein nach war Caroline von der Idee auch sehr angetan, als sie beim Tee im Salon ihrer Großmutter in Cambridge saß, umgeben von Blümchentapeten und üppigen Polstermöbeln.

Aber Carolines Entschlossenheit schwand, als sie wieder in Concord waren und ihr Vater ein Machtwort sprach.

»Kommt nicht in Frage.«

Caroline nahm es mit einem flüchtigen Schmollen hin und sagte sich, dass es wahrscheinlich ohnehin zu anstrengend wäre, und aus der Stadt machte sie sich auch nicht besonders viel. Außerdem hatte Millie sich verlobt, und es gab eine Hochzeit zu planen, ein Thema, das Caroline viel mehr interessierte als ihre künftige Bildung.

Und damit war die Sache erledigt.

Dann kam die Antwort aus Cambridge und der großmütterliche Bescheid, das mit Caroline gehe in Ordnung, aber Bailey müsse natürlich in Harvard studieren.

Dies war kein vorsichtig umschriebener Wunsch, sondern eine schlichte Forderung. Und finanzielle Einwände wurden, noch ehe sie erhoben werden konnten, durch die klare Feststellung beiseitegewischt, für das Studiengeld sei gesorgt.

Die Streiterei fing schon an, bevor man Bailey überhaupt nach seiner Meinung fragte.

»Ich würde gern in Harvard studieren«, sagte er, als sich ihm die Gelegenheit dazu bot.

»Du übernimmst die Farm«, lautete die Antwort seines Vaters.

Am besten wäre es gewesen, das Thema fallenzulassen und später wieder aufzugreifen, zumal Bailey noch keine sechzehn ist und es noch einige Zeit dauert, bis eine Entscheidung getroffen werden muss.

Aber Bailey hält das Thema warm und spricht es so oft wie möglich an – er weiß auch nicht genau, warum. Er weist darauf hin, dass er anschließend immer noch auf die Farm zurückkehren könnte und vier Jahre nicht so furchtbar lang seien.

Auf diese Äußerungen folgen zunächst Vorträge, aus denen bald lautstarke Befehle und Türeenschlagen werden. Seine Mutter hält sich aus den Auseinandersetzungen möglichst heraus. Wenn man sie drängt, steht sie zu ihrem Ehemann, erklärt aber gleichzeitig leise, dass es eigentlich Baileys Entscheidung sein sollte.

Bailey ist nicht einmal sicher, ob er nach Harvard möchte. Aber er mag die Stadt lieber als Caroline, und ihm selbst scheint Harvard eine geheimnisvolle, vielversprechende Lösung zu sein.

Die Farm dagegen verspricht nur Schafe, Äpfel und Vorhersehbares.

Er kann sich fast schon ausmalen, wie alles ablaufen wird. Jeden Tag. Jede Jahreszeit. Wann die Äpfel vom Baum fallen, wann die Schafe geschoren werden müssen, wann der Frost kommt.

Immer das Gleiche, Jahr für Jahr.

Er weist seine Mutter auf die endlose Monotonie hin, in der Hoffnung, mit ihr eine vernünftige Unterhaltung über seine Zukunft führen zu können, aber sie sagt nur, dass sie den Kreislauf des Landlebens beruhigend finde, und fragt, ob er schon seine Arbeit erledigt habe.

Die Einladungen zum Tee in Cambridge sind jetzt nur noch an Bailey gerichtet und schließen seine Schwester vollends aus. Caroline murmelt, für solche Dinge hätte sie sowieso keine Zeit, und Bailey fährt allein hin und ist froh,

den Ausflug ohne Carolines ständiges Geplapper genießen zu können.

»Mir ist es ziemlich egal, ob du nach Harvard gehst oder nicht«, sagt seine Großmutter eines Nachmittags, ohne dass er das Thema angesprochen hätte. Meistens versucht er es zu vermeiden, weil er glaubt, den Standpunkt seiner Großmutter ohnehin zu kennen.

Er gibt noch einen Löffel Zucker in seinen Tee und wartet auf ihre Erklärung.

»Ich glaube, du hättest dort mehr Möglichkeiten«, fährt sie fort. »Und das wünsche ich mir für dich, auch wenn deine Eltern davon nicht sehr begeistert sind. Weißt du, warum ich meiner Tochter erlaubt habe, deinen Vater zu heiraten?«

»Nein«, sagt Bailey. Über dieses Thema wurde in seiner Gegenwart nie gesprochen, allerdings hatte ihm Caroline einmal unter dem Siegel der Verschwiegenheit von einem kleinen Skandal erzählt. Noch fast zwanzig Jahre später setzt sein Vater keinen Fuß in das Haus von Baileys Großmutter, und auch sie kommt nie nach Concord.

»Weil sie sowieso mit ihm durchgebrannt wäre«, sagt seine Großmutter. »Es war ihr Wunsch. Ich hätte eine andere Wahl für sie getroffen, aber man sollte seinen Kindern ihre Entscheidungen nicht vorschreiben. Ich habe gehört, wie du meinen Katzen Bücher vorgelesen hast. Mit fünf hast du einen Wäschezuber in ein Piratenschiff verwandelt und die Hortensien in meinem Garten attackiert. Erzähl mir also bitte nicht, dass du dich für diese Farm entscheiden würdest.«

»Ich trage Verantwortung«, sagt Bailey und wiederholt damit das Wort, das er inzwischen hasst.

Seine Großmutter gibt ein Geräusch von sich, das ein Lachen oder Husten sein könnte, oder eine Mischung aus beidem.

»Folge deinen Träumen, Bailey«, sagt sie. »Sei es Harvard oder etwas ganz anderes. Egal, was dein werter Vater sagt. Er hat vergessen, dass auch er einmal der Traum von jemandem war.«

Bailey nickt. Seine Großmutter lehnt sich in ihrem Sessel zurück und klagt eine Weile über die Nachbarn, ohne seinen Vater oder seine Träume noch einmal zu erwähnen. Als er dann geht, sagt sie allerdings noch: »Vergiss nicht, was ich dir gesagt habe.«

»Natürlich nicht«, beteuert er.

Er verschweigt ihr, dass er nur einen Traum hat, und der ist genauso unwahrscheinlich wie eine Laufbahn als Gartenpirat.

Die Diskussionen mit seinem Vater führt er tapfer weiter.

»Zählt meine Meinung denn gar nicht?«, fragt er eines Abends, bevor das Gespräch in Türenschnalzen ausartet.

»Nein, tut sie nicht«, antwortet sein Vater.

»Vielleicht solltest du es lieber aufgeben, Bailey«, sagt seine Mutter leise, nachdem sein Vater das Zimmer verlassen hat.

Dann fängt Bailey an, immer mehr Zeit außer Haus zu verbringen.

Die Schulstunden kommen ihm viel zu kurz vor. Bailey arbeitet oft in den hinteren Reihen der Obstgärten, möglichst weit entfernt von seinem Vater.

Dann flüchtet er sich in lange Spaziergänge, über Wiesen und Wälder und Friedhöfe.

Er wandert an Gräbern von Philosophen und Dichtern vorbei, Schriftstellern, deren Bücher er aus der Bibliothek

seiner Großmutter kennt. Daneben stehen zahllose Grabsteine mit unbekanntem Namen, wieder andere sind durch Zeit und Witterung unlesbar geworden, ihre Eigentümer längst vergessen.

Obwohl er nie ein festes Ziel vor Augen hat, enden seine Streifzüge fast immer bei der alten Eiche, in der er früher so oft mit Caroline und ihren Freunden saß.

Inzwischen kann er mühelos in die obersten Äste klettern. Dort herrscht ausreichend Schatten, um sich geschützt zu fühlen, und doch genug Licht zum Lesen, wenn er Bücher mitbringt, was ihm bald zur Gewohnheit wird.

Er liest Märchen, Sagen und Legenden und fragt sich, warum immer nur Mädchen von Rittern, Prinzen oder Wölfen dem Alltag ihres bäuerlichen Daseins entrissen werden. Er findet es ungerecht, dass ihm diese phantastische Möglichkeit verwehrt bleibt. Und selbst den Retter zu spielen, ist er nicht in der Lage.

Während er stundenlang beobachtet, wie die Schafe ziellos über die Weiden ziehen, wünscht er sich sogar, jemand käme vorbei und nähme ihn mit, aber sich beim Anblick von Schafen etwas zu wünschen funktioniert offenbar genauso wenig wie beim Anblick von Sternschnuppen.

Er redet sich ein, dass es im Grunde kein schlechtes Leben und eigentlich nicht schlimm ist, Farmer zu sein.

Doch das Unbehagen bleibt. Selbst der Boden unter seinen Füßen fühlt sich unbefriedigend an.

Und so sucht er weiter Zuflucht bei seinem Baum.

Damit es wirklich sein Baum wird, holt er sogar die alte Holzschatulle mit seinen wertvollsten Habseligkeiten unter seinem Bett hervor und verstaut sie in einer Nische in der Eiche, einer großen Vertiefung, die kein richtiges Loch ist, aber sie ist sicher und erfüllt ihren Zweck.

Die Schatulle ist ziemlich klein, hat matte Messingbeschläge und ist eingewickelt in ein Stück Sackleinen, um sie vor Wind und Wetter zu schützen; sie sitzt so fest, dass selbst die findigsten Eichhörnchen sie bisher nicht von der Stelle bewegen konnten.

Sie enthält eine gesprungene Pfeilspitze, die er als Fünfjähriger auf einer Wiese fand, einen Stein mit einem Loch in der Mitte, der angeblich Glück bringen soll. Eine schwarze Vogelfeder. Einen Glitzerstein, der laut seiner Mutter irgendein Quarz ist. Eine Münze, die von seinem ersten, nie ausgegebenen Taschengeld stammt. Das braune Lederhalsband, das dem Haushund gehörte; er starb, als Bailey neun war. Ein einzelner weißer Handschuh, der durch die jahrelange Aufbewahrung zusammen mit Steinen in der kleinen Schatulle inzwischen ganz grau geworden ist.

Und mehrere von Hand beschriebene Papierblätter, vergilbt und zusammengefaltet.

Nach der Abreise des Zirkus hatte Bailey alles aufgeschrieben, woran er sich erinnern konnte, damit es nicht in Vergessenheit geriet. Das Popcorn mit Schokoladenüberzug. Das Zelt, in dem auf runden Podesten Kunststücke mit gleißend hellem Feuer vorgeführt wurden. Die sich verwandelnde Zauberuhr gegenüber dem Kassenhäuschen, die so viel mehr konnte als nur die Zeit anzeigen.

Er listete jede Einzelheit in zittriger Schrift auf, konnte sich aber nicht dazu überwinden, seine Begegnung mit dem rothaarigen Mädchen festzuhalten. Er hatte nie jemandem von ihr erzählt. Bei den beiden folgenden nächtlichen Zirkusbesuchen hatte er nach ihr gesucht, sie aber nicht gefunden.

Dann war der Zirkus fort, so plötzlich verschwunden, wie er aufgetaucht war, flüchtig wie ein Traum.

Und er kam nicht mehr zurück.

Der einzige Beweis, dass es das Mädchen überhaupt gab und es keine Kopfgeburt war, ist der Handschuh.

Doch Bailey öffnet die Schatulle nicht mehr. Sie befindet sich fest verschlossen im Baum.

Manchmal überlegt er, ob er sie wegwerfen soll, doch das bringt er nicht übers Herz.

Vielleicht lässt er sie im Baum, bis Rinde darüberwächst und sie im Inneren versiegelt.

*

Es ist ein grauer Samstagmorgen, und wie so oft steht Bailey vor dem Rest der Familie auf. Er erledigt schnell seine Aufgaben, packt ein Buch und einen Apfel in seine Tasche und macht sich auf den Weg zu seinem Baum. Unterwegs fällt ihm ein, dass er vielleicht einen Schal hätte umbinden sollen, aber tagsüber wird es sicher noch wärmer. Mit diesem tröstlichen Gedanken klettert er über die Stelle hinaus, auf die er früher verbannt war, vorbei an den Ästen seiner Schwester und ihrer Freunde. Das ist Millies Ast, denkt er, als sein Fuß ihn berührt. Ein Gefühl der Befriedigung überkommt ihn, als er Carolines Ast unter sich lässt, selbst nach all den Jahren. Umgeben von im Wind raschelnden Blättern setzt Bailey sich an seinen Lieblingsplatz, in der Nähe der fast vergessenen Schatzschatulle.

Als er irgendwann später von seinem Buch aufblickt, ist er vom Anblick der schwarzweiß gestreiften Zelte auf der Wiese so erschrocken, dass er fast vom Baum fällt.

TEIL II

BELEUCHTUNG

Flammen, Laternen, Sterne – so vieles schimmert und glitzert im Le Cirque des Rêves. Im Zusammenhang mit seinen Sehenswürdigkeiten habe ich so oft den Ausdruck »Beleuchtungstrick« gehört, dass ich manchmal den Verdacht hege, der gesamte Zirkus könnte eine einzige, komplexe Lichtillusion sein.

– *Friedrick Thiessen, 1894*

Eröffnungsnacht I: Beginn

LONDON, 13. UND 14. OKTOBER 1886

Der Eröffnungstag, oder vielmehr die Eröffnungsnacht, ist spektakulär. Alles ist bis ins Letzte geplant, und vor dem Tor versammelt sich schon weit vor Sonnenuntergang eine gewaltige Menschenmenge. Als sie endlich eingelassen wird, strömen die Leute mit staunendem Blick herein, und von Zelt zu Zelt werden ihre Augen größer.

Alle Zirkuselemente verbinden sich zu einem wunderbaren Ganzen. Artisten, die in verschiedenen Ländern auf unterschiedlichen Kontinenten geprobt haben, treten nun in benachbarten Zelten auf. Jedes Kostüm, jede Geste, jedes Schild ist perfekter als das vorherige.

Selbst die Luft ist ideal, klar und frisch, erfüllt von Düften und Klängen, die alle Besucher verführen und verzaubern.

Um Mitternacht wird feierlich das Feuer entfacht, wo zuvor nur eine schlichte schmiedeeiserne Skulptur zu sehen war. Zwölf Feuerkünstler betreten leise den runden Platz und stellen ringsum kleine Podeste auf, wie Ziffern auf einer Uhr. Genau eine Minute vor der vollen Stunde besteigen sie ihr Podest und ziehen einen glänzend schwarzen Pfeil und Bogen vom Rücken. Dreißig Sekunden vor Mitternacht entzünden sie die Pfeilspitzen mit tanzenden gelben Flämmchen. Wer sie vorher in der Menge nicht bemerkt hat, schaut ihnen nun verwundert zu. Um zehn Sekunden vor zwölf erheben sie die Bogen und richten die brennenden Pfeile auf das Gefäß aus Eisenschnörkeln. Als die Uhr am Tor zu schlagen beginnt, schießt der erste Bogenschütze seinen Pfeil ab. Mit einem Funkenregen fliegt er hoch über die Menge hinweg und trifft sein Ziel.

Gelb lodernd entflammt das Feuer.

Dann folgt der zweite Schlag, der zweite Schütze schickt seinen Pfeil in die gelben Flammen, und sie sind licht himmelblau.

Ein dritter Schlag und ein dritter Pfeil, und sie leuchten warmrosa.

Wie ein reifer Kürbis färbt sich das Feuer nach dem vierten Pfeil.

Ein fünfter, und es brennt scharlachrot.

Der sechste lässt es tiefpurpurn funkeln.

Sieben, und die Flammen sind in glühendes Weinrot getränkt.

Acht, und sie schimmern violett.

Neun, Violett wird zu Indigo.

Ein zehnter Schlag, ein zehnter Pfeil, und das Feuer ist tiefstes Nachtblau.

Der vorletzte Schlag verwandelt das Blau der tanzenden Flammen in Schwarz, und in diesem Augenblick sind sie nur schwer vom Kessel zu unterscheiden.

Dann ertönt der letzte Schlag, und ein gleißendes Weiß ersetzt die dunklen Flammen. Funken stöbern wie Schneeflocken um sie her, und dichte weiße Rauchfahnen kräuseln sich in den Nachthimmel hinauf.

Die Menge reagiert stürmisch. Zuschauer, die eigentlich schon gehen wollten, bleiben nun doch etwas länger und schwärmen begeistert von der Feuerzeremonie. Wer sie nicht mit eigenen Augen gesehen hat, kann die kurz darauf und noch Stunden später erzählten Geschichten kaum glauben.

Auf verschlungenen, scheinbar endlosen Pfaden wandern die Leute von Zelt zu Zelt. Manche betreten jedes, an dem sie vorüberkommen, andere sind wählerischer und studieren erst eingehend die Schilder, bevor sie sich für einen Besuch entscheiden. Einige sind so fasziniert von einem Zelt, dass sie nicht wieder gehen können und deshalb die ganze Zeit dort bleiben. Auf den Gängen empfehlen Besucher sich im Vorübergehen bemerkenswerte Zelte, in denen sie selbst schon waren. Ihr Rat wird stets gern angenommen, auch wenn die Beratenen oft von anderen Zelten abgelenkt werden, bevor sie die empfohlenen finden.

Als die Morgendämmerung heraufzieht, sind die verbliebenen Besucher nur schwer zum Gehen zu bewegen und allein durch Beteuerungen zu vertrösten, dass sie bei Sonnenuntergang zurückkehren dürfen.

Alles in allem ist die Eröffnungsnacht ein voller Erfolg.

Es passiert nur ein kleines Malheur, wenn man so will, ein unerwarteter Zwischenfall. Kein Besucher bekommt davon etwas mit, und auch viele Artisten erfahren es erst im Nachhinein.

Kurz vor Sonnenuntergang, als die letzten Vorbereitungen getroffen werden (Kostüme in Ordnung gebracht, Zucker karamellisiert), setzen bei der Frau des Raubkatzenbändigers überraschend die Wehen ein. Wenn sie nicht in anderen Umständen ist, assistiert sie ihrem Mann. Die Dompteurnummer wurde für die Zeit ohne sie leicht abgeändert, aber die Katzen scheinen unruhig zu sein.

Sie erwartet Zwillinge, aber eigentlich erst in ein paar Wochen. »Vielleicht wollten sie die Eröffnung nicht verpassen«, scherzen die Leute später.

Vor Einlass des Publikums wird ein Arzt zum Zirkus geholt und zur Entbindung diskret hinter die Kulissen geführt (was leichter zu meistern ist, als die Schwangere ins Krankenhaus zu schaffen).

Sechs Minuten vor Mitternacht wird Winston Aidan Murray geboren.

Sieben Minuten nach Mitternacht folgt seine Schwester, Penelope Aislin Murray.

Als man Chandresh Christophe Lefèvre die Nachricht überbringt, ist er etwas enttäuscht, dass es keine eineiigen Zwillinge sind. Er hatte sich schon mehrere Nummern ausgedacht, die sie im passenden Alter hätten aufführen können. Zweieiige Zwillinge haben für ihn nicht den nötigen Schaeffekt, aber er lässt Marco trotzdem zwei Riesensträuße roter Rosen schicken.

Es sind winzige Wesen, jedes mit überraschend vollem rotem Haar. Sie weinen kaum, schauen wach aus den glei-

chen großen blauen Augen. Beide sind in Seiden- und Satinstoffe gehüllt, sie in Weiß und er in Schwarz.

Ein steter Strom von Zirkuskünstlern besucht sie in den Pausen, hält sie der Reihe nach im Arm und macht unweigerlich eine Bemerkung zu ihrem exzellenten Sinn für den richtigen Zeitpunkt. Geborene Zirkuskinder, sagen alle, nur die Haare ... Jemand schlägt vor, ihnen Mützen aufzusetzen, bis sie alt genug zum Färben sind. Jemand anders meint, es wäre grotesk, solche Haare zu färben, ein noch viel leuchtenderes Rot als das Kastanienhaar ihrer Mutter.

»Die Farbe verheißt Glück«, sagt Tsukiko, weigert sich aber, es näher auszuführen. Sie küsst die Zwillinge auf die Stirn und bastelt später Ketten aus gefalteten Papierkranichen für die Wiege.

Gegen Morgengrauen, als der Zirkus sich leert, werden sie spazieren getragen, um die Zelte und zum Platz in der Mitte. Eigentlich soll sie das in den Schlaf wiegen, aber sie bleiben wach und schauen sich die Lichter und Kostüme und Streifen auf den Zelten ringsum an, sonderbar aufmerksam dafür, dass sie erst ein paar Stunden alt sind.

Erst als die Sonne aufgeht, schließen sie endlich die Augen, Seite an Seite in der schmiedeeisernen schwarzen Wiege mit den gestreiften Decken, die trotz ihrer verfrühten Ankunft schon auf sie wartet. Sie wurde ein paar Wochen zuvor als Geschenk geliefert, ohne Karte oder Nachricht. Die Murrays nahmen an, sie sei ein Geschenk von Chandresh, aber als sie ihm dankten, hatte er keine Ahnung, wovon sie sprachen.

Die Zwillinge aber fühlen sich darin wohl, trotz der ungeklärten Herkunft.

Später weiß niemand mehr genau, wer sie Poppet und Widget getauft hat. Wie schon bei der Wiege zeichnet niemand verantwortlich dafür.

Aber die Spitznamen bleiben an ihnen hängen, wie das bei Spitznamen so ist.

Eröffnungsnacht II: Funken

LONDON, 13. UND 14. OKTOBER 1886

Marco schielt den ganzen Abend auf seine Taschenuhr und wartet ungeduldig, dass die Zeiger auf Mitternacht springen.

Die verfrühte Ankunft der Murray-Zwillinge hat seinen Zeitplan durcheinandergebracht, aber ihm genügt es, wenn die Feuerzeremonie nach Plan verläuft.

Es war die beste Lösung, die ihm eingefallen ist, denn in ein paar Wochen wird der Zirkus Hunderte Kilometer entfernt sein, und er bleibt allein in London zurück.

Auch wenn Isobel ihm nützlich sein sollte, braucht er ein stärkeres Band.

Seit er den Schauplatz des Wettstreits kennt, hat er zunehmend mehr Verantwortung für den Zirkus übernommen. Er hat immer mehr getan, als Chandresh von ihm verlangte, bis er schließlich völlig freie Hand bekam – vom Absegnen der Torgestaltung bis zur Bestellung des Zeltleins.

Die Reichweite des Bindezaubers beunruhigt ihn, denn etwas in dieser Größenordnung hat er noch nie ausprobiert.

Aber er sieht keinen triftigen Grund, warum er das Spiel nicht möglichst stark eröffnen sollte.

Das Feuer ist seine Verbindung zum Zirkus, auch wenn er nicht genau weiß, wie gut es funktionieren wird. Bei der Vielzahl von Beteiligten scheint es ihm sinnvoll, den Schauplatz zusätzlich abzusichern.

Die Vorbereitung hat Monate gedauert.

Chandresh überließ ihm die Inszenierung der Feuerzeremonie nur zu gern, nachdem er sich schon bei der Zirkusplanung unbezahlbar gemacht hatte. Ein Wink, und die Einzelheiten waren ihm überlassen.

Und die Hauptsache: Chandresh war einverstanden, dass die Feuerzeremonie ein Geheimnis bleibt. Auf diese Weise umgab sie ein Hauch von Mitternachtsdinner, bei dem keine Fragen nach Zutaten oder Speisenfolge erlaubt sind.

Es wurde verschwiegen, womit die Pfeilspitzen präpariert sind, die eine so erstaunliche Wirkung erzielen. Wie man es schafft, dass die Flammen von einer leuchtenden Farbe zur nächsten wechseln.

Wer bei den Vorbereitungen und Proben doch danach fragte, bekam zur Antwort, den Trick zu verraten verderbe den Effekt.

Aber das Wichtigste konnte Marco natürlich nicht proben.

Auf dem überfüllten Platz gelingt es ihm mühelos, sich kurz vor Mitternacht unbemerkt von Chandreshs Seite zu entfernen.

Er bahnt sich einen Weg zum schmiedeeisernen Feuerkessel und schiebt sich so nah es geht heran. Dann zieht er eine große ledergebundene Kladde aus seinem Mantel, eine haargenaue Kopie des Notizbuchs, das er sicher in seinem Büro verwahrt. Im Gewühl der Menge merkt niemand, wie

er sie in den leeren Kessel wirft, wo sie mit einem dumpfen Schlag, der vom Lärm ringsum übertönt wird, am Boden landet.

Der Buchdeckel klappt auf, und der filigrane Tintenbaum liegt offen unter dem sternengesprenkelten Nachthimmel.

Als die Bogenschützen ihre Plätze einnehmen, bleibt Marco dicht am gewirbelten Eisengestell stehen.

Trotz des Zuschauergedränges konzentriert er sich ganz auf das in einem Regenbogen von Farben auflodernde Feuer.

Als der letzte Pfeil sein Ziel trifft, schließt Marco die Augen. Die weißen Flammen glühen rot durch seine Lider.

*

Celia hatte eigentlich erwartet, dass sie sich bei ihren ersten Auftritten wie ein Abklatsch ihres Vaters vorkommen würde, doch zu ihrer Erleichterung sind ihre Vorstellungen himmelweit von dem entfernt, was sie früher in so vielen Theatern gesehen hatte.

Das Zelt ist klein und intim, die Zahl der Zuschauer überschaubar, so dass sie nicht zu einer anonymen Masse verschmelzen.

Es gelingt ihr, jede Vorstellung anders zu gestalten, indem sie die Abfolge ihres Programms auf die Publikumsreaktion abstimmt.

Obwohl die Auftritte ihr mehr Spaß bereiten, als sie gedacht hätte, genießt sie zwischendurch die Pausen. Kurz vor Mitternacht beschließt sie, sich einen Platz zu suchen, an dem sie unauffällig das Entfachen des Zirkusfeuers beobachten kann.

Doch auf dem Weg durch den Bereich, der trotz fehlender Bühne als »hinter den Kulissen« bezeichnet wird, gerät

sie prompt in das geordnete Chaos um die bevorstehende Geburt der Murray-Zwillinge.

Eine Gruppe von Artisten und Mitarbeitern hat sich versammelt und wartet angespannt. Den Arzt scheint die ganze Situation zu befremden. Die Schlangenfrau kommt und geht wieder. Aidan Murray läuft unruhig auf und ab wie seine Raubkatzen.

Celia versucht, sich nützlich zu machen, indem sie den anderen Tee bringt und ihnen auf möglichst originelle Art versichert, dass schon alles gutgehen wird.

Sie fühlt sich an die Zeit erinnert, in der sie als Medium ihre Klienten getröstet hat, nur mit dem Unterschied, dass sie damals niemand mit ihrem Namen angesprochen hat.

Kurz vor Mitternacht ertönt ein leises Schreien, das Erleichterung auslöst und mit Seufzern und Jubel begrüßt wird.

Unmittelbar darauf geschieht noch etwas.

Celia spürt es, bevor sie den Applaus vom Platz herüberbranden hört – die Veränderung, die durch den Zirkus geht wie eine Welle.

Sie durchfährt ihren Körper und jagt ihr einen Schauer über den Rücken, der sie beinahe umwirft.

»Ist alles in Ordnung?«, fragt eine Stimme hinter ihr, und als sie sich umdreht, legt Tsukiko ihr stützend eine warme Hand auf den Arm. Der wissende Blick in den Augen der Schlangenfrau ist Celia allmählich vertraut.

»Ja, vielen Dank«, antwortet Celia nach Luft ringend.

»Du bist ein empfindsamer Mensch«, sagt Tsukiko. »Da ist es nicht ungewöhnlich, wenn so ein Ereignis dich mitnimmt.«

Von nebenan ertönt ein weiteres Schreien und gesellt sich in sanftem Chor zum ersten.

»Sie haben ein bemerkenswertes Gespür für den richtigen Augenblick«, sagt Tsukiko und wendet ihre Aufmerksamkeit den neugeborenen Zwillingen zu.

Celia kann nur nicken.

»Schade, dass du die Feuerzeremonie verpasst hast«, fährt Tsukiko fort. »Die war auch bemerkenswert.«

Während das Weinen der Murray-Zwillinge nachlässt, versucht Celia, das noch immer vorhandene Kribbeln auf ihrer Haut abzuschütteln.

Sie kennt ihren Gegenspieler zwar noch nicht, aber sein erster Zug hat sie erschüttert.

Es kommt ihr vor, als würde der ganze Zirkus um sie herum strahlen, als hätte jemand ein Netz darübergeworfen, unter dem alles innerhalb des Eisenzauns gefangen ist wie ein flatternder Schmetterling.

Sie überlegt, womit sie am besten zurückschlagen könnte.

Eröffnungsnacht III: Blendwerk

LONDON, 13. UND 14. OKTOBER 1886

Chandresh Christophe Lefèvre betritt am Eröffnungabend kein einziges Zelt. Stattdessen spaziert er mit Marco im Schlepptau die Gänge und Pfade entlang und kreuz und quer über den Platz. Wann immer er etwas zu beanstanden hat, macht Marco sich Notizen.

Chandresh beobachtet, wonach die Zirkusbesucher entscheiden, in welches Zelt sie gehen. Dabei fallen ihm

Schilder auf, die schief oder nicht in Augenhöhe hängen, und Türen, die zu unscheinbar oder aufdringlich wirken und deshalb zu viele oder zu wenige Zuschauer anlocken.

Aber das sind nur Kleinigkeiten, ein Extraschuss Öl gegen unhörbares Quietschen. Alles läuft bestens. Die Leute sind begeistert. Die Schlange an der Kasse reicht bis um den Zaun. Der ganze Zirkus sprüht vor Aufregung.

Kurz vor Mitternacht stellt Chandresh sich an den Rand des großen Platzes, um die Feuerzeremonie zu verfolgen. Er sucht sich ein Fleckchen, von dem er einen guten Blick auf das Schauspiel und die Menge hat.

»Ist alles bereit?«, fragt er.

Niemand antwortet.

Als er sich zu beiden Seiten umschaute, sieht er nur ausgelassene Besucher vorbeiströmen.

»Marco?«, sagt er, doch Marco ist spurlos verschwunden.

Eine der Burgess-Schwwestern entdeckt Chandresh und bahnt sich behutsam einen Weg durch die Menschenmenge.

»Hallo, Chandresh«, sagt sie, als sie bei ihm ankommt.

»Stimmt was nicht?«

»Anscheinend habe ich Marco verlegt«, sagt er. »Seltsam. Aber kein Grund zur Sorge, Lainie, Liebes.«

»Tara«, berichtigt sie ihn.

»Ihr seht euch zu ähnlich.« Chandresh pafft an seiner Zigarre. »Das verwirrt. Ihr solltet nur als Paar auftreten, um andere nicht in Verlegenheit zu bringen.«

»Also wirklich, Chandresh, wir sind nicht mal Zwillinge.«

»Wer von euch ist denn die Ältere?«

»Das bleibt unser Geheimnis«, sagt Tara lächelnd.

»Kann man den Abend schon als Erfolg bezeichnen?«

»Bisher läuft alles zufriedenstellend, aber die Nacht ist noch jung, meine Liebe. Wie geht's Mrs Murray?«

»Gut, glaube ich. Seit einer Stunde habe ich allerdings nichts mehr gehört. Die Zwillinge werden wohl einen unvergesslichen Geburtstag haben.«

»Wenn sie so leicht zu verwechseln sind wie deine Schwester und du, sind sie vielleicht was für den Zirkus. Wir könnten sie in das gleiche Kostüm stecken.«

Tara lacht. »Lässt du sie wenigstens erst laufen lernen?«

Zwölf Bogenschützen positionieren sich um den noch dunklen Feuerkessel. Tara und Chandresh verstummen. Während Tara den Bogenschützen zusieht, beobachtet Chandresh, wie das Schauspiel die Aufmerksamkeit der Menschenmenge auf sich zieht. Mit dem Auftritt der Bogenschützen wird die Menge zum Publikum, als sei sie Teil der Inszenierung. Alles läuft wie am Schnürchen.

Ein Bogenschütze nach dem anderen schießt seinen Pfeil ab und lässt die Flammen in einem bunten Regenbogen emporlodern. Der ganze Zirkus ist in Farbe getaucht, als die Uhr mit tiefem, weithin hallendem Klang zwölfmal schlägt.

Beim zwölften Schlag brennt das Feuer weißglühend und lichterloh. Alles auf dem Platz erschauert für einen Moment – Schals flattern, obwohl kein Lüftchen weht, und das Zeltleinen bebt.

Das Publikum spendet Beifall. Auch Tara klatscht, Chandresh dagegen stolpert und lässt seine Zigarre fallen.

»Fehlt dir was, Chandresh?«, fragt Tara.

»Mir ist ganz schwindlig«, antwortet er. Tara fasst ihn am Arm und zieht ihn aus der wieder in alle Richtungen drängenden Menschenmenge zum nächsten Zelt.

»Hast du das auch gespürt?«, fragt Chandresh. Ihm zittern die Beine, und Tara hat wegen der rempelnden Passanten Mühe, ihn zu stützen.

»Gespürt? Was denn?« Chandresh, der immer noch ganz wacklig ist, antwortet nicht. »Wieso hat keiner daran gedacht, Bänke aufzustellen?«, murt Tara vor sich hin.

»Gibt es ein Problem, Miss Burgess?«, fragt eine Stimme hinter ihr. Sie schaut sich um und sieht Marco, mit Notizbuch in der Hand und höchst besorgter Miene.

»Ach, Marco, da sind Sie ja«, sagt Tara. »Chandresh geht es nicht gut.«

Sie ziehen schon neugierige Blicke auf sich. Marco bringt Chandresh in eine ruhigere Ecke und stellt sich vor ihn, um ihn notdürftig abzuschirmen.

»Geht es ihm schon länger so?«, fragt Marco, während er Chandresh stützt.

»Nein, es kam ganz plötzlich«, antwortet sie. »Ich habe Angst, dass er ohnmächtig wird.«

»Es ist bestimmt nichts Schlimmes«, sagt Marco. »Vielleicht die Hitze. Ich komme schon zurecht, Miss Burgess. Sie brauchen sich nicht darum zu kümmern.«

Tara runzelt die Stirn und bleibt zögernd stehen.

»Es ist nichts Schlimmes«, wiederholt Marco mit Nachdruck.

Chandresh schaut zu Boden, als hätte er etwas verloren. Von dem Gespräch bekommt er anscheinend nichts mit.

»Wenn Sie darauf bestehen«, lenkt Tara ein.

»Er ist in den besten Händen, Miss Burgess.« Ehe sie noch etwas erwidern kann, kehrt Marco ihr den Rücken zu und verschwindet mit Chandresh im Gewühl.

»Hier bist du!« Lainie taucht neben ihrer Schwester auf. »Ich hab dich überall gesucht. Hast du die Feuerzeremonie gesehen? War das nicht sensationell?«

»In der Tat.« Tara späht weiter in die Menge.

»Was ist denn los?«, fragt Lainie. »Ist irgendwas passiert?«

»Was weißt du über Chandreshs Assistenten?«, fragt Tara zurück.

»Marco? Nicht gerade viel. Er arbeitet seit ein paar Jahren bei Chandresh, kümmert sich vor allem um die Buchhaltung. Davor war er eine Art Student, glaube ich. Aber was er studiert hat oder wo, weiß ich nicht genau. Besonders gesprächig ist er nicht. Warum fragst du? Mal wieder auf der Jagd nach einer geheimnisvollen, gutaussehenden Eroberung?«

Trotz ihrer Zerstreutheit muss Tara lachen.

»Nein, nichts dergleichen. Reine Neugier.« Sie hakt sich bei ihrer Schwester unter. »Komm, wir gehen erst mal auf die Jagd nach anderen Geheimnissen.«

Arm in Arm schlendern sie durch die Menge, am brennenden Feuer vorbei, dessen tanzende weiße Flammen viele Besucher noch immer fasziniert betrachten.



DER GEHÄNGTE



In diesem Zelt schweben hoch über dir Menschen. Artisten, Trapezkünstler, Luftakrobaten. Beleuchtet von vielen runden Glühlampen, die an der Zeltdecke hängen wie Planeten oder Sterne.

Netze sind nicht vorhanden.

Du siehst die Vorstellung von einem gefährlichen Blickwinkel aus, direkt unter den Künstlern, mit nichts dazwischen.

Mädchen in gefiederten Kostümen drehen sich in verschiedenen Höhen, aufgehängt an verstellbaren Bändern. Marionetten, die ihre eigenen Strippen ziehen. Als Trapeze dienen normale Stühle mit Beinen und Rückenlehnen.

Gitterkugeln, die an Vogelkäfige erinnern, heben und senken sich, während ein oder mehrere Luftakrobaten

sich vom Inneren nach außen bewegen und oben auf

der Spitze stehen oder unten an den Gitterstäben

hängen.

In der Zeltmitte hängt ein Mann im Smoking, sein Bein ist an einem silbernen Seil befestigt, die Hände sind hinter dem Rücken verschränkt.

Er beginnt sich ganz langsam zu bewegen. Streckt die Arme von den Seiten nach vorne, erst einen und dann den zweiten, bis sie über dem Kopf nach unten hängen.

Er beginnt sich zu drehen. Schneller und schneller, bis er nur noch ein verschwommener Fleck am Ende eines Seils ist.

Plötzlich hält er inne und fällt.

Das unter ihm stehende Publikum springt aus dem Weg und räumt eine Stelle aus nacktem, hartem Boden frei.

Du erträgst es nicht hinzusehen, kannst den Blick aber auch nicht abwenden.

Dann verharrt er auf Augenhöhe mit dem Publikum. Hängt an dem silbernen Seil, das jetzt unendlich lang wirkt. Der Zylinder sitzt nach wie vor auf seinem Kopf, die Arme liegen ruhig an den Seiten.

Als die Menge sich wieder fängt, hebt er eine behandschuhte Hand und lüftet den Hut. Dann neigt er sich in der Taille und macht eine dramatische, auf dem Kopf stehende Verbeugung.

Oneiromantie

CONCORD, MASSACHUSETTS, OKTOBER 1902

Den ganzen Tag sehnt Bailey den Sonnenuntergang herbei, doch die Sonne bleibt stur und zieht wie gewohnt ihre Bahn über den Himmel. Sonst denkt Bailey über Zeit nicht nach, aber heute vergeht sie quälend langsam. Fast wünscht er sich, es wäre ein Schultag, dann gingen die Stunden schneller vorbei. Er überlegt, ob er sich hinlegen soll, aber zum Schlafen ist er viel zu aufgeregt.

Das Abendessen verläuft wie seit Monaten in ausgedehntem Schweigen, das nur von Unterhaltungsversuchen seiner Mutter und Carolines gelegentlichen Seufzern unterbrochen wird.

Seine Mutter erwähnt den Zirkus, genauer gesagt den Besucherstrom, den er anlocken wird.

Bailey erwartet, dass darauf wieder Schweigen folgt, aber Caroline spricht ihn an.

»Als der Zirkus letztes Mal hier war, haben wir da nicht Wahrheit oder Pflicht gespielt und dich reingeschickt, Bailey?« Sie fragt neugierig und leichthin, so als wisse sie es wirklich nicht mehr.

»Was, tagsüber?«, fragt seine Mutter. Caroline nickt flüchtig.

»Ja«, antwortet Bailey leise und wünscht sich das beklemmende Schweigen zurück.

»Bailey!« Aus dem Mund seiner Mutter klingt sein Name wie eine vorwurfsvolle Ermahnung. Bailey versteht nicht, warum sie ihm die Schuld gibt, schließlich hat er sich

die Pflicht nicht ausgedacht. Er will schon protestieren, da sagt Caroline, als fiele ihr nun alles wieder ein: »Ach, er hat es doch gar nicht gemacht.«

Bailey zuckt nur die Schultern.

»Das will ich auch hoffen«, sagt seine Mutter.

Es herrscht wieder Schweigen, und Bailey sieht nachdenklich aus dem Fenster. Er überlegt, was »Einbruch der Nacht« wohl genau bedeutet? Am besten, er ist beim ersten Anzeichen der Dämmerung am Tor – notfalls wartet er eben. Es kribbelt ihm schon in den Füßen. Hoffentlich kommt er bald weg.

Es dauert endlos, bis der Tisch abgeräumt ist, eine Ewigkeit, bis sie mit dem Abwasch fertig sind. Caroline verschwindet auf ihr Zimmer, und sein Vater holt die Zeitung hervor.

Bailey wickelt sich den Schal um. »Wo willst du hin?«, fragt seine Mutter.

»Zum Zirkus«, antwortet er.

»Komm nicht so spät wieder. Du musst noch arbeiten.«

»Ja.« Bailey ist froh, dass sie keine Uhrzeit genannt hat. Und »spät« ist schließlich ein dehnbarer Begriff.

»Und nimm deine Schwester mit.«

Da er sich nicht unbemerkt allein davonstehlen kann, klopft er an Carolines halboffene Tür.

»Hau ab«, empfängt sie ihn.

»Ich geh zum Zirkus, falls du mitmöchtest«, sagt Bailey in gelangweiltem Ton. Ihre Antwort kennt er schon.

»Nein«, sagt sie, so vorhersehbar wie das Schweigen beim Abendessen. Mit verächtlichem Blick fügt sie hinzu: »Wie kindisch.«

Bailey geht ohne ein weiteres Wort aus dem Haus und lässt die Tür vom Wind hinter sich zuschlagen.

Die Sonne beginnt gerade zu sinken, und es sind mehr Leute unterwegs als sonst um diese Zeit, alle in die gleiche Richtung.

Langsam lässt Baileys Aufregung nach. Vielleicht ist es wirklich kindisch. Vielleicht wird es nicht mehr so wie früher.

Auf der Wiese hat sich schon eine Menschenmenge versammelt. Zu Baileys Erleichterung sind darunter auch viele Gleichaltrige und Erwachsene, und nur ein paar haben Kinder dabei. Zwei Mädchen in seinem Alter versuchen kichernd, seine Aufmerksamkeit zu erregen, als er an ihnen vorbeigeht. Ob es ihm schmeicheln soll, weiß er nicht.

Bailey sucht sich einen Platz in der Menge und blickt wartend auf das geschlossene Eisentor. Ob der Zirkus anders sein wird, als er ihn in Erinnerung hat?

Im Hinterkopf spukt ihm noch eine Frage herum: ob irgendwo hinter dem Zaun auch das rothaarige Mädchen in Weiß zu finden ist.

Die orangeroten Strahlen der tiefstehenden Sonne tauchen den Zirkus und alles um ihn herum in Flammen, bis das Licht ganz verschwindet. Schneller, als Bailey erwartet hat, vollzieht sich der Übergang von Feuerrot zum Halbdunkel, und dann flackern überall an den Zelten die Zirkuslichter auf. Ein anerkennendes Raunen geht durch die Menge, aber ganz vorn halten ein paar Leute überrascht die Luft an, als am großen Schild über dem Tor knisternd die Funken sprühen. Bailey muss unwillkürlich lächeln, als es in vollem Glanz erstrahlt und leuchtet wie ein Signalfeuer: *Le Cirque des Rêves*.

Während der Tag sich schleppend dahinzog, bewegt sich die Schlange am Zirkuseingang bemerkenswert rasch vo-

ran, und schon bald steht Bailey am Kassenhäuschen und kauft eine einzelne Eintrittskarte.

Der verschlungene, sternengesprenkelte Pfad kommt ihm endlos vor, während er sich die dunklen Windungen entlangtastet und sehnsüchtig auf das helle Licht am Ende wartet.

Als er endlich an den beleuchteten Platz kommt, ist sein erster Gedanke, dass es genauso riecht wie damals – nach Rauch und Karamell und noch etwas, das er nicht einordnen kann.

Wo soll er anfangen? Es gibt so viele Zelte, so viele Möglichkeiten. Am besten, er sieht sich erst einmal um.

Wenn er einfach nur durch den Zirkus spaziert, hat er vielleicht auch größere Chancen, dem rothaarigen Mädchen zu begegnen, denkt er, obwohl er sich nicht eingestehen will, dass er nach ihr sucht. Schließlich wäre es albern, jemanden zu suchen, den er nur ein einziges Mal gesehen hat, und das vor Jahren und unter höchst seltsamen Umständen. Es gibt keinen Grund, warum sie sich an ihn erinnern oder ihn wiedererkennen sollte, zumal er sich nicht mal sicher ist, ob er selbst sie noch erkennen würde.

Er beschließt, mitten durch den Zirkus zu gehen, über den Platz mit dem Feuerkessel bis ans andere Ende, und sich dann zurückzuarbeiten. Vielleicht herrscht weiter hinten auch weniger Gedränge.

Aber zuerst möchte er einen heißen Apfelmost. Es dauert nicht lang, bis er den richtigen Stand findet. Er bezahlt das dampfende Gebräu in dem schwarzweiß marmorierten Becher und fragt sich vor dem ersten Schluck kurz, ob es wohl so gut schmeckt wie in seiner Erinnerung. Unzählige Male hat er sich den Geschmack ins Gedächtnis gerufen, und obwohl die Gegend apfelreich ist, war kein Cider – ob ge-

würzt oder nicht – je wieder so köstlich. Nach einigem Zögern nippt er ganz vorsichtig. Er schmeckt sogar noch besser, als er ihn in Erinnerung hatte.

Auf einem Pfad zwischen den Eingängen der umliegenden Zelte trifft Bailey auf eine kleine Gruppe, die sich um ein erhöhtes Podest versammelt hat. Auf dem Podest steht eine Frau in einem hautengen silber-schwarzen Kostüm mit Schnörkelmuster. Sie verdreht und verbiegt sich so sehr, dass es furchtbar und anmutig zugleich aussieht. Bailey bleibt stehen und schaut zu, obwohl es beinahe weh tut.

Die Schlangenfrau hebt einen kleinen Silberreifen vom Boden auf und schwenkt ihn mit ein paar einfachen, aber eindrucksvollen Gesten durch die Luft. Dann reicht sie ihn einem Mann vorn in der Menge, um zu demonstrieren, wie stabil er ist. Als der Mann ihr den Reifen zurückgibt, schlüpft sie in tänzerisch-fließenden Bewegungen mit ihrem ganzen Körper hindurch.

Nachdem sie den Reifen abgelegt hat, stellt sie einen kleinen Kasten in die Mitte des Podests.

Er sieht aus, als messe er höchstens dreißig mal dreißig Zentimeter, obwohl er in Wahrheit etwas größer ist. Es wäre schon ein Kunststück, wenn eine ausgewachsene (wenn auch unterdurchschnittlich kleine) Frau sich in ein so enges Behältnis zwängen würde, aber in diesem Fall ist es umso beeindruckender, weil der Kasten vollkommen transparent ist.

Die Einfassung besteht aus schwärzlich angelaufenem Metall, aber Wände und Deckel sind aus durchsichtigem Glas, so dass die Schlangenfrau die ganze Zeit zu sehen ist, während sie sich biegt und verrenkt und in den winzigen Raum hineinfaltet. Sie geht langsam vor, macht aus jeder kleinen Bewegung einen Teil der Darbietung, bis sie von

Kopf bis Fuß in dem Kasten steckt und nur noch eine Hand oben herausragt. Was Bailey von seinem Platz aus sieht, ist unglaublich: hier ein Stück Bein, da eine Schulterpartie, und unter dem Fuß ein Teil des anderen Arms.

Die Hand, die noch draußen ist, winkt fröhlich und zieht dann den Deckel zu. Der Riegel schnappt automatisch ein, der Kasten ist unbestreitbar verschlossen und die Schlangenfrau eindeutig darin gefangen.

Und dann füllt sich der Glaskasten langsam mit weißem Rauch. Er kringelt sich durch die kleinen, nicht von Rumpf und Gliedern ausgefüllten Lücken und quillt durch die Finger der ans Glas gepressten Hände.

Immer dichter wird der Rauch und nebelt die Schlangenfrau ganz ein. Man sieht nur noch weißen Qualm in dem Kasten, der in Kräuseln und Wellen gegen das Glas wogt.

Auf einmal bricht der Kasten mit einem Knacken auseinander. Die Glaswände fallen zur Seite und der Deckel nach unten. Rauchschwaden steigen in die Nachtluft. Der Kasten oder vielmehr der kleine Glashaufen auf dem Podest, der mal ein Kasten war, ist leer. Die Schlangenfrau ist verschwunden.

Die Menge wartet eine Weile, aber nichts geschieht. Der letzte Rauch verfliegt, die Menge zerstreut sich allmählich.

Bailey fragt sich, ob die Schlangenfrau irgendwie im Podest versteckt ist, und schaut es sich im Vorbeigehen näher an, aber es ist ganz aus Holz und unten offen. Sie ist spurlos verschwunden, obwohl sie eindeutig nirgends hinkonnte.

Bailey läuft weiter den gewundenen Pfad entlang. Er trinkt seinen Apfelmost aus und wirft den Becher in einen Mülleimer, in dessen Dunkel er sich anscheinend sofort in Luft auflöst.

Im Gehen liest Bailey die Schilder an den Zelten. Manche sind groß und mit Schnörkeln verziert und beschreiben ausführlich, was es drinnen zu sehen gibt.

Sein Blick bleibt jedoch an einem kleineren Schild hängen, das auch an einem kleineren Zelt hängt. Schwungvoller weißer Schriftzug auf schwarzem Grund.

ILLUSTRE ILLUSIONEN

Der Eingang steht offen, und eine Schlange von Besuchern tritt der Reihe nach ein. Bailey schließt sich ihnen an.

Innen ist das runde Zelt von schwarzen Eisenleuchtern erhellt, die an den Wänden hängen, und bis auf einen Kreis aus schlichten Holzstühlen leer. Es sind nicht mehr als zwanzig, und sie stehen versetzt in zwei Reihen, so dass man von jedem Platz aus gleich gut sehen kann. Bailey setzt sich dem Eingang gegenüber in die Innenreihe.

Die übrigen Plätze füllen sich schnell, nur zwei bleiben frei: der links neben ihm und einer auf der anderen Seite.

Zwei Dinge fallen Bailey gleich auf.

Zum einen sieht man den Eingang nicht mehr. Dort, wo die Zuschauer hereingekommen sind, befindet sich jetzt eine geschlossene Wand, die scheinbar nahtlos ins Zelt übergeht.

Zum anderen sitzt jetzt links von ihm eine dunkelhaarige Frau im schwarzen Mantel. Bevor die Tür verschwunden ist, saß sie da noch nicht, das weiß er genau.

Doch von beidem wird Bailey abgelenkt, als plötzlich der leere Stuhl gegenüber in Flammen steht.

Sofort bricht Panik aus. Die Zuschauer, die dem brennenden Stuhl am nächsten sitzen, springen von ihren Plätzen auf und stürzen zur Tür, die zu ihrer Verblüffung nicht mehr da ist.

Die Flammen steigen langsam am Stuhl empor, umzüngeln das Holz, das aber nicht zu brennen scheint.

Bailey blickt wieder zu der Frau neben sich. Sie zwinkert ihm zu, steht dann auf und geht in die Mitte. Trotz der Panik ringsum knöpft sie ruhig ihren Mantel auf, zieht ihn aus und wirft ihn mit graziler Geste in Richtung des brennenden Stuhls.

Der schwere Wollmantel verwandelt sich in ein langes schwarzes Seidentuch, das sich in wassergleichen Wellen über den Stuhl ergießt. Die Flammen verschwinden. Nur ein paar Rauchfetzen hängen noch in der Luft und der scharfe Geruch von verkohltem Holz, der langsam in behaglichen Kaminduft mit einem Hauch Zimt oder Nelken übergeht.

Die noch immer in der Mitte stehende Frau zieht das Seidentuch mit Schwung wieder weg, und zum Vorschein kommt ein unversehrter Stuhl, auf dem schneeweiße Täubchen hocken.

Eine weitere schwungvolle Handbewegung, und die schwarze Seide wölbt und faltet sich zu einem Zylinder. Die Frau setzt ihn auf und rundet damit ihr Kostüm ab, ein wie aus dem Nachthimmel geschneidertes Ballkleid – schwarze Seide und weiß glitzernder Strass. Mit einer leichten Verbeugung begrüßt sie ihr Publikum.

Die Illusionistin hat die Bühne betreten.

Einige Zuschauer applaudieren, darunter auch Bailey, während die Geflüchteten mit neugierig-verwirrter Miene auf ihre Plätze zurückkehren.

Es ist eine runde Vorstellung. Die Darbietungen, die Bailey gar nicht wie Zaubertricks vorkommen, gehen fließend ineinander über. Die Tauben verschwinden oft und tauchen dann auf Hüten und unter Stühlen wieder auf. Auch ein

schwarzer Rabe ist mit von der Partie, viel zu groß, um ihn heimlich ins Zelt zu schmuggeln. Erst nach einer ganzen Weile begreift Bailey, dass durch die im Kreis aufgestellten Stühle und durch Form und Enge der Räumlichkeit kein Platz für Spiegel oder Lichttricks bleibt. Alles ist unmittelbar und greifbar. Sie verwandelt sogar die Taschenuhr eines Zuschauers in Sand und dann wieder in Metall. Einmal schweben alle Stühle ein Stückchen über dem Boden, und auch wenn es nicht wackelt oder gefährlich wird, hält Bailey sich nervös am Sitz fest.

Am Schluss der Vorstellung verbeugt sich die Zauberkünstlerin mit einer Pirouette vor dem applaudierenden Publikum. Nach vollendeter Drehung ist sie verschwunden. Nur ein bisschen Glitzer flimmert noch durch die Luft, ein Abglanz der Strasssteinchen auf ihrem Kleid.

Die Tür erscheint wieder in der Wand, und die kleine Zuschauerschar verlässt das Zelt. Bailey, der langsam hinterherschlendert, blickt noch ein letztes Mal zurück.

Draußen vor dem Eingang steht nun ein Podest. Es ähnelt dem der Schlangenfrau, aber die Gestalt darauf bewegt sich nicht. Bailey denkt schon, es sei eine Statue in dem pelzgesäumten weißen Kleid, das in üppigen Volants bis auf den Boden fließt. Ihr Haar und ihre Haut, selbst ihre Wimpern sind eisig weiß.

Doch sie bewegt sich. Ganz, ganz langsam. So langsam, dass Bailey keine einzelnen Bewegungen wahrnimmt, sondern nur leichte Veränderungen. Zarte Schneeflocken fallen schillernd von ihr herab, wie Blätter von einem Baum.

Bailey geht um sie herum und betrachtet sie von jeder Seite. Sie folgt ihm mit den Augen, ohne mit den schneebedeckten Wimpern zu blinzeln.

Am Podest hängt eine vom Kleid halb verdeckte kleine Silberplakette.

ZUM GEDENKEN steht darauf, aber nicht, an wen.

Spielregeln

1887 – 1889

Seit der Zirkus seinen normalen Betrieb aufgenommen hat und lernt, »auf eigenen Beinen zu stehen« – so Chandresh bei einem Essen kurz nach der Eröffnung –, finden die Zirkusdinner nicht mehr so oft statt. Die ursprünglichen Mitstreiter treffen sich zwar nach wie vor gelegentlich zum Essen, besonders wenn der Zirkus in der Nähe gastiert, doch das ist inzwischen immer seltener geworden.

Mr A. H— erscheint trotz der ständigen Einladung gar nicht mehr.

Da diese Treffen die einzige Gelegenheit für Marco waren, seinen Lehrmeister zu sehen, ärgert ihn dessen fortwährendes Ausbleiben.

Nach einem Jahr ohne Lebenszeichen, ein einziges Wort oder auch nur einen kurzen Blick auf den grauen Zylinder, beschließt Marco, ihn aufzusuchen.

Den gegenwärtigen Wohnsitz seines Lehrmeisters kennt er nicht, und er geht zu Recht davon aus, dass es sich um eine vorübergehende Bleibe handelt. Bis Marco die richtige Adresse herausgefunden hätte, wäre der Mann im grauen Anzug längst in eine neue, ebenso wenig dauerhafte Wohnung gezogen.

Deshalb zeichnet Marco eine Reihe von Symbolen an die reifüberzogene Scheibe seines zur Straße gehenden Wohnungsfensters und benutzt dabei die Säulen des Museums als Orientierungshilfe. Die meisten Symbole sind nur erkennbar, wenn das Licht im richtigen Winkel daraufscheint, aber zusammen ergeben sie ein großes A.

Am nächsten Tag klopft es an die Tür.

Der Mann im grauen Anzug weigert sich wie immer hereinzukommen. Er steht nur im Flur und fixiert Marco mit kühlem grauem Blick.

»Was willst du?«, fragt er.

»Ich möchte gern wissen, ob ich meine Sache gut mache«, antwortet Marco.

Sein Lehrmeister sieht ihn mit gewohnt unergründlicher Miene an.

»Du hast deine Arbeit ordentlich gemacht«, sagt er.

»Geht die Prüfung denn so weiter?«, fragt Marco. »Damit, dass jeder von uns den Zirkus manipuliert? Wie lange soll das so gehen?«

»Man hat dir einen Rahmen zugewiesen, in dem du arbeiten kannst«, antwortet sein Lehrmeister. »Du zeigst deine Fähigkeiten, so gut du kannst, und deine Gegnerin tut dasselbe. Ihr mischt euch nicht in die Arbeit des anderen ein. Auf die Art geht es weiter, bis ein Sieger feststeht. Das ist nicht besonders kompliziert.«

»Ich bin mir aber nicht sicher, ob ich die Regeln verstehe«, sagt Marco.

»Du musst die Regeln nicht verstehen. Du musst sie nur befolgen. Wie gesagt, du hast deine Arbeit ordentlich gemacht.«

Er wendet sich zum Gehen, zögert dann jedoch.

»Tu das nie wieder.« Er zeigt auf das eisbedeckte Fenster hinter Marco.

Dann dreht er sich um und geht.

Die Symbole auf der Scheibe lösen sich in bedeutungslose Streifen auf.

*

Es ist mitten am Tag, fast alle im Zirkus schlafen ruhig. Nur Celia Bowen steht vor dem Karussell und beobachtet die schwarzen, weißen und silbernen Tiere, die an Bändern aufgehängt passagierlos an ihr vorbeifilieren.

»Mir gefällt das Ding nicht«, sagt eine Stimme hinter ihr.

In dem spärlich beleuchteten Zelt ist Hector Bowen kaum mehr als ein Gespenst. Sein dunkler Anzug verschwindet im Schatten. Das flirrende Licht lässt sein helles Hemd und sein graues Haar changieren und hebt die missbilligende Miene in seinem Gesicht hervor, mit der er das Karussell über die Schulter seiner Tochter hinweg betrachtet.

»Warum denn nicht?«, fragt Celia, ohne sich umzudrehen. »Es ist äußerst beliebt. Und es hat sehr viel Arbeit gekostet; das sollte doch etwas wert sein, Papa.«

Sein verächtliches Schnauben ist nicht annähernd so laut und boshaft wie früher, und Celia ist froh, dass er ihr Lächeln über seine Schwäche nicht sieht.

»So leichtsinnig bist du nur, weil ich ...« Er verstummt und macht mit seiner durchsichtigen Hand eine wegwerfende Bewegung.

»Sei mir deswegen nicht böse«, sagt Celia. »Das hast du dir selbst angetan. Ich kann nichts dafür, dass es nicht rückgängig zu machen ist. Und leichtsinnig bin ich nun wirklich nicht.«

»Wie viel hast du deinem Architekten erzählt?«, fragt ihr Vater.

»So viel, wie er meiner Ansicht nach wissen musste«, sagt Celia, während er an ihr vorbeigleitet, um das Karussell zu inspizieren. »Er setzt gern neue Maßstäbe, und ich habe ihm meine Hilfe angeboten, damit er noch einen Schritt weiter gehen kann. Ist Mr Barris mein Gegner? Es wäre ziemlich hinterhältig von ihm, mir ein Karussell zu bauen, um nicht in Verdacht zu geraten.«

»Er ist nicht dein Gegner«, sagt Hector mit einer abschätzigen Geste, die seine spitzenbesetzte Ärmelmanschette flattern lässt wie eine Motte. »Aber so was könnte durchaus als Betrug gelten.«

»Wie kann das Hinzuziehen eines Ingenieurs zur Ausführung einer Idee gegen die Regeln sein, Papa? Ich habe das Projekt mit ihm besprochen, er hat die Planung und den Bau übernommen, und dann habe ich es ... verfeinert. Möchtest du mal fahren? Es kann eine ganze Menge mehr als nur im Kreis gondeln.«

»Das scheint mir auch so«, sagt Hector und schaut den Figuren hinterher, die der Reihe nach in einem dunklen Tunnel verschwinden. »Mir gefällt es trotzdem nicht.«

Celia geht seufzend zum Karussell und streichelt einem vorbeifahrenden übergroßen Raben den Kopf.

»In diesem Zirkus ist schon einiges durch Gemeinschaftsarbeit entstanden«, sagt sie. »Warum soll ich das nicht zu meinem Vorteil nutzen? Du sagst immer, ich müsse mehr tun, als nur aufzutreten, aber dann muss ich mir auch die Gelegenheiten dazu schaffen. In der Hinsicht ist Mr Barris sehr hilfreich.«

»Die Zusammenarbeit mit anderen bringt dich nicht weiter. Diese Leute sind nicht deine Freunde, sie sind unwichtig. Und vergiss nicht, einer von ihnen ist dein Gegner.«

»Du weißt, wer es ist, oder?«, fragt Celia.

»Ich hege einen Verdacht.«

»Aber du willst ihn mir nicht sagen.«

»Die Identität deines Gegners ist unerheblich.«

»Für mich nicht.«

Hector runzelt die Stirn und sieht zu, wie Celia geistesabwesend mit dem Ring an ihrer rechten Hand spielt.

»Das sollte sie aber sein«, sagt er.

»Aber mein Gegner weiß, wer ich bin, richtig?«

»Allerdings, sofern er nicht hochgradig dumm ist. Und dass Alexander sich einen hochgradig dummen Schüler sucht, ist unwahrscheinlich. Aber das spielt keine Rolle. Es ist besser für dich, wenn du unbeeinflusst von deinem Gegner arbeitest. Ohne jegliche *Gemeinschaftsarbeit*, wie du es nennst.«

Er wirft den Arm in Richtung Karussell, worauf die Bänder zittern, als wäre ein leichter Wind in das Zelt ge-
weht.

»Warum soll das besser sein?«, fragt Celia. »Ist hier nicht alles gleich gut? Kann man ein Zelt mit dem anderen vergleichen? Wie lässt sich das alles überhaupt beurteilen?«

»Das ist nicht deine Sorge.«

»Wie soll ich mich in einer Prüfung hervortun, wenn du mir die Regeln nicht nennst?«

Die Karussellfiguren drehen die Köpfe dem Geist in ihrer Mitte zu. Greife, Füchse und geflügelte Drachen starren ihn mit glänzend schwarzen Augen an.

»Lass das!«, fährt Hector seine Tochter an. Die Figuren drehen ihre Köpfe wieder nach vorn, aber ein Wolf knurrt,

als er in seine Starre zurückkehrt. »Du nimmst die Sache nicht ernst genug.«

»Das hier ist ein Zirkus«, sagt Celia. »Man kann ihn schwerlich ernst nehmen.«

»Der Zirkus ist nur der Schauplatz.«

»Dann ist das kein Spiel oder Wettstreit, sondern eine Ausstellung.«

»Es ist mehr als das.«

»Inwiefern?«, will Celia wissen, doch ihr Vater schüttelt nur den Kopf.

»Ich habe dir alle Regeln genannt, die du kennen musst. Du gibst dein Äußerstes, und der Zirkus dient dir dabei als Schauplatz. Du beweist dich als die Bessere und Stärkere. Du tust alles, um deinen Gegenspieler in den Schatten zu stellen.«

»Und wann entscheidest du, wer von uns besser ist?«

»Ich entscheide gar nichts«, sagt Hector. »Hör auf, Fragen zu stellen. Tu einfach mehr. Und hör auf, mit anderen zusammenzuarbeiten.«

Bevor sie etwas erwidern kann, verschwindet er und lässt sie allein im Glitzerlicht des Karussells zurück.

*

Anfangs bekommt Marco häufig Briefe von Isobel, aber als der Zirkus in ferne Städte und Länder reist, vergehen Wochen und manchmal Monate zwischen den einzelnen Schreiben.

Wenn ein neuer Brief eintrifft, zieht er nicht mal den Mantel aus, sondern reißt den Umschlag augenblicklich auf.

Er überfliegt die Seiten, die gefüllt sind mit höflichen Fragen nach seiner Zeit in London und Bemerkungen, wie sehr sie ihn und die Stadt vermisst.

Dann berichtet sie pflichtbewusst vom Zirkus, allerdings so sachlich und nüchtern, dass sich für ihn kein umfassendes Bild daraus ergibt. Dinge, die sie für banal hält – wie das Reisen und den Zug –, streift sie nur am Rande, obwohl Marco sicher ist, dass sie nicht nur mit dem Zug unterwegs sind.

Trotz der Verbindung über Papier und Tinte fühlt Marco sich dem Zirkus immer ferner.

Außerdem erfährt er so wenig von *ihr*. Isobel schreibt nie ihren Namen in die Briefe, spricht von ihr immer nur als der Zauberin, eine Vorsichtsmaßnahme, zu der er selbst geraten hatte und die er jetzt bereut.

Er möchte alles über sie wissen.

Wie sie ihre Freizeit verbringt.

Wie sie mit ihrem Publikum interagiert.

Wie sie ihren Tee trinkt.

Er bringt es nicht über sich, Isobel solche Fragen zu stellen.

Wenn er ihr antwortet, bittet er sie, weiterhin möglichst oft zu schreiben, und betont, wie viel ihre Briefe ihm bedeuten.

Dann nimmt er die mit ihrer Handschrift gefüllten Seiten, Beschreibungen von gestreiften Zelten und sternensäten Himmeln, und faltet sie zu Vögeln, die er in der leeren Wohnung herumfliegen lässt.

*

Es kommt nicht oft vor, dass ein neues Zelt auftaucht. Deshalb überlegt Celia, ob sie ihre Vorstellungen ganz streichen und stattdessen den Abend mit seiner Erkundung verbringen soll.

Doch sie wartet und absolviert ihre übliche Zahl an Auftritten. Den letzten beendet sie wenige Stunden vor Tagesanbruch. Erst dann geht sie die fast menschenleeren Pfade entlang, um die neueste Errungenschaft des Zirkus zu besuchen.

Das Schild verkündet einen sogenannten Eisgarten, und der darunter stehende Zusatz – eine Entschuldigung für etwaige wärmetechnische Unannehmlichkeiten – entlockt Celia ein Lächeln.

Trotz des Namens ist sie nicht darauf vorbereitet, was sie im Inneren erwartet.

Es ist zwar genau das, was auf dem Schild steht. Aber es geht noch weit darüber hinaus.

An den Zeltwänden sind keine Streifen zu sehen, alles ist glitzernd und weiß. Wie weit der Garten sich erstreckt, ist schwer zu sagen, denn die Sicht wird durch herabhängende Trauerweiden und wuchernde Kletterpflanzen verdeckt.

Selbst die Luft scheint verzaubert. Beim Einatmen ist sie frisch und süß in der Lunge, und ein Schauer, der nicht nur durch den angekündigten Temperatursturz verursacht ist, fährt ihr bis in die Zehen.

Im Zelt sind keine weiteren Besucher. Celia kreist allein um die Spaliere mit den blassen Rosen und einen leise sprudelnden, kunstvoll gemeißelten Springbrunnen.

Bis auf einige wie Girlanden aufgehängte weiße Seidenbänder ist alles aus Eis.

Neugierig pflückt Celia eine gefrorene Pfingstrose von ihrem Stiel, der sich mühelos abknicken lässt. Doch die Blütenblätter zersplittern, fallen ihr aus den Fingern und verschwinden in den elfenbeinfarbenen Grashalmen auf dem Boden. Als sie wieder zum Stängel blickt, ist bereits eine identische Blüte nachgewachsen.

Die Zaubermacht und das Geschick, die vonnöten sind, um etwas Derartiges zu schaffen und zu erhalten, übersteigen Celias Phantasie.

Nur zu gern wüsste sie, wie ihr Gegner auf diese Idee gekommen ist. Ihr ist klar, dass jede perfekt geschnittene Hecke, jede Einzelheit bis hin zu den Steinen, die wie Perlen am Wegrand liegen, sorgfältiger Planung bedurften.

Wenn sie etwas Vergleichbares zustande bringen wollte, müsste sie so viel Mühe aufwenden, dass allein der Gedanke daran sie schon erschöpft. Fast wünscht sie ihren Vater herbei, denn langsam begreift sie, warum er immer so darauf gepocht hat, dass sie ihre Kraft und Beherrschung trainiert.

Allerdings weiß sie nicht so recht, ob sie ihm dafür danken möchte.

Sie genießt es, den Garten für sich allein zu haben, die friedliche Stille, versüßt vom zarten Duft der gefrorenen Blumen.

Celia bleibt noch weit bis nach Sonnenaufgang, als das Zirkustor geschlossen ist, in dem Eisgarten.

*

Der Zirkus kommt nach langer Zeit wieder einmal in die Nähe von London, und am Nachmittag vor der Eröffnung klopft jemand an Marcos Wohnungstür.

Er öffnet sie nur einen Spaltbreit, auch als er Isobel im Flur stehen sieht.

»Du hast die Schlösser ausgewechselt«, sagt sie.

»Warum hast du mir nicht geschrieben, dass du kommst?«, fragt Marco.

»Ich dachte, du lässt dich vielleicht gern überraschen«, antwortet Isobel.

Marco bittet sie nicht herein, sondern lässt sie draußen im Flur warten, bis er mit dem Bowlerhut in der Hand zurückkommt.

Es ist ein schöner, kühler Nachmittag, und er führt sie zum Tee aus.

»Was ist das?« Marco schaut im Gehen auf Isobels Handgelenk.

»Nichts.« Sie zieht ihre Ärmelmanschette über das Armband, ein sorgfältig verwobenes Geflecht von einer Strähne aus ihrem Haar und seinem.

Marco drängt nicht weiter auf sie ein.

Als Isobel am Abend zum Zirkus zurückkehrt, ist das Armband weg, obwohl sie es nicht abgenommen hat – von ihrem Handgelenk verschwunden, als hätte sie es nie getragen.

Verkostung

LYON, SEPTEMBER 1889

Herr Friedrick Thiessen ist auf Urlaub in Frankreich. Er fährt oft im Herbst nach Frankreich, denn er ist ein großer Weinliebhaber. Er sucht sich dann eine Region aus und streift eine Woche oder vielleicht auch zwei durch die Landschaft, besucht Weingüter und sammelt Flaschen erlesener Jahrgänge, die er nach München schicken lässt.

Herr Thiessen ist mit mehreren französischen Winzern befreundet und hat für viele von ihnen schon Uhren gefertigt. Auf der jetzigen Reise will er einem dieser Kellermeister einen Besuch abstatten und die neuesten Weine kosten.

Bei einem Glas Burgunder meint der Kellermeister, dass Friedrick der Zirkus gefallen könnte, der ein paar Kilometer außerhalb der Stadt seine Zelte aufgeschlagen hat. Ein recht ungewöhnlicher Zirkus, der nur nachts geöffnet ist.

Doch vor allem die kunstvolle schwarzweiße Uhr, die sich unmittelbar hinter dem Eingang befindet, könnte Herrn Thiessen sehr interessieren, so der Kellermeister.

»Erinnert mich an Ihre Arbeit«, sagt er und zeigt mit seinem Glas auf die Wand hinter der Bar: Die Uhr ist von außergewöhnlicher Form. Sie sieht aus wie eine Weinrebe, deren Trauben sich in eine Flasche ergießen, während die Zeiger auf dem Etikett (eine exakte Nachbildung vom Etikett des Weinguts) im Sekundentakt ticken.

Herr Thiessen ist begeistert. Nach einem frühen Abendessen setzt er seinen Hut auf, zieht die Handschuhe über und geht langsam in die Richtung, die sein Winzerfreund angedeutet hatte. Sein Ziel ist nicht schwer zu finden, denn es sind noch mehr Leute unterwegs, und sobald sie aus der Stadt und in den Wiesen sind, ist der Zirkus nicht zu verfehlen.

Er leuchtet. Das ist Herrn Thiessens erster Eindruck vom Cirque des Rêves, zumindest aus achthundert Metern Entfernung und bevor er den Namen überhaupt kennt. An diesem kalten Abend strebt er durch die französische Landschaft dem Zirkus entgegen wie eine Motte dem Licht.

Bei Herrn Thiessens Ankunft wartet schon eine beträchtliche Menge am Tor, aber trotz der vielen Menschen hätte er seine Uhr auch dann sofort entdeckt, wenn er ihren Standort nicht gekannt hätte. Gleich hinter dem Eisentor, gegenüber vom Kassenhäuschen, ragt sie empor und ist kurz davor, sieben zu schlagen. Er tritt einen Schritt zurück und lässt die Schlange der nach Eintrittskarten Anstehenden

an sich vorbei. Dann beobachtet er, wie der Harlekin-Jongleur eine siebte Kugel aus dem Nichts zieht, der Schwanz des Drachen zuckt und die Uhr siebenmal leise und über dem Zirkuslärm kaum hörbar schlägt.

Herr Thiessen ist zufrieden. Allem Anschein nach ist die Uhr vollkommen funktionstüchtig und gut gepflegt, obwohl sie Wind und Wetter ausgesetzt ist. Er überlegt, ob sie vielleicht einen stärkeren Lack bräuchte, und wünscht, man hätte ihm noch während der Fertigung mitgeteilt, dass sie im Freien aufgestellt wird, auch wenn sie kein bisschen lädiert aussieht. Während er in der Schlange wartet, begutachtet er sie weiter und fragt sich, ob er in dieser Angelegenheit mit Mr Barris Kontakt aufnehmen sollte und ob er noch dessen Londoner Adresse in seinen Münchener Unterlagen hat.

Als er an der Reihe ist, gibt er den angegebenen Francbetrag der Kartenverkäuferin, einer jungen Frau in schwarzem Kleid und langen weißen Handschuhen, ein Aufzug, der ihm eher für einen eleganten Abend in der Oper als zum Kartenverkaufen geeignet scheint. Er erkundigt sich auf Französisch, ob sie vielleicht wisse, wen er wegen der Uhr kontaktieren könne, und als sie ihn nicht versteht, wiederholt er die Frage auf Englisch. Sie antwortet nicht, aber ihre Augen leuchten auf, als er sich als Erbauer der Uhr vorstellt. Trotz seines Protests schiebt sie ihm seine Francmünzen zusammen mit der Eintrittskarte zu, kramt dann in einem kleinen Kästchen und holt eine Visitenkarte heraus, die sie ihm ebenfalls gibt.

Herr Thiessen dankt ihr, tritt aus der Reihe und stellt sich an die Seite, um die Visitenkarte zu begutachten. Ein edles Exemplar aus schwerem Papier, mit schwarzem Hintergrund und silberner Prägeschrift.

Le Cirque des Rêves
Chandresh Christophe Lefèvre, Eigentümer

Auf der Rückseite steht eine Londoner Adresse. Herr Thiessen steckt sie zusammen mit der Eintrittskarte und dem gesparten Geld in seine Manteltasche und geht in den Zirkus.

Anfangs schlendert er einfach umher und erforscht ziellos das Zuhause seiner *Wunschtraumuhr*. Vielleicht liegt es an den vielen Monaten intensiver Arbeit an der Uhr, dass ihm der Zirkus vertraut und angenehm vorkommt. Die monochrome Farbgestaltung, die endlosen kreisförmigen Wege, die an Uhrwerke erinnern. Herr Thiessen staunt selbst, wie gut seine Uhr zum Zirkus passt und umgekehrt.

An diesem ersten Abend betritt er nur einen Bruchteil der Zelte. Eine Weile schaut er Feuerschluckern und Schwerttänzern zu, dann probiert er einen sehr edlen Eiswein in einem Zelt, an dem steht: *WEINSCHÄNKE, ZUTRITT NUR FÜR ERWACHSENE*. Als er sich nach dem Tropfen erkundigt, erklärt ihm der Wirt (der einzige Mensch, dem Friedrich im Zirkus begegnet, der etwas erwidert, als er angesprochen wird – wenn auch nur wenig), dass es ein kanadischer Wein ist, und schreibt ihm den Jahrgang auf.

Als Herr Thiessen den Zirkus aus purer Erschöpfung verlässt, ist er vollkommen berauscht. Vor seiner Rückkehr nach München besucht er ihn noch zweimal und zahlt beide Male den vollen Eintritt.

Zurück in München, schreibt er einen Brief an M. Lefèvre, in dem er ihm dankt, dass er seiner Uhr ein so schönes Zuhause gegeben hat und dass er den Zirkus erleben durfte. Er geht ausführlich auf die Meisterhaftigkeit der Darbietungen ein und sagt, er habe gehört, der Zirkus folge keiner

festgelegten Reiseroute, aber er hoffe, dass er irgendwann nach Deutschland komme.

Ein paar Wochen später erhält er einen Brief von M. Lefèvres Assistent, in dem es heißt, M. Lefèvre wisse Herrn Thiessens Komplimente zu schätzen, zumal sie von einem so begabten Künstler kämen. Der Brief lobt die Uhr in den höchsten Tönen und erwähnt, dass man beim Auftreten etwaiger Probleme sofort Kontakt mit ihm aufnehmen werde.

Zu Herrn Thiessens großer Enttäuschung steht in dem Brief nichts über den derzeitigen Aufenthaltsort des Zirkus oder einen geplanten Besuch in Deutschland.

Er muss oft an den Zirkus denken, und die ständige Beschäftigung damit schlägt sich im Laufe der Zeit in seiner Arbeit nieder. Viele seiner neuen Uhren fertigt er in Schwarzweiß, einige mit Streifen und etliche mit Szenen aus dem Zirkus: winzige Akrobaten, kleine Schneeleoparden, eine Wahrsagerin, die pünktlich zu jeder Stunde klitzekleine Tarotkarten legt.

Und dennoch fürchtet er immer, dass seine Uhren dem Zirkus nicht gerecht werden.

Unter Aufsicht

KAIRO, NOVEMBER 1890

Die meiste Zeit dürfen die Murray-Zwillinge unbeaufsichtigt hinter den Kulissen herumtoben, einem in Nischen und Gänge aufgeteilten Gelände von der Größe eines weitläufigen Hauses, auf dem die Zirkusbewohner zwischen

den Auftritten leben. Wenn sie jedoch während der Vorstellungszeiten unterwegs sein wollen, stehen sie unter der Aufsicht einer Betreuerin. Obwohl sie oft und laut gegen diese Regel protestieren, besteht ihr Vater darauf, dass sie eingehalten wird, bis sie mindestens acht Jahre alt sind.

Widget fragt oft, ob man nicht ihre zwei mal vier Jahre zusammenzählen könne, dann würden sie das Kriterium erfüllen.

Als die einzigen Kinder in einem recht unkonventionellen Haushalt bekommen sie immer wieder zu hören, dass ihr Abend eine gewisse Ordnung brauche.

Zurzeit genießen sie die Gesellschaft wechselnder Betreuerinnen, und heute Abend hat die Zauberin Zwillingdienst. Man überträgt ihr diese Rolle nicht oft, obwohl Widget und Poppet sie sehr gern mögen. Heute jedoch hat sie zwischen ihren Auftritten genügend Zeit und kann die beiden eine Weile begleiten.

Keiner der Besucher erkennt Celia ohne ihren Zylinder und das schwarzweiße Kleid, selbst die nicht, die früher am Abend in ihrer Vorstellung waren. Wenn sie überhaupt von Passanten beachtet wird, dann nur, weil sie sich fragen, wie die Kinder in ihrer Obhut so rotes Haar haben können, wenn ihres so dunkel ist. Davon abgesehen wirkt sie wie eine gewöhnliche junge Frau im blauen Mantel, die wie jeder andere Besucher durch den Zirkus streift.

Zuerst gehen sie in den Eisgarten, aber das gemächliche Tempo, in dem Celia gern zwischen den gefrorenen Bäumen umherspaziert, lässt die Zwillinge schnell ungeduldig werden. Noch ehe sie halb durch sind, quengeln sie und wollen Karussell fahren.

Sie streiten sich, wer auf dem Greif sitzen darf, aber als Celia ihnen die Geschichte vom neunschwänzigen Fuchs

dahinter erzählt, wird der gleich viel reizvoller, und Widget gibt nach. Kaum sind sie abgestiegen, wollen sie noch einmal fahren. Für die zweite Runde durch die Schleifen und Tunnel des silbernen Uhrwerks setzen sie sich ohne Gezanke auf eine Schlange und ein Kaninchen.

Nach dem Karussellfahren möchte Widget etwas essen, deshalb gehen sie zum großen Platz. Als Celia ihm eine schwarzweiß gestreifte Papiertüte mit Popcorn besorgt, will er unbedingt Karamellsauce dazu.

Der Verkäufer, der Äpfel am Stiel in dunkle, klebrige Zuckermasse taucht, tut ihm den Gefallen und träufelt ihm welche obendrauf. Ein paar danebenstehende Besucher verlangen dasselbe.

Poppet behauptet, sie habe keinen Hunger. Sie wirkt zerstreut, und als sie vom Platz auf einen ruhigeren Pfad abbiegen, fragt Celia, ob etwas nicht stimme.

»Ich will nicht, dass die nette Frau stirbt«, sagt Poppet und zupft leicht an Celias Rock.

Celia bleibt stehen und hält Widget, der ganz auf sein Popcorn konzentriert weitertrottet, von hinten fest.

»Wie meinst du das, Herzchen?«, fragt sie Poppet.

»Sie legen sie in die Erde«, erklärt Poppet. »Das finde ich traurig.«

»Welche nette Frau?«

Poppet verzieht nachdenklich das Gesicht.

»Ich weiß nicht«, antwortet sie. »Sie sehen sich so ähnlich.«

»Poppet, Kleines«, sagt Celia, zieht die Zwillinge in eine Nische und beugt sich vor, um mit ihnen auf Augenhöhe zu sprechen. »Wo ist diese Frau in der Erde? Ich meine, wo hast du sie gesehen?«

»In den Sternen«, sagt Poppet. Sie stellt sich auf die Zehenspitzen und zeigt nach oben.

Celia blickt in den sternenübersäten Himmel, wo der Mond hinter einer Wolke verschwindet, und richtet ihre Aufmerksamkeit dann wieder auf Poppet.

»Siehst du oft Sachen in den Sternen?«, fragt sie.

»Nur manchmal«, antwortet Poppet. »Widge sieht Sachen an Leuten.«

Celia dreht sich zu Widget, der mit klebrigen Fingern sein karamellbeträufeltes Popcorn isst.

»Du siehst Sachen an Leuten?«, fragt sie ihn.

»Mampfmal«, sagt er mit vollem Mund.

»Was für Sachen?«

Widget zuckt die Schultern. »Wo sie gewesen sind. Was sie gemacht haben.«

Er schiebt sich noch eine Handvoll Popcorn in den Mund.

»Interessant«, sagt Celia. Die Zwillinge haben ihr schon häufiger merkwürdige Dinge erzählt, aber hier scheint es sich um mehr zu handeln als kindliche Phantasien. »Siehst du auch was an mir?«, fragt sie Widget.

Widget sieht sie kauend aus zusammengekniffenen Augen an.

»Zimmer, die nach Puder und alten Kleidern riechen«, sagt er. »Eine Frau, die immerzu weint. Ein gespenstischer Mann mit einem Rüschenhemd, der dir überallhin folgt und –«

Widget verstummt plötzlich und runzelt die Stirn.

»Du hast es weggemacht«, sagt er. »Jetzt ist nichts mehr da. Wie hast du das gemacht?«

»Manches ist nicht für deine Augen bestimmt«, sagt Celia.

Widget schiebt seine Unterlippe zu einer beeindruckenden Schnute vor, aber nur so lange, bis er sich die nächste Ladung Popcorn in den Mund schiebt.

Celia blickt von den Zwillingen zurück zum Platz. Der Feuerschein zwischen den Zelten wirft tanzende Schatten von Besuchern auf den Streifenstoff.

Das Feuer erlischt nie. Die Flammen werden nie schwächer.

Selbst wenn der Zirkus weiterzieht, wird es nicht gelöscht, sondern von Ort zu Ort mitgenommen. Auf jeder Zugreise glimmt es die ganze Zeit sicher in seinem Eisenkessel.

Seit der Feuerzeremonie am Eröffnungsabend hat es beständig gebrannt.

Mit dem Entfachen des Feuers, da ist Celia sicher, wurde etwas in Gang gesetzt, das sich auf den gesamten Zirkus und alle daran Beteiligten ausgewirkt hat.

Auch auf die gerade geborenen Zwillinge.

Auf Widget, der kurz vor Mitternacht zur Welt kam, am Ende eines alten Tages. Und auf Poppet, die ihm nur wenig später in einen neuen Tag folgte.

»Poppet«, sagt Celia und dreht sich wieder zu dem Mädchen, das mit dem Ärmelaufschlag seiner Jacke spielt, »wenn du Sachen in den Sternen siehst, die du vielleicht für wichtig hältst, möchte ich, dass du mir davon erzählst, verstehst du?«

Poppet nickt feierlich, und ihre dicken roten Haare schaukeln wie Wellen. Dann beugt sie sich mit sehr ernstem Blick vor, um Celia eine Frage zu stellen. »Darf ich einen Karamellapfel haben?«

»Mein Popcorn ist alle«, jammert Widget und hält seine leere Tüte von sich.

Celia nimmt ihm die Tüte ab und faltet sie unter den Augen der Zwillinge in immer kleinere Quadrate, bis sie vollkommen verschwindet. Als sie klatschen, sind Widgets Hände nicht mehr mit Zucker verklebt, aber das bemerkt er nicht.

Celia betrachtet die Zwillinge eine Weile, während Widget über den Verbleib der Popcorntüte rätselt und Poppet nachdenklich in den Himmel blickt.

Es ist keine gute Idee, das weiß sie. Aber in Anbetracht der Umstände und der offenkundigen Begabung der beiden ist es besser, sie in ihrer Nähe zu haben und genau im Auge zu behalten.

»Möchtet ihr auch solche Kunststücke lernen?«, fragt Celia.

Widget nickt sofort so begeistert, dass ihm seine Mütze in die Augen rutscht. Poppet zögert und nickt dann ebenfalls.

»Dann gebe ich euch Unterricht, wenn ihr ein bisschen älter seid. Aber es muss unser Geheimnis bleiben«, sagt Celia. »Könnt ihr ein Geheimnis für euch behalten?«

Die Zwillinge nicken gleichzeitig, und Widget muss seine Mütze erneut richten.

Celia führt sie wieder zum Platz zurück, und die beiden folgen ihr glücklich.

Wünsche und Begierden

PARIS, MAI 1891

Der Perlenvorhang öffnet sich mit einem regenähnlichen Prasseln, als Marco in die Kammer der Wahrsagerin tritt. Isobel hebt augenblicklich den Schleier vom Gesicht, und die hauchzarte schwarze Seide schwebt hinter ihren Kopf.

»Was machst du hier?«, fragt sie.

»Warum hast du mir davon nichts erzählt?« Er hält ihr ein aufgeschlagenes Notizbuch hin. Im flackernden Licht erkennt Isobel einen kahlen schwarzen Baum. Kein Baum wie in vielen seiner anderen Bücher, sondern einer mit lauter tropfenden weißen Kerzen. Ringsherum sind Detailansichten von knorrigen Ästen aus verschiedenen Perspektiven.

»Das ist der Wunschbaum«, sagt Isobel. »Er ist neu.«

»Das weiß ich«, erwidert Marco. »Warum hast du mir nichts davon erzählt?«

»Ich hatte keine Zeit zum Schreiben«, sagt Isobel. »Außerdem war ich mir nicht sicher, ob er vielleicht von dir ist. Mir schien das durchaus möglich. Eine schöne Idee, dass man einen Wunsch hinzufügt, indem man eine Kerze an einer schon brennenden anzündet und sie auf einen Zweig steckt. Neue Wünsche, entfacht an alten.«

»Ihr Werk«, sagt Marco schlicht und zieht das Notizbuch zurück.

»Wie bist du dir da so sicher?«, fragt Isobel.

Marco überlegt und blickt auf die Zeichnung hinab. Er ärgert sich, dass seine hastig hingeworfenen Skizzen die Schönheit des Baums nicht richtig einfangen konnten.

»Das habe ich im Gefühl«, sagt er. »So wie man weiß, dass gleich ein Sturm aufzieht, weil die Luft sich verändert. Ich war kaum in dem Zelt, da habe ich es gespürt, in der Nähe des Baums sogar noch stärker. Ich weiß nicht, ob man das merkt, wenn man so ein Gefühl nicht kennt.«

»Glaubst du, sie spürt auch, was von dir stammt?«, fragt Isobel.

Darüber hat Marco noch gar nicht nachgedacht, obwohl es durchaus sein könnte. Seltsamerweise findet er die Vorstellung angenehm.

»Ich habe keine Ahnung.« Mehr sagt er nicht zu Isobel.

Isobel schiebt den Schleier, der ihr ins Gesicht gefallen ist, wieder nach hinten.

»Gut«, sagt sie, »jetzt weißt du es und kannst mit dem Baum anstellen, was du willst.«

»So geht das nicht«, erwidert Marco. »Ich kann nicht etwas von ihr Geschaffenes für meine Zwecke verwenden. Die Seiten müssen getrennt bleiben. Wenn wir Schach spielen würden, könnte ich auch nicht einfach ihre Figuren vom Brett nehmen. Wenn sie einen Zug macht, darf ich nur mit meinen eigenen Figuren kontern.«

»Dann gibt es ja nie ein Endspiel«, sagt Isobel. »Wie willst du einen Zirkus schachmatt setzen? Das ergibt keinen Sinn.«

»Es ist nicht wie beim Schach.« Marco sucht nach einer Erklärung für etwas, das er ansatzweise begriffen hat, aber nicht genau in Worte fassen kann. Er schaut auf ihren Tisch, wo ein paar aufgedeckte Tarotkarten liegen. An einer bleibt sein Blick hängen.

»Es ist wie auf dem Bild«, sagt er und zeigt auf die Frau mit der Waage und dem Schwert. *La Justice* steht unter ihr. »Zwei Waagschalen: Eine ist meine, die andere ihre.«

Auf dem Tisch erscheinen zwei silberne, unsicher balancierende Waagschalen zwischen den Karten. Auf jeder liegt ein Diamantenhäufchen, das im Kerzenlicht funkelt.

»Dann geht es also darum, dass sich die Waage zu deinen Gunsten neigt?«, fragt Isobel.

Marco nickt und blättert in seinem Notizbuch, kehrt aber immer wieder zu der Seite mit dem Baum zurück.

»Aber wenn ihr beide ständig eure Waagschale auffüllt und das Gewicht auf jeder Seite zunimmt«, sagt Isobel mit einem Blick auf die sanft schaukelnde Waage, »zerbricht sie dann nicht irgendwann?«

»Der Vergleich hinkt vielleicht ein bisschen«, sagt Marco, und die Waage verschwindet.

Isobel betrachtet stirnrunzelnd die leere Stelle.

»Und wie lange soll das weitergehen?«, fragt sie.

»Keine Ahnung«, sagt Marco. »Möchtest du aussteigen?« Unsicher, welche Antwort er sich wünscht, sieht er Isobel an.

»Nein«, sagt sie. »Ich ... ich will nicht aussteigen. Mir gefällt es hier, wirklich. Aber ich möchte das Ganze gern verstehen. Wenn ich es besser verstehen würde, könnte ich dir eine größere Hilfe sein.«

»Du bist mir schon eine Hilfe«, sagt Marco. »Mein einziger Vorteil ist vielleicht, dass sie nicht weiß, wer ich bin. Sie kann nur auf den Zirkus reagieren, und ich habe dich, um sie zu beobachten.«

»Aber bis jetzt habe ich noch keine Reaktion gesehen«, sagt Isobel. »Sie bleibt immer für sich. Ich kenne niemanden, der so viel liest. Die Murray-Zwillinge vergöttern sie.

Zu mir ist sie immer nur freundlich gewesen. Außer bei ihren Auftritten habe ich sie noch nie etwas Ungewöhnliches tun sehen. Woher willst du wissen, dass dieser Baum nicht das Werk von Ethan Barris ist?«

»Mr Barris erfindet zwar beeindruckende mechanische Geräte, aber das ist nicht sein Werk. Sein Karussell hat sie allerdings verschönert, da bin ich mir sicher. Selbst ein so begabter Ingenieur wie Mr Barris kann einen Greif aus bemaltem Holz nicht zum *Atmen* bringen. Und dieser Baum ist in der Erde verwurzelt, das ist ein lebendiger Baum, auch wenn er keine Blätter hat.«

Marco wendet sich wieder seiner Zeichnung zu und fährt mit den Fingern die Konturen des Baums entlang.

»Hast du dir etwas gewünscht?«, fragt Isobel leise.

Marco schließt, ohne zu antworten, sein Notizbuch.

»Tritt sie immer noch um Viertel nach auf?« Er zieht eine Uhr aus seiner Tasche.

»Ja, aber ... willst du dich in ihre Vorstellung setzen?«, fragt Isobel. »In ihrem Zelt ist kaum Platz für zwanzig Leute, da erkennt sie dich bestimmt. Meinst du nicht, sie wird misstrauisch, wenn sie dich hier sieht?«

»Sie wird mich nicht erkennen«, sagt Marco. Die Uhr verschwindet aus seiner Hand. »Ich wäre dir dankbar, wenn du mir Bescheid gibst, wenn wieder ein neues Zelt auftaucht.«

Er dreht sich um und geht so schnell davon, dass die Kerzen im Luftzug flackern.

»Du fehlst mir«, sagt Isobel, aber ihre Worte gehen im Prasseln des Perlenvorhangs unter, der sich hinter ihm schließt.

Sie hüllt ihr Gesicht wieder in den schwarzen Schleier.

Nachdem ihr letzter Kunde in den frühen Morgenstunden gegangen ist, holt Isobel ihr *Tarot de Marseille* aus der Tasche. Sie hat es immer bei sich, obwohl sie für die Sitzungen im Zirkus einen anderen Kartensatz verwendet, einen speziell angefertigten in Schwarzweiß und Grautönen.

Sie zieht eine Karte und weiß schon vor dem Umdrehen, welche es ist. Der vorne abgebildete Engel bestätigt nur, was sie längst vermutet.

Sie steckt sie nicht zu den anderen Karten zurück.

Atmosphäre

LONDON, SEPTEMBER 1891

Der Zirkus ist in der Nähe von London angekommen, kurz nach Einbruch der Nacht rollt der Zug unbemerkt ein. Die Wagen fallen auseinander, Türen und Gänge gleiten beiseite und bilden geräuschlos Ketten von fensterlosen Räumen. Um sie herum spannt sich gestreiftes Zeltleinen, abgewickelte Seile werden straff, und hinter sorgfältig aufgehängten Vorhängen bauen sich Podeste auf.

(Die Zirkusartisten nehmen an, dass ein Arbeitstrupp dieses Kunststück vollbringt, während sie ihre Koffer auspacken, wobei einige Verwandlungsphasen eindeutig automatisiert sind. Früher war das einmal der Fall, aber jetzt gibt es keinen Arbeitstrupp mehr, keine unsichtbaren Büh-

nenhelfer, die Kulissenteile an den richtigen Platz schaffen. Sie sind nicht mehr notwendig.)

Die Zelte ragen ruhig in die Dunkelheit empor, denn für das Publikum wird der Zirkus erst am folgenden Abend geöffnet.

Während die meisten Artisten den Abend in der Stadt bei alten Freunden oder in ihren liebsten Pubs verbringen, sitzt Celia Bowen allein in ihrer Suite hinter den Kulissen.

Ihre Zimmer sind bescheiden im Vergleich zu den anderen hinter den Zirkuszelten versteckten, aber sie sind voll mit Büchern und abgewetzten Möbeln. Auf jeder freien Fläche brennen bunt zusammengewürfelte Kerzen fröhlich vor sich hin und beleuchten die schlafenden Tauben in ihren Käfigen, die zwischen wehenden Vorhängen mit farbenprächtigen Mustern hängen. Ein lauschiger Zufluchtsort, angenehm und ruhig.

Das Klopfen an der Tür überrascht sie.

»Hast du etwa vor, den ganzen Abend so zu verbringen?«, fragt Tsukiko mit Blick auf das Buch in Celias Hand.

»Vermutlich bist du hier, um mir eine Alternative vorzuschlagen«, sagt Celia. Die Schlangenfrau kommt nicht oft vorbei, nur um sie zu besuchen.

»Ich bin verabredet und dachte mir, du möchtest mich vielleicht begleiten«, sagt Tsukiko. »Du bist zu oft allein.«

Celia will widersprechen, aber Tsukiko lässt nicht locker und holt eines der schönsten Abendkleider aus Celias Schrank, eines der wenigen in Farbe: dunkelblauer, mit hellem Gold verzierter Samt.

»Wohin gehen wir?«, fragt Celia, aber Tsukiko will es nicht verraten. Fürs Theater oder eine Ballettvorstellung ist es schon zu spät.

Celia lacht, als sie *la maison* Lefèvre erreichen.

»Das hättest du mir ruhig sagen können«, meint sie zu Tsukiko.

»Dann wäre es keine Überraschung gewesen«, entgegnet Tsukiko.

Celia war erst bei einer Feier im Lefèvre'schen Haus gewesen, ein Empfang vor der Zirkuseröffnung und weniger ein Mitternachtsdinner. Doch trotz der seltenen Besuche zwischen ihrer Zauberprobe und der Eröffnung hat sie das Gefühl, als kenne sie schon alle Gäste.

Ihre Ankunft mit Tsukiko überrascht den Rest der Gesellschaft, und bevor sie sich bei Chandresh für ihr unangekündigtes Erscheinen entschuldigen kann, begrüßt er sie herzlich und schiebt sie mit einem Glas Champagner in der Hand in den Salon.

»Lass noch ein weiteres Gedeck auflegen«, sagt Chandresh zu Marco, dann führt er sie auf eine schnelle Vorstellungsrunde durch den Raum, um sicherzustellen, dass sie auch wirklich jeden kennt. Celia findet es merkwürdig, dass er sich anscheinend nicht erinnert.

Mme. Padva ist liebenswürdig wie immer, ihr Abendkleid schimmert in einem herbstlich warmen Kupferton im Kerzenlicht. Die Burgess-Schwestern und Mr Barris haben sich offenbar schon darüber lustig gemacht, dass sie alle drei verschiedene Blautöne tragen, eine ungeplante Banalität – jedenfalls wird Celias Kleid als Beweis dafür herangezogen, dass Blau schlichtweg in Mode ist.

Ein weiterer Gast wird erwähnt, der vielleicht kommt oder auch nicht, aber Celia versteht seinen Namen nicht.

Sie fühlt sich leicht deplatziert in dieser Gruppe von Menschen, die sich schon so lange kennen. Tsukiko achtet sehr darauf, sie in die Unterhaltung einzubeziehen, und Mr

Barris schenkt jedem ihrer Worte so große Aufmerksamkeit, dass Lainie ihn schon damit aufzieht.

Obwohl Celia und Mr Barris sich bereits mehrmals getroffen und oft korrespondiert haben, gibt er erfolgreich vor, dass sie nur Bekannte sind.

»Sie hätten Schauspieler werden sollen«, flüstert sie ihm zu, als sie sicher ist, dass niemand mithört.

»Ich weiß«, erwidert er mit aufrichtigem Bedauern. »Es ist zum Heulen, dass ich meine wahre Bestimmung verfehlt habe.«

Celia, die sich zum ersten Mal länger mit den Burgess-Schwestern unterhält – Lainie ist etwas gesprächiger als Tara –, erfährt heute Abend genauer, in welcher Form die beiden zum Zirkus beigetragen haben. Während Mme. Padvas Kostüme und Mr Barris' technische Erfindungen auf der Hand liegen, ist das Werk der Burgess-Schwestern etwas subtiler, auch wenn sich überall im Zirkus Spuren davon finden.

Die Musik, die Gerüche, das einzigartige Licht. Selbst das Gewicht der Samtvorhänge am Eingang. Sie haben dafür gesorgt, dass alles wie selbstverständlich wirkt.

»Wir sprechen gern alle Sinne an«, sagt Lainie.

»Manche mehr als andere«, fügt Tara hinzu.

»Stimmt«, bestätigt ihre Schwester. »Düfte werden oft unterschätzt, dabei können sie starke Empfindungen auslösen.«

»Sie verstehen es hervorragend, Atmosphäre zu schaffen«, bemerkt Chandresh zu Celia, als er sich zu ihnen gesellt und ihr leeres Champagnerglas durch ein frisch gefülltes ersetzt. »Alle beide, absolut hervorragend.«

»Die Kunst besteht darin, allem einen beiläufigen Anstrich zu verleihen«, flüstert Lainie. »Dem Künstlichen eine natürliche Note zu geben.«

»Die einzelnen Elemente miteinander zu verbinden«, ergänzt Tara.

Celia gewinnt den Eindruck, dass die beiden der anwesenden Gruppe einen ähnlichen Dienst erweisen. Sie bezweifelt, dass die Zusammenkünfte ohne das ansteckende Gekicher der Burgess-Schwestern noch stattfinden würden. Tara und Lainie stellen immer die richtigen Fragen, um die Unterhaltung in Gang zu halten, und wenden jedwede Flaute ab.

Mr Barris wiederum ist der perfekte Gegensatz – seine ernste Aufmerksamkeit hält die Gruppendynamik im Gleichgewicht.

Plötzlich fällt Celia eine Bewegung im Flur auf, die alle anderen wohl auf eine Reflexion der vielen Kerzen oder Spiegel zurückführen, sie aber erkennt die Ursache sofort.

Unbemerkt tritt sie in den Flur und huscht in die schummrige Bibliothek auf der anderen Seite des Salons. Erhellung wird sie nur durch eine Buntglastafel, die sich als leuchtender Sonnenuntergang über eine Wand erstreckt und warmes Licht über die nächsten Regale ergießt. Der Rest des Raums liegt im Halbdunkel.

»Darf ich mich nicht einen Abend lang amüsieren? Musst du mich immer verfolgen?«, flüstert Celia in die Dunkelheit.

»Ich glaube nicht, dass solche Zusammenkünfte ein sinnvoller Zeitvertreib sind«, erwidert ihr Vater. Das Sonnenuntergangslicht wirft einen warmen verzerrten roten Balken auf sein Gesicht und vorn auf sein Hemd.

»Du hast mir nicht vorzuschreiben, wie ich meine Zeit verbringe, Papa.«

»Du verlierst deine Konzentration«, antwortet Hector.

»Die kann ich gar nicht verlieren«, sagt Celia. »Ich arbeite an neuen Zelten mit, verschönere vieles und kontrolliere dadurch einen beträchtlichen Teil des Zirkus. Der im Augenblick übrigens geschlossen ist, falls dir das entgangen ist. Und je besser ich diese Leute kenne, umso besser kann ich ihr Werk beeinflussen. Immerhin haben sie es geschaffen.«

»Wahrscheinlich hast du recht«, sagt Hector. Celia vermutet, dass er trotz dieses Eingeständnisses finster vor sich hin blickt, auch wenn sie es wegen der Dunkelheit nicht sieht. »Aber vergiss lieber nicht, dass du keinen Grund hast, irgendwem in diesem Raum zu trauen.«

»Lass mich in Ruhe, Papa«, erwidert Celia und seufzt.

»Miss Bowen?«, sagt eine Stimme hinter ihr. Sie dreht sich um und ist überrascht, dass Chandreshs Assistent in der Tür steht und sie beobachtet. »Das Essen wird gleich serviert, wenn Sie bitte zu den anderen Gästen ins Speisezimmer kommen möchten.«

»Ich bitte um Entschuldigung«, sagt Celia. Ihr Blick schweift noch einmal ins Dunkel, aber ihr Vater ist verschwunden. »Die große Bibliothek hat mich ein bisschen abgelenkt. Ich hätte nicht gedacht, dass mein Fehlen jemandem auffallen würde.«

»Das wäre es ganz bestimmt«, sagt Marco. »Aber mich hat die Bibliothek auch schon oft abgelenkt.«

Auf das charmante Lächeln, mit dem er seine Worte begleitet, ist Celia nicht gefasst, denn bislang hat sie in seiner Miene meist nur diverse Grade zurückhaltender Aufmerksamkeit oder gelegentlicher Nervosität entdeckt.

»Danke, dass Sie mich holen kommen«, sagt sie und hofft, dass Gäste, die Selbstgespräche führen, während sie bei schlechtem Licht angeblich Bücher durchblättern, im Hause Lefèvre nichts Ungewöhnliches sind.

»Bestimmt meinen alle, Sie hätten sich in Luft aufgelöst«, erwidert Marco, als sie durch den Flur gehen. »Ich dachte, das sei vielleicht nicht der Fall.«

Er hält jede Tür für sie auf, während er sie zum Speisezimmer geleitet.

Celia wird zwischen Chandresh und Tsukiko gesetzt.

»Das ist doch besser, als den Abend allein zu verbringen, oder?«, fragt Tsukiko und lächelt, als Celia ihr recht gibt.

Wenn Celia bei den einzelnen Gängen nicht vom verblüffend guten Essen abgelenkt ist, macht sie ein Spiel daraus, die Beziehungen zwischen den Gästen zu entschlüsseln. Sie achtet darauf, wie sie miteinander umgehen, errahnt die Gefühle, die in ihrem Lachen und ihren Gesprächen mitschwingen, und beobachtet, wo die einzelnen Blicke verweilen.

Chandreshs Augenmerk auf seinen gutaussehenden Assistenten wird mit jedem Glas Wein offensichtlicher, und Celia vermutet, dass Marco sich dessen sehr wohl bewusst ist, auch wenn er eine stumme Randfigur bleibt.

Drei Gänge dauert es, bis sie herausgefunden hat, welche Burgess-Schwester Mr Barris bevorzugt, aber beim Eintreffen der raffiniert angerichteten zimtgewürzten Täubchen ist Celia sich ganz sicher, auch wenn sie nicht sagen kann, ob Lainie selbst es weiß.

Mme. Padva wird von allen »Tante« genannt, wobei sie eher eine Matriarchin ist als nur eine Tante. Als Celia sie mit »Madame« anspricht, sehen sie alle erstaunt an.

»Wie sittsam für ein Zirkusmädchen«, sagt Mme. Padva verschmitzt. »Wenn wir Sie als intimen Gast behalten wollen, werden wir die Korsettschnüre ein bisschen lockern müssen.«

»Ich dachte, das Korsett wird erst *nach* dem Essen gelockert«, sagt Celia freundlich und ertet einen Chor von schallendem Gelächter.

»Wir behalten Miss Bowen als intimen Gast, egal wie straff ihr Korsett sitzt«, sagt Chandresh. »Notiere das«, befiehlt er Marco mit einem Handzeichen.

»Miss Bowens Korsett ist ordnungsgemäß notiert«, erwidert Marco, und wieder ertönt am Tisch herzhaftes Gelächter.

Marco begegnet Celias Blick mit einem ähnlichen Lächeln wie vorhin im Flur, dann dreht er sich um und verschwindet fast ebenso unbemerkt im Hintergrund wie ihr Vater in der dunklen Bibliothek.

Als der nächste Gang kommt, nimmt Celia wieder ihre Rolle als zuhörende Beobachterin ein und versucht nebenbei herauszufinden, ob das in einer federleichten Teighülle und köstlicher Weinsauce verborgene Fleisch tatsächlich Lamm ist oder etwas Exotischeres.

Taras Verhalten stört Celia irgendwie. Ihr Ausdruck hat immer wieder etwas beinah Gehetztes. Eben noch beteiligt sie sich rege an der Unterhaltung und stimmt in das Lachen ihrer Schwester ein, und im nächsten Moment starrt sie durch die tropfenden Kerzen, als wäre sie ganz weit weg.

Erst als ihr Lachen sich kurz anhört wie ein Schluchzen, geht Celia auf, dass Tara sie an ihre Mutter erinnert.

Das Dessert lässt die Unterhaltung völlig verstummen. Auf jedem Teller liegen aus Zucker geblasene hauchdünne

Kugeln, die man aufbrechen muss, um an die wolkige Creme im Innern zu kommen.

Nach dem geräuschvollen Zersplittern des Zuckers stellen die Speisenden bald fest, dass jede der äußerlich gleich aussehenden Kugeln eine Füllung mit einzigartigem Aroma hat.

Löffel werden hin und her gereicht. Manches schmeckt eindeutig nach Ingwer und Pfirsich oder Curry und Kokosnuss, anderes dagegen bleibt ein köstliches Geheimnis.

Celias Füllung ist unverkennbar Honig, aber mit einer Gewürzmischung unter der Süße, die niemand benennen kann.

Nach dem Essen wird die Unterhaltung bei Kaffee und Brandy im Salon so lange fortgesetzt, bis die meisten Gäste es reichlich spät finden, worauf Tsukiko erwidert, für sie als Zirkusmädchen sei es noch vergleichsweise früh.

Bei der sich anschließenden Verabschiedung wird Celia umarmt wie alle anderen und erhält mehrere Einladungen zum Tee, solange der Zirkus noch in London ist.

»Vielen Dank«, sagt sie auf dem Rückweg zu Tsukiko. »Es hat mir mehr Spaß gemacht, als ich gedacht hätte.«

»Die schönsten Freuden sind immer die, mit denen man nicht rechnet«, erwidert Tsukiko.

*

Marco verfolgt den Aufbruch der Gäste vom Fenster aus und erhascht noch einen letzten Blick auf Celia, bevor sie in die Nacht entschwindet.

Er dreht eine Runde durch Salon und Speisezimmer und überprüft, ob unten in den Küchenräumen alles in Ordnung ist. Die übrigen Bediensteten sind bereits gegangen. Nach-

dem er die letzten Lichter gelöscht hat, steigt er mehrere Treppen hoch, um nach Chandresh zu sehen.

»War das nicht wieder ein brillanter Abend heute?«, fragt Chandresh, als Marco seine die gesamte fünfte Etage einnehmende Suite betritt. Jedes Zimmer wird von marokkanischen Laternen erhellt, die gebrochenes Licht auf die feudalen Möbel werfen.

»Ja, in der Tat«, antwortet Marco.

»Ein Glück, dass morgen nichts auf dem Programm steht. Oder heute – keine Ahnung, wie spät es ist.«

»Am Nachmittag findet die Besprechung des kommenden Ballettprogramms statt.«

»Ah, das hatte ich vergessen. Streich das bitte, ja?«

»Sehr wohl.« Marco zückt sein Notizbuch und trägt es ein.

»Ach, und bestelle ein Dutzend Kisten von dem Brandy, den Ethan mitgebracht hat. Ein wunderbarer Tropfen.«

Marco notiert es nickend.

»Du gehst doch nicht, oder?«, fragt Chandresh.

»Nein«, sagt Marco. »Es ist mir zu spät, um nach Hause zu gehen.«

»Nach Hause«, wiederholt Chandresh, als wäre es ein Fremdwort. »Hier bist du genauso zu Hause wie in der Wohnung, die du unbedingt behalten möchtest. Sogar noch mehr.«

»Ich werde mir Mühe geben, es nicht zu vergessen«, sagt Marco.

»Miss Bowen ist eine bildhübsche Frau, findest du nicht?«, bemerkt Chandresh plötzlich und sieht Marco an, um dessen Reaktion abzuschätzen.

Völlig überrumpelt stammelt Marco etwas, von dem er hofft, dass es nach neutraler Zustimmung klingt.

»Wir müssen sie immer zum Essen einladen, wenn der Zirkus in der Stadt ist, damit wir sie besser kennenlernen«, sagt Chandresh nachdrücklich und unterstreicht die Bemerkung mit einem zufriedenen Grinsen.

»Ja.« Marco bemüht sich, möglichst teilnahmslos dreinzublicken. »Ist das für heute Abend alles?«

Chandresh lacht und entlässt ihn mit einer Handbewegung.

Bevor Marco sich in seine eigenen Gemächer zurückzieht – eine Suite, dreimal so groß wie seine Wohnung –, kehrt er leise in die Bibliothek zurück.

Er bleibt eine Weile an der Stelle stehen, wo er Celia Stunden zuvor zum Essen geholt hat, mustert die vertrauten Buchregale und die Wand mit dem Buntglas.

Er kann sich nicht vorstellen, was sie hier gesucht haben könnte.

Und er ahnt nichts von dem Augenpaar, das ihn aus der Dunkelheit anstarrt.

Rêveurs

1891 – 1892

Herr Friedrick Thiessen bekommt die Karte mit der Post, ein schlichter Umschlag unter seinen Rechnungen und Geschäftsbriefen. Der Umschlag enthält keinen Brief und keine Nachricht, nur eine Karte, die auf einer Seite schwarz, auf der anderen weiß ist. »Le Cirque des Rêves« steht in

silbriger Druckschrift auf der Vorderseite. Auf der weißen Rückseite steht handgeschrieben mit schwarzer Tinte:

*Neunundzwanzigster September
Bei Dresden, Sachsen*

Herr Thiessen kann sich vor Freude kaum halten. Er trifft Vereinbarungen mit seinen Kunden, stellt die Uhren, an denen er gerade arbeitet, in Rekordzeit fertig und mietet sich eine Wohnung in Dresden.

Am 28. September kommt er in Dresden an. Tagsüber wandert er durch die Randbezirke der Stadt und überlegt, wo sich der Zirkus wohl niederlassen könnte. Nichts weist auf die bevorstehende Ankunft hin, nur eine leichte Spannung in der Luft, aber Herr Thiessen weiß nicht, ob das außer ihm jemand merkt. Er fühlt sich geehrt, dass man ihm frühzeitig Bescheid gegeben hat.

In Erwartung der vor ihm liegenden langen Nacht schläft er am 29. September aus. Als er seine Wohnung am frühen Nachmittag verlässt, um irgendwo essen zu gehen, ist die Neuigkeit bereits in aller Munde: Ein fremder Zirkus ist über Nacht aufgetaucht, gleich westlich der Stadt. Ein riesiges Ding mit gestreiften Zelten, heißt es in dem Lokal, wo er am Ende landet. So etwas hat man noch nie gesehen. Herr Thiessen äußert sich nicht dazu, sondern freut sich über die Aufregung und Neugier um ihn herum.

Kurz vor Sonnenuntergang macht er sich auf den Weg. Er findet den Zirkus problemlos, denn vor dem Tor hat sich bereits eine große Menschenmenge versammelt. Während er mit den anderen wartet, fragt er sich, wie der Zirkus wohl den schnellen Aufbau bewerkstelligt. Bei seinem gestrigen Spaziergang durch die Stadt war die Wiese, auf der er jetzt steht, noch leer gewesen. Der Zirkus ist einfach erschienen.

Wie durch Zauberhand, hört er jemanden sagen, und Herr Thiessen muss zustimmen.

Als sich das Tor schließlich öffnet, hat Friedrich Thiesen das Gefühl, als kehre er nach langer Abwesenheit heim.

Er verbringt fast jede Nacht dort, und tagsüber sitzt er in seiner Wohnung oder im Lokal bei einem Glas Wein und schreibt alles über den Zirkus in ein Tagebuch. Seite um Seite füllt er mit seinen Beobachtungen und Erlebnissen – hauptsächlich, um sie nicht zu vergessen, aber auch, um etwas vom Zirkus auf Papier zu bannen. Etwas, woran er sich festhalten kann.

Manchmal unterhält er sich mit anderen Gästen über den Zirkus. Einer ist Herausgeber der Stadtzeitung, und nach einigem Überreden und mehreren Gläsern Wein kann er Friedrich dazu bewegen, ihm das Tagebuch zu zeigen. Nach einem oder zwei Bourbon hat er Friedrich überzeugt, ihm Auszüge zur Veröffentlichung in der Zeitung zu überlassen.

Ende Oktober reist der Zirkus aus Dresden ab, doch der Zeitungsverleger hält Wort.

Der Artikel kommt gut an, ein weiterer folgt und dann noch einer.

Herr Thiessen schreibt weiter. Im Laufe der kommenden Monate werden einige Artikel in anderen deutschen Städten nachgedruckt, und schließlich werden sie übersetzt und erscheinen in Schweden, Dänemark und Frankreich. Einer landet in einer Londoner Zeitung, unter dem Titel »Nächte im Zirkus«.

Durch seine Artikel wird Friedrich Thiessen zum inoffiziellen Anführer, zur Galionsfigur der glühendsten Anhänger des Zirkus.

Einige kommen durch seine Artikel zum Cirque des Rêves, während andere beim Lesen seiner Texte eine spontane Verbundenheit spüren, eine Anziehung zu diesem Mann, der den Zirkus wie sie als etwas Wunderbares und Einzigartiges erlebt.

Der Name *rêveurs* wird anfangs nur scherzhaft benutzt, aber weil er so passend ist, bleibt er haften.

Herr Thiessen genießt es enorm, von Gleichgesinnten aus ganz Europa und manchmal von noch weiter her umgeben zu sein, Menschen, die endlos über den Zirkus reden. Er schreibt die Geschichten anderer *rêveurs* um und arbeitet sie in seine Notizen ein. Er fertigt kleine Andenkenuhren für sie, auf denen ihre bevorzugten Darbietungen und Artisten dargestellt sind. (Eine der Uhren ist ein Wunderwerk von winzigen, an Bändern fliegenden Akrobaten, gefertigt für eine junge Frau, die den Großteil ihrer Zirkusbesuche mit nach oben gerichtetem Blick im betreffenden Zelt verbringt.)

Er setzt sogar, wenn auch unfreiwillig, einen Modetrend unter den *rêveurs* in Gang. Bei einem Dinner in München – wo viele Dinner in der Nähe seiner Wohnung stattfinden, obwohl es sie auch in London und Paris und vielen anderen Städten gibt – erzählt er, dass er bei seinen Zirkusbesuchen gern einen schwarzen Mantel trage, um besser mit der Umgebung zu harmonieren und sich als Teil vom Zirkus zu fühlen. Dazu trage er jedoch einen Schal in leuchtendem Purpurrot, um sich zugleich vom Zirkus abzusetzen und zu zeigen, dass er im Grunde genommen ein Zuschauer, ein Beobachter ist.

In derlei ausgesuchten Kreisen verbreiten sich Neuigkeiten wie ein Lauffeuer, und so etabliert sich unter den *rêveurs* die Tradition, bei Besuchen im Cirque des Rêves

Schwarz, Weiß oder Grau mit einem einzigen Tupfer Rot zu tragen: ein Schal, ein Hut oder, wenn es warm ist, eine ans Revers oder hinters Ohr gesteckte rote Rose. Dies ist auch sehr hilfreich, um andere *rêveurs* zu erkennen, ein schlichtes Signal für alle Eingeweihten.

Einige *rêveurs* verfügen über genügend finanzielle Mittel und folgen dem Zirkus von einem Ort zum nächsten; andere sind nicht so betucht, aber es gelingt ihnen trotzdem. Es gibt keine feste, öffentlich bekannte Reiseroute. Alle paar Wochen zieht der Zirkus um, und manchmal gibt es zwischendurch eine längere Pause, aber niemand weiß, wo er als Nächstes auftauchen könnte, bis die Zelte plötzlich auf der Wiese stehen – in einer Stadt, auf dem Land oder irgendwo dazwischen.

Aber es gibt ein paar wenige Leute, ausgewählte *rêveurs*, die mit dem Zirkus und seinen Gepflogenheiten vertraut sind. Sie haben mit den Akteuren Bekanntschaft geschlossen und werden über die kommenden Stationen informiert. Und sie wiederum informieren andere, in anderen Ländern und Städten.

Die gängigste Methode jedoch ist subtil und erfolgt persönlich oder per Post.

Man schickt sich Karten – kleine rechteckige, fast wie Postkarten, auf einer Seite schwarz, auf der anderen weiß. Manche verwenden richtige Postkarten, andere basteln lieber eigene. Auf den Karten steht nur:

Der Zirkus kommt ...

Und dann folgt eine Ortsangabe. Manchmal auch ein Datum, aber nicht immer. Die Ankündigung läuft eher über Andeutungen als genaue Details. Oft aber genügen schon Benachrichtigung und Ort.

Die meisten *rêveurs* haben einen festen Wohnsitz und meiden weite Strecken. *Rêveurs* aus Kanada etwa reisen vielleicht nicht unbedingt nach Russland, nehmen aber ohne weiteres einen längeren Aufenthalt in Boston oder Chicago in Kauf, während marokkanische *rêveurs* viele Ziele in Europa aufsuchen, nicht aber im fernen China oder Japan.

Einige allerdings folgen dem Zirkus überallhin, sei es mit Hilfe von Geld, Glück oder großzügigen Gefälligkeiten anderer *rêveurs*. Aber sie alle sind *rêveurs*, jeder auf seine eigene Weise, selbst jene, die den Zirkus nur besuchen können, wenn er zu ihnen kommt. Sie lächeln, wenn sie sich erkennen. Sie treffen sich zum Plausch bei einem Drink in einem Lokal, während sie ungeduldig auf den Sonnenuntergang warten.

Diese Liebhaber, diese *rêveurs*, haben ein Auge für die Details im Gesamtkunstwerk. Sie sehen die Finesse der Kostüme, die Raffiniertheit der Schilder. Die Zuckerblumen, die sie kaufen, essen sie nicht, sondern wickeln sie in Papier und nehmen sie vorsichtig mit nach Hause. Sie sind Enthusiasten, Verehrer. Süchtige. Der Zirkus hat etwas an sich, das ihre Seelen berührt und nach dem sie sich sehnen, sobald er fort ist.

Sie spüren sich gegenseitig auf, diese Gleichgesinnten. Sie erzählen einander, wie sie auf den Zirkus gestoßen sind, wie ihre ersten wenigen Schritte einem Zauber glichen. Als würden sie unter einem Sternenvorhang in ein Märchen treten. Sie lassen sich über das flockenzarte Popcorn aus, die unheimlich süße Schokolade. Stundenlang reden sie von dem einzigartigen Licht und der Wärme des Feuers. Mit seligem Kinderlächeln sitzen sie über ihren Drinks und genießen die Gesellschaft von Geistesverwandten, und sei es

nur für einen Abend. Zum Abschied schütteln sie einander die Hand und umarmen sich wie alte Freunde, auch wenn sie sich eben erst kennengelernt haben. Wenn sie dann ihrer getrennten Wege ziehen, fühlen sie sich nicht mehr so allein wie zuvor.

Der Zirkus weiß von ihnen und schätzt sie. Oft wird jemand, der in schwarzem Mantel mit rotem Schal zur Kasse kommt, ohne Eintritt durchgewunken und erhält einen Becher Apfelmilch oder eine Tüte Popcorn umsonst. Wenn die Zirkuskünstler sie im Publikum entdecken, zeigen sie ihre besten Tricks. Manche *rêveurs* wandern systematisch durch den ganzen Zirkus, besuchen jedes Zelt und sehen sich alle Vorführungen an. Andere haben ihre Lieblingsplätze, die sie nur selten verlassen, und verbringen die ganze Nacht in der Menagerie oder im Spiegelgang. Sie bleiben bis in die frühen Morgenstunden, wenn die meisten Besucher schon in ihren Betten liegen.

Kurz vor Tagesanbruch sind im Cirque des Rêves oft keine Farben mehr zu sehen, nur noch ihre kleinen purpurroten Tupfer.

*

Herr Thiessen bekommt Aberdutzende Briefe von anderen *rêveurs*, und er beantwortet jeden. Häufig bleibt es bei einem Brief, weil der Adressat mit der Antwort zufrieden ist, mit anderen dagegen ergibt sich ein längerer Austausch, so dass ganze Sammlungen fortdauernder Gespräche entstehen.

Heute antwortet er auf einen Brief, den er besonders faszinierend findet. Die Verfasserin schreibt mit erstaunlicher Genauigkeit über den Zirkus. Außerdem ist der Brief persönlicher als die meisten, befasst sich eingehend mit seinen

Artikeln und enthält so detaillierte Äußerungen zu seiner *Wunschtraumuhr*, dass die Verfasserin sie stundenlang betrachtet haben muss. Er liest den Brief dreimal, bevor er sich an den Schreibtisch setzt, um seine Antwort abzufassen.

Der Poststempel ist aus New York, aber die Unterschrift gehört keiner *rêveuse*, der er dort oder in irgendeiner anderen Stadt begegnet ist.

Liebe Miss Bowen, beginnt er.

Er hofft, dass er im Gegenzug wieder einen Brief erhält

Gemeinschaftswerke

SEPTEMBER – DEZEMBER 1893

Marco erreicht das Londoner Büro von Mr Barris nur wenige Minuten vor dem vereinbarten Termin und ist erstaunt, dass sich die sonst so ordentliche Wohnung in einem fast chaotischen Zustand befindet, voll mit halbgepackten Kisten und Stapeln von Schachteln. Der Schreibtisch ist unter dem ganzen Durcheinander begraben und nicht mehr zu sehen.

»Ist es schon so spät?«, fragt Mr Barris, als Marco an die geöffnete Tür klopft und aufgrund des vollgestellten Fußbodens nicht eintreten kann. »Ich hätte die Uhr nicht einpacken sollen, sie ist in einer der Kisten.« Er zeigt auf eine Reihe großer Holzkisten an der Wand – ob es in einer allerdings tickt, ist unmöglich zu sagen. »Eigentlich wollte ich auch einen Pfad frei lassen«, fügt er hinzu, während er

Schachteln beiseiteschiebt und haufenweise zusammenge-
rollte Baupläne aufhebt.

»Tut mir leid, dass ich Sie störe«, sagt Marco. »Ich wollte mit Ihnen reden, bevor Sie die Stadt verlassen. Ich hätte warten können, bis Sie sich wieder eingerichtet haben, hielt es aber für besser, die Sache persönlich zu besprechen.«

»Natürlich«, erwidert Mr Barris. »Ich wollte Ihnen die Kopien der Zirkuspläne geben. Sie müssen irgendwo hier sein.« Er sieht den Haufen mit den Blaupausen durch, prüft Etiketten und Daten.

Die Bürotür schließt sich leise, ohne von irgendwem berührt zu werden.

»Darf ich Sie etwas fragen, Mr Barris?«

»Natürlich«, antwortet Mr Barris, der weiter Papierrollen sieht.

»Was genau wissen Sie?«

Mr Barris legt den Plan in seiner Hand beiseite, dreht sich um und schiebt die Brille auf seinem Nasenrücken hoch, um Marco besser betrachten zu können.

»Was genau weiß ich wovon?«, fragt er nach einer etwas zu lang geratenen Pause.

»Was genau hat Miss Bowen Ihnen erzählt?«, fragt Marco zurück.

Mr Barris mustert ihn einen Augenblick lang neugierig.

»Sie sind ihr Gegner«, sagt er, und ein Lächeln erhellt sein Gesicht, als Marco nickt. »Darauf wäre ich nie gekommen.«

»Sie hat Ihnen von dem Wettstreit erzählt.«

»Nur in sehr groben Zügen«, sagt Mr Barris. »Vor einigen Jahren kam sie zu mir und fragte, was ich sagen würde, wenn ich wüsste, dass alles, was sie macht, echt ist. Ich gab zurück, dass ich sie beim Wort nehmen oder sie für eine

Lügnerin halten müsste, was ich mir bei einer so hübschen Frau aber nicht im Traum vorstellen könne. Und dann fragte sie, was ich entwerfen würde, wenn ich von Einschränkungen wie der Schwerkraft befreit wäre. Das war der Anfang des Karussells, aber ich nehme an, das wissen Sie schon.«

»Ich dachte es mir«, entgegnet Marco. »Obwohl ich mir nicht sicher war, inwieweit Sie wissentlich einbezogen waren.«

»Ich bin in der Lage, mich nützlich zu machen – so sehe ich das Ganze. Ich glaube, Bühnenmagier engagieren Ingenieure, um ihre Tricks als etwas erscheinen zu lassen, das sie nicht sind. In diesem Fall erweise ich den entgegengesetzten Dienst: Ich trage dazu bei, tatsächlicher Zauberei den Anschein einer klugen Erfindung zu geben. Miss Bowen bezeichnet das als Erdung, das Unglaubliche glaubhaft machen.«

»Hatte sie etwas mit dem Sterngucker zu tun?«, fragt Marco.

»Nein, der Sterngucker basiert auf reiner Mechanik. Ich kann Ihnen die Pläne zeigen, wenn ich sie in diesem Chaos finde. Die Idee kam auf einer Reise zur Columbian Exposition in Chicago Anfang des Jahres zustande. Miss Bowen hielt ihn für perfekt. Ich glaube allerdings, dass sie hinter der reibungslosen Funktionsweise des Sternguckers steckt.«

»Dann sind Sie ja im Grunde auch ein Magier«, sagt Marco.

»Vielleicht tun wir einfach nur ähnliche Dinge auf unterschiedliche Weise«, entgegnet Mr Barris. »Ich wusste, dass Miss Bowen irgendwo einen Gegner hat, aber ich dachte, wer immer es sei brauche keine Hilfe. Die Papiertiere zum Beispiel sind verblüffend.«

»Danke«, sagt Marco. »Bei meinem Versuch, mir Zelte ohne vorgefertigte Pläne auszudenken, habe ich ziemlich viel improvisiert.«

»Und weshalb sind Sie jetzt hier?«, fragt Mr Barris. »Weil Sie etwas brauchen, was auf einem Bauplan beruht?«

»Vor allem wollte ich Gewissheit haben, ob Sie über das Spiel informiert sind«, sagt Marco. »Sie wissen, ich könnte dafür sorgen, dass Sie unsere gesamte Unterhaltung vergessen.«

»Oh, eine solche Vorsichtsmaßnahme ist nicht nötig«, sagt Mr Barris und schüttelt energisch den Kopf. »Ich versichere Ihnen, dass ich neutral bleibe. Ich ergreife nicht gern Partei. Ich assistiere sowohl Ihnen als auch Miss Bowen so viel oder so wenig, wie jeder möchte. Was Sie oder Miss Bowen mir im Vertrauen erzählen, bleibt bei mir. Ich werde gegenüber dem anderen kein Wort darüber verlieren. Sie können mir glauben.«

Während Marco darüber nachdenkt, richtet er einen umgestürzten Schachtelhaufen auf.

»In Ordnung«, sagt er. »Obwohl ich zugeben muss, Mr Barris, dass es mich überrascht, wie bereitwillig Sie sich auf das alles einlassen.«

Mr Barris kichert zur Antwort.

»Ich gebe zu, dass ich in der gesamten Truppe der am wenigsten wahrscheinliche Kandidat dafür bin«, sagt er. »Aber seit meinem ersten Mitternachtsdinner finde ich die Welt weitaus interessanter, als ich sie mir je hätte vorstellen können. Liegt das daran, dass Miss Bowen einem starren Karusselltier aus Holz Leben einhauchen kann oder daran, dass Sie mein Gedächtnis beeinflussen könnten oder daran, dass der Zirkus die Grenzen des für mich Vorstellbaren überwindet, bevor ich überhaupt daran dachte, dass Magie

auch echt sein könnte? Ich weiß es nicht. Aber ich möchte es gegen nichts eintauschen.«

»Und Sie bewahren meine Identität vor Miss Bowen?«

»Ich werde ihr nichts verraten«, verspricht Mr Barris.

»Sie haben mein Wort.«

»In diesem Fall«, sagt Marco, »wäre mir Ihre Hilfe in einer Angelegenheit sehr willkommen.«

*

Als der Brief ankommt, fürchtet Mr Barris kurz, Miss Bowen könnte über die Wende der Ereignisse verärgert sein oder nachfragen, wer denn nun ihr Gegner sei, da sie inzwischen mit Sicherheit weiß, dass er selbst ihn kennt.

Als er den Brief jedoch öffnet, steht auf dem beiliegenden Blatt Papier nur: *Darf ich etwas hinzufügen?*

Er schreibt zurück, das Ganze sei ausdrücklich so entworfen worden, um von beiden Seiten ergänzt zu werden, sie möge also hinzufügen, was immer sie wolle.

*

Celia geht durch einen Gang voller Schnee. Die glitzernden Flocken fangen sich in ihrem Haar und bleiben an ihrem Kleidersaum haften. Sie streckt die Hand aus und sieht lächelnd zu, wie die Kristalle auf ihrer Haut verschwinden.

Der Gang ist gesäumt von Türen. Celia entscheidet sich für eine ganz am Ende und zieht beim Betreten des Raums eine Spur schmelzenden Schnees hinter sich her. Sie muss sich ducken, um nicht mit den von der Decke hängenden Büchern zusammenzustoßen, deren aufgeschlagene Seiten an gefrorene Wellen erinnern.

Als sie mit einer Hand über das Papier streicht, gerät der ganze Raum leicht ins Schwanken, denn die Bewegung setzt sich von einer Seite zur nächsten fort.

Es dauert eine Weile, bis sie in einer dunklen Ecke eine weitere Tür entdeckt, und als ihre Stiefel im Raum dahinter in pulverweichem Sand versinken, muss sie herzlich lachen.

Celia steht in einer schimmernden weißen Wüste, umgeben von einem weiten funkelnden Nachthimmel. Das Gefühl von Raum ist so gewaltig, dass sie die Hand ausstrecken muss, um die in den Sternen verborgene Wand zu finden, und sie ist immer noch verblüfft, als ihre Finger die feste Fläche berühren.

Auf der Suche nach einem weiteren Ausgang tastet sie sich an den sternensäten Wänden entlang.

»Das ist abscheulich«, sagt die Stimme ihres Vaters, den sie im Dämmerlicht nicht sehen kann. »Du sollst allein arbeiten, nicht in diesem ... diesem korrumpierten Nebeneinander. Ich habe dich davor gewarnt, gemeinsam mit anderen zu arbeiten. Es ist der falsche Weg, um deine Fähigkeiten zu beweisen.«

»Ich halte es für ziemlich klug«, sagt Celia seufzend. »Gibt es eine bessere Möglichkeit, als im gleichen Zelt gegen seinen Kontrahenten anzutreten? Und im Grunde ist es keine Zusammenarbeit. Wie kann ich mit jemandem zusammenarbeiten, den ich gar nicht kenne?«

Sie erhascht nur einen kurzen Blick auf sein böses Gesicht, dann wendet sie sich ab und widmet ihre Aufmerksamkeit wieder der Wand.

»Was ist denn besser?«, fragt sie. »Ein Raum voller Bäume oder ein Raum voller Sand? Weißt du überhaupt, was von mir stammt? Langsam bin ich es leid, Papa. Mein

Gegner verfügt offenbar über vergleichbare Fähigkeiten. Wie willst du jemals einen Gewinner bestimmen?«

»Das soll deine Sorge nicht sein«, faucht ihr Vater näher an ihrem Ohr, als ihr lieb ist. »Du bist eine Enttäuschung, ich habe mehr von dir erwartet. Du musst mehr tun.«

»Mehr tun ist anstrengend«, protestiert Celia. »Meine Fähigkeit, Dinge zu kontrollieren, ist begrenzt.«

»Es reicht nicht«, sagt ihr Vater.

»Wann reicht es denn?«, fragt sie, doch die Antwort bleibt aus, und sie steht allein unter den Sternen.

Celia sinkt zu Boden, hebt eine Handvoll perlweißen Sand auf und lässt ihn langsam durch ihre Finger rieseln.

*

Marco ist allein in seiner Wohnung und bastelt winzige Zimmer aus Papierschnipseln. Gänge und Türen aus Buchseiten und Bauplänen, Tapetenfetzen und Brieffragmenten.

Er setzt Kammern zusammen, die in andere, von Celia geschaffene führen. Treppen, die sich um ihre Gänge winden.

Und er lässt Räume offen, um ihr die Möglichkeit für Ergänzungen zu geben.

Das Ticken der Uhr

WIEN, JANUAR 1894

Das Büro ist groß, wirkt aber aufgrund der Menge seines Inhalts kleiner, als es ist. Die vorwiegend aus Milchglas bestehenden Wände werden größtenteils von Schränken und Regalen verdeckt. Der Zeichentisch am Fenster verschwindet völlig unter dem penibel geordneten Chaos aus Papieren, Diagrammen und Bauplänen. Der Mann mit der Brille, der dahinter sitzt, passt optisch so gut in seine Umgebung, dass er fast nicht zu sehen ist. Das Kratzen seines Bleistifts auf Papier ist so rhythmisch und präzise wie das Ticken der Uhr in der Ecke.

Der kratzende Bleistift hält inne, als es an der Milchglastür klopft, die Uhr dagegen tickt ungestört weiter.

»Eine Miss Burgess möchte Sie sprechen«, ruft ein Assistent von der offenen Tür aus. »Sie sagt, sie möchte Sie nicht stören, wenn Sie anderweitig beschäftigt sind.«

»Sie stört überhaupt nicht«, sagt Mr Barris, legt den Bleistift ab und erhebt sich vom Stuhl. »Schick sie bitte herein.«

Der Assistent gibt die Tür frei und wird durch eine junge Frau in einem eleganten Spitzenkleid ersetzt.

»Hallo, Ethan«, sagt Tara Burgess. »Entschuldige, dass ich so unangekündigt hereinplatze.«

»Du musst dich nicht entschuldigen, meine liebe Tara. Du siehst hübsch aus, wie immer.« Mr Barris küsst sie auf beide Wangen.

»Und du bist keinen Tag älter geworden«, erwidert Tara spitz. Sein Lächeln erstarrt, und er blickt zur Seite, dann schließt er hinter ihr die Tür.

»Was führt dich nach Wien?«, fragt er. »Und wo ist deine Schwester? Ich sehe euch zwei selten getrennt.«

»Lainie ist mit dem Zirkus in Dublin«, sagt Tara und begutachtet interessiert den Raum. »Ich ... ich war nicht in der Stimmung und dachte mir, ich reise mal ein bisschen allein. Weit entfernte Freunde zu besuchen schien mir ein guter Anfang zu sein. Ich hätte gern ein Telegramm geschickt, aber alles kam ziemlich spontan. Außerdem war ich mir nicht ganz sicher, ob ich willkommen bin.«

»Du bist immer willkommen, Tara«, sagt Mr Barris. Er bietet ihr einen Platz an, aber das bemerkt sie nicht, weil sie die detaillierten Hausmodelle auf den Tischen inspiziert und gelegentlich stehen bleibt, um eine Einzelheit näher zu untersuchen: den Bogen einer Tür, die Spirale einer Treppe.

»Ich glaube, in Fällen wie unseren wird es zunehmend schwer, zwischen alten Freunden und Geschäftspartnern zu unterscheiden«, sagt Tara. »Ob wir Leute sind, die sich höflich unterhalten, um gemeinsam gehütete Geheimnisse zu überdecken, oder ob wir mehr sind als das. Das hier ist wunderschön.« Sie verweilt beim Modell einer kunstvollen offenen Säule, in deren Mitte eine Uhr hängt.

»Danke«, sagt Mr Barris. »Es ist noch lange nicht fertig. Ich muss die Pläne an Friedrick schicken, damit er mit dem Bau der Uhr anfangen kann. Ich nehme an, das maßstabsgetreue Exemplar wird noch viel beeindruckender sein.«

»Hast du die Pläne für den Zirkus hier?«, fragt Tara und überfliegt die an die Wand gepinnten Schaubilder.

»Nein, leider nicht. Ich habe sie in London bei Marco gelassen. Eigentlich wollte ich Kopien aufbewahren, aber das habe ich wohl vergessen.«

»Hast du auch vergessen, Kopien von deinen anderen Bauplänen aufzubewahren?«, fragt Tara und fährt mit einem Finger die Schränke entlang, die mit langen dünnen Borden ausgestattet sind, auf denen Haufen von sorgsam geordneten Papieren liegen.

»Nein«, sagt Mr Barris.

»Findest du ... findest du das nicht merkwürdig?«, fragt Tara.

»Eigentlich nicht. Findest du das merkwürdig?«

»Ich finde vieles am Zirkus merkwürdig«, sagt Tara und spielt an der Spitze ihres Ärmelaufschlags herum.

Mr Barris nimmt an seinem Schreibtisch Platz und lehnt sich im Stuhl zurück.

»Wollen wir vielleicht über das reden, weswegen du hier bist, anstatt drum herumzutanzten?«, fragt er. »Ich war nie ein besonders guter Tänzer.«

»Ich weiß genau, dass das nicht stimmt.« Tara setzt sich in den Stuhl gegenüber und lässt den Blick weiter durch den Raum schweifen. »Aber es wäre schön, ausnahmsweise mal wieder offen zu sein. Manchmal frage ich mich, ob wir überhaupt noch wissen, was Offenheit ist. Warum bist du aus London fort?«

»Wahrscheinlich aus den gleichen Gründen, die dich und deine Schwester so oft reisen lassen«, sagt Mr Barris. »Ein paar zu viele neugierige Blicke und zweifelhafte Komplimente. Dass der Tag, an dem mein Haar aufgehört hat, dünner zu werden, mit dem Tag der Zirkuseröffnung zusammenfiel, hat vermutlich niemand gemerkt. Aber einigen ist es irgendwann aufgefallen. Unsere Tante Padva mag ein-

fach nur gut altern, und an Chandresh kann man alles und jedes als exzentrisch abtun, aber wir unterliegen einer strengeren Beobachtung, weil wir dem Normalen etwas näher sind.«

»Für die, die einfach im Zirkus verschwinden können, ist es leichter«, sagt Tara und sieht aus dem Fenster. »Manchmal schlägt Lainie vor, dass wir ebenfalls mit dem Zirkus reisen sollten, aber das wäre nur eine vorübergehende Lösung, dafür sind wir zu flatterhaft.«

»Ihr könntet einfach aussteigen«, sagt Mr Barris leise.

Tara schüttelt den Kopf.

»Wie lange mag es noch dauern, bis es nicht mehr genügt, ständig die Stadt zu wechseln? Was ist dann die Lösung? Sollen wir unsere Namen ändern? Mir ... mir gefallen solche erzwungenen Täuschungsmanöver nicht.«

»Ich weiß nicht«, sagt Mr Barris.

»Es geht um weitaus mehr, als wir wissen, da bin ich ganz sicher«, sagt Tara seufzend. »Ich wollte mit Chandresh darüber reden, aber es war, als würden wir zwei verschiedene Sprachen sprechen. Ich sitze nicht gern tatenlos dabei, wenn etwas absolut falsch läuft. Ich fühle mich ... nicht gefangen, aber so etwas in der Art, und ich weiß nicht, was ich dagegen tun kann.«

»Du suchst Antworten«, sagt Mr Barris.

»Ich weiß nicht, was ich suche«, erwidert Tara. Ihr Gesicht verzieht sich kurz, als würde sie gleich in Tränen ausbrechen, aber dann sammelt sie sich wieder. »Ethan, hast du manchmal auch das Gefühl, dass du nur noch träumst?«

»Nein, das kann ich nicht behaupten.«

»Mir fällt es zunehmend schwer, zwischen Schlafen und Wachsein zu unterscheiden«, sagt Tara und zupft erneut an ihren Ärmelspitzen. »Ich mag es nicht, wenn man mich im

Dunkeln lässt. Und ich glaube auch nicht gern an unmögliche Dinge.«

Mr Barris nimmt seine Brille ab und wischt die Gläser mit einem Taschentuch sauber, dann hält er sie ins Licht, um nach übriggebliebenen Flecken zu suchen.

»Ich habe vieles gesehen, was ich früher für unmöglich oder unglaublich gehalten hätte. Ich stelle fest, dass ich für solche Dinge keine klar definierten Kenngrößen mehr habe. Ich erledige meine Arbeit nach bestem Gewissen und lasse andere die ihre tun.«

Er zieht eine Schreibtischschublade auf, sucht darin kurz etwas und holt dann eine Visitenkarte heraus, auf der nur ein Name steht. Obwohl Tara die Schrift verkehrt herum sieht, kann sie mühelos das *A* und das *H* entziffern, wenn auch sonst nichts. Mr Barris nimmt einen Bleistift und schreibt eine Londoner Adresse unter den gedruckten Namen.

»Ich glaube, keiner von uns wusste an jenem Abend, worauf er sich einlässt«, sagt er. »Wenn du unbedingt tiefer in die Sache eintauchen willst, kann wahrscheinlich nur er dir helfen. Ich weiß allerdings nicht, wie entgegenkommend er ist.«

Er schiebt Tara die Visitenkarte über den Tisch zu. Sie begutachtet die Karte, als hege sie Zweifel an ihrer Echtheit, und steckt sie erst dann in ihre Handtasche.

»Vielen Dank, Ethan«, sagt sie, ohne ihn anzusehen. »Ich weiß das wirklich zu schätzen.«

»Gern geschehen, meine Liebe«, erwidert Mr Barris. »Ich ... ich hoffe, du findest, wonach du suchst.«

Tara nickt nur zerstreut, und dann unterhalten sie sich über weniger wichtige Themen, während die Nachmittagsstunden verstreichen und das Licht vor den Milchglasfen-

tern immer schwächer wird. Als er sie zum Abendessen einlädt, lehnt sie höflich ab und verabschiedet sich.

Mr Barris kehrt an seinen Zeichentisch zurück, und das Kratzen des Bleistifts und das Ticken der Uhr verfallen wieder in rhythmischen Einklang.

Der Schirm des Zauberers

PRAG, MÄRZ 1894

Das große Schild, das heute Abend am Tor des Cirque des Rêves hängt, ist mit geflochtenen Bändern geschmückt, die sich bis knapp über das Schloss um die Gitterstäbe schlingen. Die Buchstaben sind so groß, dass man sie schon aus einiger Entfernung erkennt, aber die Leute stehen trotzdem direkt davor, um es zu lesen.

Aufgrund schlechten Wetters geschlossen

steht da in kunstvoller Schrift, umgeben von verspielt gemalten grauen Wolken. Manche Leute lesen das Schild sogar zweimal, blicken dann auf die untergehende Sonne und den klaren violetten Himmel und kratzen sich am Kopf. Sie stehen herum. Einige warten darauf, dass man das Schild vielleicht entfernt und der Zirkus öffnet, aber niemand ist zu sehen, und irgendwann zerstreut sich die kleine Menge auf der Suche nach anderen Vergnügungen für den Abend.

Eine Stunde später geht es los. Es gießt in Strömen, der Wind kräuselt das gestreifte Zeltleinen. Das Schild am Tor tanzt schimmernd im Wind.

Am anderen Ende des Zirkus, wo nichts auf ein Tor hinweist, der Zaun aber dennoch einen Durchlass hat, tritt Celia Bowen aus dem Schatten der dunklen Zelte in den Regen und spannt mit einiger Mühe ihren Schirm auf. Es ist ein großer Schirm mit einem schweren gebogenen Griff, und als sie ihn endlich geöffnet hat, bietet er recht guten Schutz vor dem Regen. Die untere Hälfte ihres weinroten Kleids ist dennoch so schnell durchnässt, dass sie fast schwarz wirkt.

Auf dem Weg in die Stadt folgt ihr kaum ein Blick, aber wessen Blick könnte man bei einem solchen Regenguss auch schon auf sich ziehen? Sie begegnet nur einer Handvoll anderen Fußgängern, alle halb unter einem Schirm verborgen.

Schließlich tritt Celia in ein hell erleuchtetes Café, das trotz des Wetters gut besucht ist. Sie stellt ihren Schirm zu den anderen in den Ständer an der Tür.

Es sind noch einige Tische frei, aber Celia fällt ein Stuhl am Kamin ins Auge, gegenüber von Isobel, die vor einer Tasse Tee in ein Buch vertieft dasitzt.

Celia war sich nie ganz sicher, was sie von der Wahrsagerin halten soll. Wobei sie ohnehin ein angeborenes Misstrauen gegenüber allen hegt, die von Berufs wegen Leuten erzählen, was sie hören möchten. Außerdem hat Isobel manchmal denselben Blick in den Augen, wie er Celia oft bei Tsukiko auffällt – ein Blick, der besagt, dass sie mehr weiß, als sie verrät.

Doch für jemanden, der sich mit dem Vorhersagen der Zukunft befasst, ist das vielleicht nicht ungewöhnlich.

»Darf ich mich zu dir setzen?«, fragt Celia. Isobel blickt hoch, und die Überraschung in ihrem Gesicht ist unverkennbar, wird aber schnell durch ein strahlendes Lächeln ersetzt.

»Natürlich.« Isobel markiert die Seite und legt dann das Buch beiseite. »Ich kann nicht fassen, dass du dich bei dem Wetter rausgetraut hast. Ich habe es gerade noch hierhergeschafft, bevor es anfang, und dachte mir, ich warte das Ende im Trockenen ab. Eigentlich war ich hier verabredet, aber ich glaube nicht, dass er noch kommt.«

»Kann man ihm nicht verübeln«, sagt Celia und streift ihre feuchten Handschuhe ab. Sie schüttelt sie vorsichtig, und sie trocknen auf der Stelle. »Dort draußen hat man das Gefühl, durch einen Fluss zu laufen.«

»Schwänzt du die Schlechtwetter-Party?«

»Ich bin kurz dort gewesen, dann bin ich geflohen. Mir ist heute Abend nicht nach Party. Außerdem lasse ich mir nur ungern die Gelegenheit entgehen, dem Zirkus mal zu entkommen und in eine andere Atmosphäre einzutauchen, auch wenn ich dabei fast ertrinke.«

»Hin und wieder entfliehe ich dem Ganzen auch ganz gern«, sagt Isobel. »Hast du dafür gesorgt, dass es regnet, damit du den Abend freihast?«

»Natürlich nicht«, erwidert Celia. »Aber wenn dem so wäre, hätte ich ziemlich übertrieben.«

Noch während sie spricht, trocknet ihr Kleid, und das regennasse Schwarz weicht einem kräftigen Weinrot, wobei unklar ist, ob das an der Nähe des Feuers liegt, das munter vor sich hin brennt, oder ob sie den subtilen Wandel selbst verursacht hat.

Celia und Isobel plaudern über das Wetter und Prag und Bücher, ohne den Zirkus absichtlich zu vermeiden, aller-

dings suchen sie das Thema auch nicht unbedingt. Für einen Moment sitzen dort zwei Frauen an einem Tisch und nicht Wahrsagerin und Zauberkünstlerin – eine Gelegenheit, die sich ihnen nicht oft bietet.

Die Tür fliegt auf und bläst eine regengespickte Windbö herein, der von Seiten der Gäste ärgerliches Geschrei folgt, zusammen mit dem Geklapper der Schirme in den Ständern.

Eine gehetzt aussehende Bedienung kommt an ihren Tisch, und Celia bestellt einen Pfefferminztee. Als die Kellnerin geht, wirft Celia einen Blick durch den Raum und überfliegt die Menge, als suche sie jemanden.

»Was ist denn los?«, fragt Isobel.

»Ach, nichts«, antwortet Celia. »Nur so ein Gefühl, dass wir beobachtet werden, aber wahrscheinlich bilde ich mir das nur ein.«

»Vielleicht hat dich jemand erkannt«, meint Isobel.

»Das bezweifle ich«, sagt Celia, während sie die Gäste in der näheren Umgebung mustert und feststellt, dass niemand in ihre Richtung blickt. »Die Leute sehen, was sie sehen wollen. Und hier sind sicherlich schon viele ungewöhnliche Gäste gewesen, seit der Zirkus in der Stadt ist. Das macht es uns leichter, uns unter die Leute zu mischen.«

»Ich staune immer wieder, dass mich als Privatmensch niemand erkennt«, sagt Isobel. »An den letzten paar Abenden habe ich einer Handvoll Leuten in genau diesem Raum die Karten gelegt, und nicht einer hat mich weiter beachtet. Vielleicht sehe ich ganz normal aus, wenn ich nicht von Kerzen und Samt umgeben bin. Oder sie schenken den Karten mehr Aufmerksamkeit als mir.«

»Hast du deine Karten dabei?«, fragt Celia.

Isobel nickt. »Möchtest ... möchtest du eine Lesung?«

»Wenn es dir nichts ausmacht.«

»Du hast mich noch nie darum gebeten, dir die Karten zu legen.«

»Meistens habe ich keine Lust, etwas über meine Zukunft zu hören«, sagt Celia. »Aber heute Abend bin ich ein bisschen neugierig.«

Isobel wirft zögernd einen Blick auf die zumeist aus dem Künstlermilieu stammenden anderen Gäste, die Absinth trinken und über Kunst diskutieren.

»Sie werden nichts merken«, sagt Celia. »Versprochen.«

Isobel wendet sich wieder Celia zu und holt einen Kartensatz aus ihrer Tasche; nicht die schwarzweißen wie im Zirkus, sondern das abgewetzte und verblichene *Tarot de Marseille*.

»Die sind hübsch«, sagt Celia, als Isobel anfängt zu mischen.

»Danke.«

»Aber es sind nur siebenundsiebzig.«

Isobels Hände zögern kurz, und eine Karte fällt aus dem Stapel auf den Tisch. Celia hebt sie auf, betrachtet die beiden Kelche auf der Vorderseite und gibt Isobel die Karte zurück, die sie wieder in den Stapel steckt und weitermischt.

»Eine ist ... woanders«, erklärt Isobel.

Celia fragt nicht weiter nach.

Die Kellnerin bringt Celias Pfefferminztee und entfernt sich wieder, ohne die Karten eines Blickes zu würdigen.

»Wie hast du das gemacht?«, fragt Isobel.

»Ich habe sie abgelenkt«, erwidert Celia und bläst vorsichtig auf ihren dampfenden Tee. Eigentlich entspricht das nicht ganz der Wahrheit, aber zu erklären, dass sie einen unsichtbaren Schleier über die Karten gezogen hat, findet

sie zu kompliziert. Außerdem beunruhigt sie noch immer das Gefühl, dass sie trotz des Schleiers beobachtet werden.

Isobel legt die Karten verdeckt auf den Tisch.

Ohne Isobels Aufforderung abzuwarten, bildet Celia drei Stapel und legt sie behutsam in einer Reihe auf den Tisch.

»Welcher?«, fragt Isobel.

Celia mustert nachdenklich die drei Stapel und nippt an ihrem Tee. Nach einer Weile zeigt sie auf den mittleren. Isobel packt die Karten wieder zusammen und legt den ausgewählten Stapel obenauf.

Die Karten, die sie nun auf den Tisch legt, erschließen sich ihr nicht sofort. Mehrere Kelche. Die zwei Schwerter. *La Papesse*, die Päpstin.

Isobel verschlägt es fast den Atem, als sie *Le Bateleur* über die aufgedeckten Karten legt. Sie überspielt es mit einem Husten. Celia scheint nichts zu bemerken.

»Tut mir leid«, sagt sie, nachdem sie die Karten eine Zeitlang stumm betrachtet hat. »Manchmal dauert es eine Weile, bis ich sie richtig deuten kann.«

»Lass dir Zeit«, sagt Celia.

Isobel schiebt die Karten auf dem Tisch umher, konzentriert sich auf eine, dann auf eine andere.

»Du trägst viele Lasten mit dir. Ein schweres Herz. Verluste. Aber du bewegst dich in Richtung Veränderung und Entdeckung. Da sind äußere Einflüsse, die dich vorantreiben.«

Celias Miene verrät nichts. Sie betrachtet die Karten und sieht manchmal zu Isobel hoch – aufmerksam, aber vorsichtig.

»Du musst ... nicht kämpfen, nein, das ist nicht das richtige Wort, aber das ist ein Kampf mit etwas Unsichtbarem, etwas Dunklem, das vor dir verborgen ist.«

Celia lächelt nur.

Isobel legt eine weitere Karte auf den Tisch.

»Aber bald wirst du mehr wissen«, sagt sie.

Dieser Satz lässt Celia aufhorchen.

»Wie bald?«

»Die Karten sagen keinen genauen Zeitpunkt, aber es ist kurz davor. Es ist fast so weit, würde ich sagen.«

Isobel zieht noch eine Karte. Wieder die zwei Kelche.

»Da ist Gefühl«, sagt sie. »Tiefes Gefühl. Du stehst zwar erst am Anfang, bist noch nah an der Oberfläche, aber es wartet darauf, dich nach unten zu ziehen.«

»Interessant«, bemerkt Celia.

»Ich sehe das nicht eindeutig als gut oder schlecht, aber es ist ... intensiv.« Isobel schiebt die Karten wieder ein wenig umher, *Le Bateleur* und *La Papesse* sind nun umgeben von Stäben und Kelchen. Das Knistern des Feuers in ihrer Nähe vermischt sich mit dem Regen, der gegen die Fenster prasselt. »Das ist fast ein Widerspruch«, sagt sie nach einer Weile. »Als wären da Liebe und Verlust gleichzeitig, zusammen in einer Art schönem Schmerz.«

»Na, das sind doch schöne Aussichten«, sagt Celia trocken. Isobel lächelt und blickt zu ihr auf, findet aber keine Regung in Celias Gesicht.

»Es tut mir leid, dass ich nicht deutlicher sein kann«, sagt sie. »Wenn mir später noch was einfällt, gebe ich dir Bescheid. Manchmal muss ich über die Karten nachdenken, bevor ich aus ihnen schlau werde. Die hier sind ... nicht direkt unklar, aber komplex, darum sind ziemlich viele Möglichkeiten zu bedenken.«

»Du musst dich nicht entschuldigen. Ich bin wirklich nicht sonderlich überrascht. Und danke, ich freue mich sehr über den Einblick.«

Dann wechselt Celia das Thema, während die Karten auf dem Tisch bleiben und Isobel keine Anstalten macht, sie einzupacken. Sie unterhalten sich über belanglose Dinge, bis Celia irgendwann sagt, sie müsse jetzt langsam zum Zirkus zurück.

»Warte doch wenigstens, bis der Regen nachlässt«, protestiert Isobel.

»Ich habe dich schon lange genug vereinnahmt, und Regen ist nur Regen. Ich hoffe, der Jemand, auf den du wartest, kommt noch.«

»Das bezweifle ich, aber danke. Und danke, dass du mir Gesellschaft geleistet hast.«

»War mir ein Vergnügen«, sagt Celia, steht auf und zieht ihre Handschuhe an. Dann bahnt sie sich beschwingt einen Weg durch das volle Café, nimmt an der Tür einen Schirm mit dunklem Griff aus dem Ständer und winkt Isobel zum Abschied zu, bevor sie sich im strömenden Regen auf den Rückweg zum Zirkus macht.

Isobel schiebt die durcheinandergeratenen Karten wieder zusammen. Sie hat nicht wirklich gelogen. Beim Kartenlegen kann sie nicht lügen. Aber eines ist klar: Alles ist mit dem Wettstreit verbunden, Vergangenheit und Zukunft.

Gleichzeitig scheint es eher eine Lesung für den Zirkus als für Celia gewesen zu sein, aber es schwingen so starke Gefühle mit, dass für die Einzelheiten kein Raum mehr bleibt. Isobel packt die Karten zusammen und steckt sie zu den anderen. Beim Mischen gerät *Le Bateleur* nach oben. Sie runzelt die Stirn, sieht sich dann im Café um und entdeckt ein paar vereinzelte Gäste mit Hüten. Der von ihr gesuchte ist jedoch nicht dabei.

Sie mischt weiter, bis der Magier unauffindbar im Stapel verschwunden ist, dann steckt sie die Karten ein, widmet

sich wieder ihrem Buch und wartet allein das Ende des Regens ab.

*

Draußen regnet es heftig, und die erleuchteten Fenster entlang der dunklen, fast menschenleeren Straßen sehen aus wie Lichtpunkte. Trotz des kalten Windes ist es nicht so kalt, wie Celia erwartet hatte.

Sie selbst kann nicht gut Tarotkarten lesen, es gibt einfach zu viele Möglichkeiten und Bedeutungen. Aber durch Isobels Hinweis auf bestimmte Elemente konnte sie die verflochtenen Gefühle und die bevorstehende Offenbarung sehen. Sie weiß nicht, was sie von alledem halten soll, hofft aber trotz ihrer Skepsis, dass es ihr Gewissheit über die Identität ihres Gegners bringt.

Während Celia in Gedanken versunken weitergeht, merkt sie, dass ihr ziemlich warm ist. Zumindest genauso warm wie im Café mit Isobel am Kamin, wenn nicht sogar noch wärmer. Außerdem ist sie vollkommen trocken. Ihr Mantel, ihre Handschuhe, selbst ihr Kleidersaum. Obwohl es weiterhin schüttet, spürt sie nicht einen einzigen Tropfen. Der Wind lässt den Regen aus den verschiedensten Richtungen kommen, gegen alle Gesetze der Schwerkraft. Aus tümpelartigen Pfützen spritzen Tropfen nach oben oder sie wehen von der Seite heran, aber Celia spürt sie nicht. Selbst ihre Stiefel sind kein bisschen nass.

Am großen Platz bleibt Celia stehen und betrachtet die riesige astronomische Uhr, auf der die geschnitzten Apostel trotz des Wetters ihre festgelegte stündliche Aufwartung machen.

Reglos steht sie da. Der Regen fällt so dicht, dass sie nur ein paar Schritte weit sehen kann, aber ihr ist weiterhin

warm, und sie bleibt trocken. Sie streckt die Hand unter dem schützenden Schirm vor und betrachtet sie genau – nicht ein einziger Tropfen berührt sie. Und die Tropfen, die ihrer Hand nahe kommen, ändern plötzlich die Richtung und prallen ab, als wäre sie von einer unsichtbaren Hülle umgeben.

Mit einem Mal ist Celia sich ziemlich sicher, dass sie nicht ihren Schirm in der Hand hält.

»Entschuldigen Sie, Miss Bowen.« Die Stimme übertönt den Regen und hallt über den Platz. Eine Stimme, die sie schon erkennt, bevor sie sich umdreht und Marco hinter sich stehen sieht. Er ist vollkommen durchnässt, und vom Rand seines Bowlerhuts fallen Tropfen. In der Hand hält er einen geschlossenen schwarzen Schirm, der genauso aussieht wie ihrer.

»Ich glaube, Sie haben meinen Schirm«, sagt er mit einem Grinsen, das unschuldig sein soll, dafür aber zu gerissen ist.

Celia sieht ihn überrascht an. Was hat Chandreshs Assistent in Prag zu suchen, wenn er doch eigentlich in London lebt, überlegt sie. Und wie ist er in den Besitz eines solchen Schirms gekommen?

Während sie ihn verwirrt ansieht, fügen sich langsam die Teile des Puzzles zusammen. Sie erinnert sich an jede Begegnung mit dem Mann, der vor ihr im Regen steht, entsinnt sich seiner Bestürzung nach ihrer Zauberprobe, der Blicke und Bemerkungen, die sie in all den Jahren als kokette Flirtversuche gedeutet hatte.

Und sie erinnert sich an den ständigen Eindruck, er sei gar nicht wirklich da, weil er sich immer so im Hintergrund gehalten hatte, dass sie seine Anwesenheit manchmal vergaß.

Früher hatte sie das als Zeichen für seine Eignung als Assistent gewertet und dabei nie in Erwägung gezogen, dass und wie sehr ein solches Auftreten täuschen kann.

Mit einem Mal kommt Celia sich ziemlich dumm vor, dass sie ihn nie als ihren Gegenspieler in Betracht gezogen hat. Und dann fängt sie an zu lachen, ein heiteres Gekicher, das mit dem prasselnden Regen harmoniert. Marcos Grinsen gefriert. Er blinzelt sich das Wasser aus den Augen und beobachtet sie.

Es dauert eine Weile, bis Celia sich wieder gefangen hat, dann macht sie einen tiefen, vorbildlichen Knicks und gibt ihm seinen Schirm zurück. Der Regen erwischt sie kurz mit voller Wucht, so dass sie nach Luft schnappt. Marco übergibt ihr den identischen Schirm.

»Ich bitte aufrichtig um Entschuldigung«, sagt sie, während in ihren Augen noch immer der Schalk blitzt.

»Ich würde mich sehr gern mit Ihnen unterhalten, wenn Sie mich auf einen Drink begleiten würden«, sagt Marco. Sein Bowlerhut ist schon wieder trocken, als er vergeblich versucht, sie beide mit dem offenen Schirm zu schützen. Der Wind peitscht Celia die dunklen Locken in nassen Strähnen ins Gesicht. Sie beobachtet, wie die Regentropfen auf seinen Wimpern verdunsten.

Nach all den Jahren voller Ungewissheit verläuft die Begegnung mit ihrem Gegner ganz anders als erwartet. Sie hatte mit jemandem gerechnet, den sie kennt. Jemandem aus dem inneren Kreis des Zirkus, und nicht jemandem von außerhalb, der aber doch irgendwie dazugehört.

Trotz der ständigen Mahnungen ihres Vaters, sich nicht mit ihrem Gegner zu befassen, gibt es viele Fragen, die sie ihm nur zu gern stellen würde. Aber gleichzeitig fühlt sie sich plötzlich bloßgestellt, nachdem ihr klar ist, dass er im-

mer wusste, wo sie beide standen. Er wusste es, wenn er eine Tür für sie öffnete oder Notizen für Chandresh machte. Wusste es, wenn er sie wie jetzt mit diesen befremdlichen leuchtend grünen Augen musterte.

Trotzdem ist die Einladung verführerisch. Wenn sie nicht so durchweicht wäre, würde sie vielleicht annehmen.

»Das glaube ich Ihnen gern«, sagt Celia und erwidert Marcos Grinsen. »Vielleicht ein andermal.«

Mit einiger Mühe spannt sie ihren Schirm auf, und als sie das Dach aus schwarzer Seide über ihren Kopf schwingt, verschwindet sie mitsamt dem Schirm. Zurück bleiben nur Wassertropfen, die auf den leeren Platz fallen.

Marco steht allein im Regen und betrachtet die Stelle, an der Celia soeben noch stand. Dann entfernt auch er sich in die Nacht.



SPIEGELBILDER UND VERZERRUNGEN



Auf dem Schild steht *Spiegelgang*, aber du stellst fest, dass es mehr ist als nur ein schlichter Gang.

Neben bodenlangen Spiegelglasscheiben siehst du Aberhunderte Spiegel in unterschiedlichen Formen und Größen, jeder in einem anderen Rahmen.

In einem siehst du deine Stiefel, in dem daneben nur leeren Raum und die Spiegel auf der anderen Seite.

Dein Schal ist in einem Spiegel verschwunden, im nächsten ist er dann wieder da.

Hinter dir spiegelt sich ein Mann mit Bowlerhut, doch erscheint er nur in manchen Spiegeln und in anderen nicht. Wenn du dich umdrehst, siehst du ihn nicht, aber plötzlich gehen mehr Besucher neben dir her, als du im Glas gesehen hast.

Der Gang führt zu einem runden Raum mit hellem Licht. Es strahlt von einem hohen Laternenpfahl in der Mitte, einer hoch aufragenden schwarzen Eisenstange mit einer Milchglaslampe, die eher an eine Straßenecke in der Stadt gehört als in ein Zirkuszelt.

Die Wände sind vollkommen verspiegelt. Jeder lange Spiegel reicht bis an die gestreifte Decke und den gleichermaßen gestrichenen Boden.

Wenn du weiter in den Raum trittst, stehst du in einer endlosen Flucht aus Straßenlaternen und Streifenmustern, die sich wieder und wieder brechen.

Kartomantie

CONCORD, MASSACHUSETTS, OKTOBER 1902

Der Weg durch den Zirkus führt Bailey wieder auf den Platz in der Mitte. Er bleibt kurz stehen und betrachtet das glimmende Feuer, dann geht er zu einem Händler und kauft sich eine Tüte Pralinen als Ersatz für sein ausgefallenes Abendessen. Die Pralinen sind wie Mäuse geformt, mit Mandelohren und Lakritzschwänzen. Er isst zwei hintereinander und steckt den Rest in seine Manteltasche, in der Hoffnung, dass sie nicht schmelzen.

Dann entfernt er sich wieder vom Feuer und verlässt den Platz in einer anderen Richtung.

Er kommt an mehreren Zelten mit interessanten Schildern vorbei, fühlt sich aber im Augenblick von keinem angezogen, weil er immer noch an die Vorstellung der Zauberkünstlerin denkt. Als der Weg abbiegt, stößt er auf ein kleineres Zelt mit einem hübschen aufwendigen Schild:

Wahrsagerin

Dieses Wort kann er mühelos lesen, der Rest jedoch ist ein kompliziertes Gewimmel aus kunstvollen Buchstaben. Bailey muss ganz nah herantreten, um es entziffern zu können:

Schicksalsdeutung und Enthüllung
Ihrer geheimsten Wünsche

Bailey sieht sich um. Nirgendwo ist jemand zu sehen, und er fühlt sich wie damals, als er sich am helllichten Tag heimlich durch den Zaun stahl, als gäbe es hier nur ihn und die Dinge und Menschen, die zum Zirkus gehören.

Der ständige Streit um seine Zukunft hallt ihm in den Ohren, als er in das Zelt tritt.

Bailey befindet sich in einem Raum, der ihn an den Salon seiner Großmutter erinnert, nur riecht es nicht so stark nach Lavendel. Ein paar leere Stühle stehen da, und ein funkelnder Kronleuchter zieht kurz seine Aufmerksamkeit auf sich. Dann entdeckt er den Vorhang.

Er besteht aus glänzenden Perlenschnüren. Bailey hat so etwas noch nie gesehen. Der Vorhang schimmert im Licht, und er weiß nicht so recht, ob er hindurchgehen oder auf irgendein Zeichen oder eine Aufforderung warten soll. Er sucht nach einem Schild, auf dem sich vielleicht ein Hinweis findet, entdeckt aber nichts. Verwirrt steht er im Vorraum, und dann ruft jemand hinter dem Perlenvorhang.

»Bitte komm doch herein«, sagt die Stimme. Eine leise Frauenstimme, die sich anhört, als stünde sie direkt neben ihm, obwohl Bailey ganz sicher ist, dass die Stimme aus dem Nebenraum kam. Zögernd greift er nach den glatten, kalten Perlen und stellt fest, dass seine Hand mühelos hindurchgleitet und sie sich teilen wie Wasser. Die Perlen raseln, als die Schnüre aneinanderstoßen; das im dunklen Raum widerhallende Geräusch erinnert ihn an Regen.

Dieser zweite Raum gleicht dem Salon seiner Großmutter nicht mehr so sehr. Er ist voll mit Kerzen, und in der Mitte steht ein Tisch mit einem leeren Stuhl auf der einen

Seite und einer schwarz gekleideten Frau mit einem langen dünnen Schleier vor dem Gesicht auf der anderen. Auf dem Tisch befinden sich ein Kartenspiel und eine große Glaskugel.

»Setz dich bitte, junger Mann«, sagt die Frau, und Bailey geht zu dem leeren Stuhl und setzt sich. Der Stuhl ist erstaunlich bequem, ganz anders als die steifen Stühle bei seiner Großmutter, obwohl sie bemerkenswert ähnlich aussehen. Erst jetzt fällt Bailey auf, dass mit Ausnahme des rothaarigen Mädchens bisher noch niemand im Zirkus gesprochen hat. Die Zauberkünstlerin hatte kein Wort von sich gegeben, was er während ihrer Vorführung allerdings nicht bemerkt hatte.

»Leider musst du erst zahlen, bevor wir anfangen«, sagt die Frau. Bailey ist froh, dass er noch ein bisschen Taschengeld für die unvorhergesehe Ausgabe hat.

»Und wie viel?«, fragt er.

»So viel du für einen kurzen Blick auf deine Zukunft zahlen möchtest«, antwortet die Wahrsagerin. Bailey denkt kurz nach. Er findet es merkwürdig, aber fair. Dann holt er einen – so hofft er – passenden Betrag aus der Tasche und legt ihn auf den Tisch. Die Frau nimmt das Geld nicht weg, sondern hält die Hand darüber, und es verschwindet.

»Was möchtest du denn gern wissen?«, fragt sie.

»Etwas über meine Zukunft«, erwidert Bailey. »Meine Großmutter will, dass ich nach Harvard gehe, aber mein Vater will, dass ich die Farm übernehme.«

»Und was willst du?«, fragt die Wahrsagerin.

»Ich weiß es nicht«, antwortet Bailey.

Sie lacht freundlich, und das beruhigt Bailey, denn es gibt ihm das Gefühl, dass er mit einem normalen Menschen spricht und nicht mit irgendeinem rätselhaften Wesen.

»Das macht nichts«, erklärt sie. »Wir werden sehen, was die Karten dazu sagen.«

Sie nimmt den Packen und fängt an zu mischen, die Karten fügen sich wellenförmig ineinander. Dann breitet sie sie in einer fließenden Bewegung auf dem Tisch aus, so dass sie einen Bogen aus schwarzweiß gemusterten Kartenrücken bilden. »Wähl eine aus«, sagt sie. »Lass dir Zeit. Das wird die Karte, die für dich steht.«

Bailey betrachtet nachdenklich den Kartenbogen. Sie sehen alle gleich aus. Kleine Musterschnipsel, manche breiter als andere, manche nicht ganz so gleichmäßig aufgereiht wie der Rest. Er sieht von einem Ende zum anderen, dann sticht ihm eine ins Auge. Sie ist versteckter als der Rest und wird von der darüberliegenden Karte fast ganz verdeckt. Nur der Rand ist sichtbar. Er greift nach ihr, zögert aber kurz, bevor er sie nimmt.

»Darf ich sie anfassen?«, fragt er. Er fühlt sich genauso wie damals, als er zum ersten Mal den Tisch mit dem besten Geschirr decken durfte, als dürfe man ihn solche Sachen eigentlich nicht anfassen lassen, vermischt mit der heftigen Angst, etwas könnte zerbrechen.

Doch die Wahrsagerin nickt, und Bailey zieht sie heraus und legt sie ein Stück von den anderen entfernt auf den Tisch.

»Du darfst sie ansehen«, sagt sie, und Bailey dreht die Karte um.

Auf der Vorderseite sind nicht wie bei den ihm bekannten schwarzroten Spielkarten Symbole wie Herz, Kreuz, Pik und Karo. Stattdessen ist da ein Bild in Schwarz, Weiß und Grautönen.

Die Illustration zeigt einen Ritter auf einem Pferd, wie aus einem Märchen. Das Pferd ist weiß, die Rüstung grau,

im Hintergrund sind dunkle Wolken. Das Pferd ist mitten im Galopp, der Ritter im Sattel nach vorn gebeugt, mit gezücktem Schwert, wie wenn er unterwegs wäre zu einer großen Schlacht. Bailey betrachtet die Karte und überlegt, was sie wohl bedeuten könnte. Am unteren Rand steht in eleganter Schrift *Cavalier d'Épées*.

»Das soll ich sein?«, fragt Bailey. Die Frau lächelt und schiebt den Kartenbogen zu einem ordentlichen Stapel zusammen. »Ja, er steht für dich«, antwortet sie. »Es könnte ein Hinweis auf Bewegung oder Reise sein. Die Karten haben bei jedem eine andere Bedeutung.«

»Dann muss es schwer sein, aus ihnen zu lesen«, sagt Bailey.

Die Frau lacht wieder.

»Manchmal«, sagt sie. »Wollen wir es trotzdem versuchen?« Bailey nickt, und sie mischt erneut die Karten, bildet dann drei Stapel und legt sie oberhalb des Ritters vor ihn hin. »Zeig auf den Stapel, der dich am meisten interessiert«, sagt sie. Bailey mustert die Kartenstapel. Einer ist nicht so ordentlich, ein anderer höher als seine beiden Nachbarn. Sein Blick wandert immer wieder zu dem Haufen auf der rechten Seite.

»Der da«, sagt er, und obwohl es größtenteils geraten ist, kommt ihm die Entscheidung richtig vor. Die Wahrsagerin nickt und packt die drei Stapel aufeinander, Baileys liegt oben. Sie dreht die Karten nacheinander um und platziert sie in einem kunstvollen Muster auf den Tisch – einige überlappen sich, andere sind aneinandergereiht –, bis ungefähr zwölf Karten aufgedeckt sind. Schwarzweiße Bilder, ähnlich dem Ritter, manche schlichter, manche komplizierter. Viele zeigen Menschen in verschiedenen Situationen, auf einigen sind Tiere, auf anderen Kelche oder Münzen

und noch mehr Schwerter. Ihre verzerrten Spiegelbilder sind in der danebenstehenden Glaskugel zu sehen.

Die Wahrsagerin betrachtet die Karten eine ganze Weile. Bailey überlegt, ob sie vielleicht wartet, dass sie ihr etwas sagen. Außerdem meint er, ein Lächeln bei ihr zu sehen, das sie vor ihm verbergen möchte.

»Interessant.« Sie zeigt auf eine Karte, eine Dame in fließenden Gewändern mit einer Waagschale, und noch eine, die Bailey nicht so gut sieht, aber an ein zerfallendes Schloss erinnert.

»Was ist interessant?«, fragt Bailey, noch immer von allem verwirrt. Er kennt keine Damen mit verbundenen Augen und ist noch nie in einem alten Schloss gewesen. Er weiß nicht mal genau, ob es in New England überhaupt Schlösser gibt.

»Vor dir liegt eine Reise«, erklärt die Wahrsagerin. »Da ist viel Bewegung. Und jede Menge Verantwortung.« Sie verschiebt eine Karte, dreht eine andere um und runzelt leicht die Stirn, obwohl Bailey noch immer ein unterdrücktes Lächeln zu sehen meint. Inzwischen haben seine Augen sich an das Kerzenlicht gewöhnt, und er kann ihre Miene unter dem Schleier besser erkennen. »Du bist Teil einer Kette von Ereignissen, auch wenn du im Augenblick deines Handelns nicht weißt, was sich daraus ergibt.«

»Ich mache etwas Wichtiges, muss aber erst irgendwohin gehen?«, fragt Bailey. Er hatte sich die Wahrsagerei etwas konkreter vorgestellt. Die Sache mit der Reise allerdings scheint die Seite seiner Großmutter zu begünstigen, auch wenn Cambridge nicht besonders weit entfernt ist.

Die Wahrsagerin reagiert nicht sofort. Stattdessen dreht sie eine andere Karte um. Diesmal verbirgt sie ihr Lächeln nicht.

»Du suchst nach Poppet«, sagt sie.

»Was ist ein Poppet?«, fragt er. Die Wahrsagerin antwortet nicht, sondern blickt von ihren Karten auf und mustert ihn komisch. Bailey spürt, wie sie ihn taxiert, und mehr noch, wie ihr Blick vom Schal über sein Gesicht bis zur Mütze schweift. Unruhig rutscht er auf seinem Stuhl herum.

»Heißt du Bailey?«, fragt sie. Bailey wird kreidebleich, und die Sorge und Nervosität von zuvor kehren augenblicklich zurück. Er muss schlucken, bevor er eine fast nur geflüsterte Antwort über die Lippen bringt.

»Ja?«, sagt er. Es klingt wie eine Frage, als wäre er nicht ganz sicher, ob er wirklich so heißt. Die Wahrsagerin lächelt ihm zu, ein freundliches Lächeln, das ihm zeigt, dass sie nicht annähernd so alt ist, wie er angenommen hatte. Vielleicht nur ein paar Jahre älter als er.

»Interessant«, sagt sie wieder. Er wünscht, sie würde ein anderes Wort benutzen. »Wir haben eine gemeinsame Bekannte, Bailey.« Sie blickt wieder auf die Karten. »Ich glaube, du bist heute Abend hier, weil du sie suchst. Obwohl ich es natürlich zu schätzen weiß, dass du auch mein Zelt besuchst.«

Bailey sieht sie mit zusammengekniffenen Augen an. Er versucht zu begreifen, was sie eben gesagt hat, und überlegt, woher um Himmels willen sie den wahren Grund für seine Anwesenheit im Zirkus kennt, wenn er doch niemandem davon erzählt hat und er es sich selbst kaum eingesteht.

»Sie kennen das rothaarige Mädchen?« Er kann kaum glauben, dass die Wahrsagerin genau das meint. Aber sie nickt.

»Ich kenne sie und ihren Bruder schon seit der Geburt«, sagt sie. »Sie ist ein ganz besonderes Mädchen, mit sehr schönem Haar.«

»Ist ... ist sie noch hier?«, fragt Bailey. »Ich bin ihr nur einmal begegnet, als der Zirkus das letzte Mal hier war.«

»Sie ist noch hier.« Die Wahrsagerin verschiebt die Karten auf dem Tisch wieder ein bisschen, berührt eine und dann eine weitere, aber Bailey achtet nicht mehr auf die Bilder. »Du wirst sie wiedersehen, Bailey. Daran besteht kein Zweifel.«

Bailey unterdrückt sein Verlangen, sie nach dem Zeitpunkt zu fragen, und wartet stattdessen, ob sie noch etwas über die Karten hinzuzufügen hat. Sie schiebt eine Karte hierhin und dahin, hebt dann den Ritter auf und legt ihn auf das verfallene Schloss.

»Gefällt dir der Zirkus, Bailey?« Sie blickt wieder zu ihm hoch.

»Ich habe noch nie etwas Vergleichbares gesehen«, antwortet er. »Allerdings bin ich noch nicht viel herumgekommen«, fügt er schnell hinzu. »Aber ich glaube, der Zirkus ist wundervoll. Ich mag ihn sehr.«

»Das wäre hilfreich«, sagt die Wahrsagerin.

»Hilfreich wobei?«, will Bailey wissen, aber sie antwortet nicht. Stattdessen dreht sie eine andere Karte um und legt sie über die Karte mit dem Ritter. Es ist ein Bild von einer Dame, die Wasser in einen See gießt. Über ihrem Kopf leuchtet ein heller Stern.

Bailey hat immer noch Schwierigkeiten, ihre Miene unter dem Schleier zu erkennen, aber er ist sicher, dass sie die Karte mit der Frau leicht beunruhigt auf den Tisch legt. Als sie ihn wieder ansieht, ist ihr besorgter Blick jedoch verschwunden.

»Du machst das schon«, sagt sie. »Du musst Entscheidungen treffen, und dir stehen Überraschungen bevor. Manchmal führt uns das Leben an unerwartete Orte. Die Zukunft ist nie in Stein gemeißelt, vergiss das nicht.«

»Nein«, sagt Bailey. Er findet, dass die Wahrsagerin ein bisschen traurig aussieht, als sie die Karten vom Tisch aufammelt und wieder ordentlich stapelt. Den Ritter legt sie ganz zum Schluss auf den Stapel.

»Danke«, sagt Bailey. Obwohl er sich eine etwas klarere Aussage über seine Zukunft versprochen hatte, bedrückt ihn das Thema jetzt nicht mehr so sehr. Er überlegt, ob er gehen soll, weiß aber nicht so recht, was sich bei Wahrsagerinnen gehört.

»Gern geschehen, Bailey«, sagt die Frau. »Es war mir ein Vergnügen, für dich zu legen.«

Bailey greift in seine Tasche, holt die Tüte mit den Schokoladenmäusen heraus und bietet sie ihr an.

»Möchten Sie eine Maus?« Bevor er sich insgeheim für ein so dummes Angebot schelten kann, lächelt die Wahrsagerin, auch wenn Bailey ganz kurz etwas fast Trauriges mitschwingen sieht.

»Aber ja, gern«, sagt sie und zieht eine Schokoladenmaus an ihrem Lakritzschwanz aus der Tüte. Sie legt sie oben auf die Glaskugel. »Die mag ich mit am liebsten«, gesteht sie ihm. »Danke, Bailey. Genieße den Rest deiner Zeit im Zirkus.«

»Mach ich.« Bailey steht auf und geht zurück zum Perlenvorhang. Er hebt die Hand, um die Schnüre zu trennen, hält aber plötzlich inne und dreht sich um.

»Wie heißen Sie?«, fragt er die Wahrsagerin.

»Ich glaube nicht, dass mich das ein Ratsuchender schon mal gefragt hat«, sagt sie. »Ich heiße Isobel.«

»Hat mich gefreut, Isobel.«

»Mich auch, Bailey. Und wenn du gehst, solltest du vielleicht den Weg rechts vom Zelt nehmen.«

Bailey nickt, dreht sich wieder um und geht durch die Perlenschnüre in den immer noch leeren Vorraum. Diesmal pendeln die Perlen sich fast geräuschlos ein, und als sie reglos da hängen, ist alles weich und still, als gäbe es dahinter keinen anderen Raum mit einer am Tisch sitzenden Wahrsagerin.

Bailey fühlt sich seltsam erleichtert. Als wäre er stärker geerdet, aber gleichzeitig auch größer. Die Sorgen um seine Zukunft drücken ihn nicht mehr so sehr, als er ins Freie tritt und rechts auf den gewundenen Pfad zwischen den gestreiften Zelten biegt.

Der Zauberer im Baum

BARCELONA, NOVEMBER 1894

Die verborgenen Räume hinter dem Cirque des Rêves stehen im starken Kontrast zum Schwarzweiß der Zirkuszelte. Sie vibrieren vor Farbe. Verströmen ein warmes bernsteinfarbenes Licht.

Der von den Murray-Zwillingen bewohnte Raum ist besonders schillernd. Ein buntes Kaleidoskop in Karmesin, Koralle und Kanariengelb – manchmal sieht es aus, als stünde der gesamte Raum in Flammen; und dazwischen toben hier und da flauschige Kätzchen mit kohlschwarzem, funkelndem Fell.

Gelegentlich kommt der Vorschlag, man solle die Zwillinge auf ein Internat schicken, um ihnen eine ordentliche Erziehung mitzugeben, aber ihre Eltern vertreten die Ansicht, dass sie im Zusammenleben mit einer so unterschiedlichen Truppe und beim Reisen um die Welt mehr lernen als in engen Klassenzimmern und aus Schulbüchern.

Die Zwillinge sind mit dieser Regelung sehr zufrieden. Sie erhalten unregelmäßig Unterricht in zahllosen Fächern und lesen jedes Buch, das ihnen in die Finger kommt; nach der Lektüre landen die Bücher haufenweise in der schmiedeeisernen Wiege, von der sie sich nicht trennen wollten, als sie ihr entwachsen waren.

Sie kennen den Zirkus in- und auswendig, wechseln mühelos von Farbe zu Schwarzweiß und fühlen sich in beiden Bereichen gleichermaßen wohl.

Heute Abend sitzen sie in einem gestreiften Zelt unter einem ziemlich großen Baum mit schwarzen, unbelaubten Ästen und trinken Apfelmost aus dampfenden Bechern.

Zu dieser späten Stunde sind in besagtem Zelt keine Besucher mehr anwesend, und es ist ziemlich unwahrscheinlich, dass in den verbleibenden Stunden bis zum Morgen grauen noch jemand kommt.

Ihre Vorstellungen haben die Zwillinge hinter sich, sie können die Zeit bis Tagesanbruch nach Lust und Laune verbringen.

»Möchtest du heute Abend lesen?«, fragt Widget seine Schwester. »Wir könnten doch einen Spaziergang machen, es ist nicht sehr kalt.« Er holt eine Taschenuhr aus seinem Mantel und überprüft die Zeit. »Und auch noch nicht so spät«, fügt er hinzu, wobei viele andere ihre Auffassung von spät nicht unbedingt teilen würden.

Poppet beißt sich nachdenklich auf die Lippe, ehe sie antwortet.

»Nein«, sagt sie. »Letztes Mal war alles ganz rot und verwirrend. Ich glaube, ich sollte ein bisschen warten, bevor ich es wieder versuche.«

»Rot und verwirrend?«

Poppet nickt.

»Es war ein großes Durcheinander«, erklärt sie. »Feuer und etwas Rotes, aber nicht gleichzeitig. Ein Mann ohne einen Schatten. Ein Gefühl, als würde sich alles aufrollen und dann verheddern, wie bei den Kätzchen, wenn sie mit Wolle spielen und man Anfang und Ende nicht mehr findet.«

»Hast du Celia davon erzählt?«, fragt Widget.

»Noch nicht«, erwidert Poppet. »Ich erzähle ihr nicht gern Dinge, die keinen Sinn ergeben. Manche Dinge ergeben erst irgendwann später einen Sinn.«

»Das stimmt«, sagt Widget.

»Ach, und noch etwas«, sagt Poppet. »Wir bekommen Gesellschaft. Das war auch irgendwo mit dabei. Ich weiß nicht, ob vor oder nach den anderen Ereignissen oder irgendwann dazwischen.«

»Kannst du sehen, wer es ist?«, fragt Widget.

»Nein«, antwortet Poppet schlicht.

Widget ist nicht überrascht.

»Was war das rote Etwas? Könntest du es beschreiben?«

Poppet schließt die Augen und erinnert sich.

»Es sieht aus wie Farbe.«

Widget dreht sich zu ihr.

»Farbe?«

»Wie auf dem Boden verschüttete Farbe.« Poppet schließt erneut die Augen, öffnet sie dann aber schnell.

»Dunkelrot. Alles ist irgendwie durcheinander, und das mit dem Rot gefällt mir gar nicht. Als ich es sah, bekam ich Kopfschmerzen. Das mit der Gesellschaft ist netter.«

»Gesellschaft wäre schön«, sagt Widget. »Weißt du, wann?«

Poppet schüttelt den Kopf.

»Manches könnte schon bald sein. Der Rest ist irgendwie weit entfernt.«

Sie sitzen angelehnt am Baumstamm und trinken ihren Apfelmost in kleinen Schlucken.

»Erzähl mir bitte eine Geschichte«, sagt Poppet nach einer Weile.

»Was für eine Geschichte?« Widget fragt sie das immer und gibt ihr damit die Möglichkeit, sich etwas zu wünschen, auch wenn ihm schon eine Geschichte vorschwebt. Nur bevorzugte oder besondere Zuhörer dürfen sich bei ihm etwas wünschen.

»Eine Geschichte über einen Baum«, sagt Poppet und sieht zu den knorrigen Ästen hoch.

Widget lässt sich Zeit, bis er beginnt. Das Zelt und der Baum werden zu einem stummen Prolog, während Poppet geduldig wartet.

»Geheimnisse haben Macht«, setzt Widget an. »Und diese Macht nimmt ab, wenn man sie mit anderen teilt, deshalb sollte man sie gut hüten. Erzählt man ein Geheimnis auch nur einem Menschen weiter, ein echtes Geheimnis, das wichtig ist, dann verändert es sich. Es aufzuschreiben ist noch schlimmer, denn man kann nie wissen, wie viele Augen es lesen, egal wie vorsichtig man damit umgeht. Man sollte seine Geheimnisse also hüten, wenn man welche hat – zu ihrem eigenen Besten und auch zu deinem.

Das ist mit einer der Gründe, warum es heutzutage weniger Magie auf der Welt gibt. Magie ist geheim, und Geheimnisse sind magisch. Sie Jahr um Jahr zu lehren und mit anderen zu teilen, und schlimmer noch, sie in schönen Büchern niederzuschreiben, das alles hat die Magie schwinden lassen und ihr Stück für Stück die Macht genommen. Vielleicht musste das so kommen, aber vielleicht hätte man es auch vermeiden können. Jeder macht Fehler.

Der größte Zauberer in der Geschichte machte den Fehler, seine Geheimnisse nicht für sich zu behalten. Und da sie magisch und wichtig waren, war es ein recht schwerwiegender Fehler.

Er erzählte sie einem Mädchen. Sie war jung und klug und schön –«

Poppet prustet in ihren Becher. Widget verstummt.

»Tut mir leid«, sagt Poppet. »Erzähl bitte weiter, Widge.«

»Sie war jung und klug und schön«, fährt Widget fort. »Wenn das Mädchen nämlich nicht schön und klug gewesen wäre, hätte er ihr leichter widerstehen können, aber dann gäbe es auch keine Geschichte.

Der Zauberer war alt und natürlich ziemlich klug, darum hatte er seine Geheimnisse lange Zeit keiner Menschenseele anvertraut. Vielleicht hatte er im Laufe der Jahre vergessen, wie wichtig es war, Geheimnisse zu hüten, es könnte allerdings auch sein, dass er sich von der Jugend, der Schönheit oder der Klugheit des Mädchens hatte blenden lassen. Vielleicht war er auch nur müde oder hatte zu viel Wein getrunken und merkte nicht, was er tat. Jedenfalls erzählte er dem Mädchen seine dunkelsten Geheimnisse, die verborgenen Schlüssel zu seiner Magie.

Kaum waren die Geheimnisse vom Zauberer auf das Mädchen übergegangen, verloren sie einen Teil ihrer Macht, so wie Katzen Haare verlieren, wenn man sie kräftig kraut. Aber sie waren noch stark und wirksam und magisch, und das Mädchen benutzte sie gegen den Zauberer. Sie hatte ihn hereingelegt, ihm seine Geheimnisse genommen und sich zu eigen gemacht. Sie gab sich außerdem nicht besonders viel Mühe, sie zu hüten, und schrieb sie wahrscheinlich auch noch irgendwo auf.

Den Zauberer sperrte sie in eine riesige alte Eiche. Einen Baum wie diesen hier. Die Magie, die sie dazu benutzte, war stark, denn es war ja seine eigene, alt und machtvoll. Er konnte sie nicht rückgängig machen.

Sie ließ ihn in der Eiche zurück, und er war verloren, weil ja niemand wusste, dass er in dem Baum steckte. Aber er war nicht tot. Wenn es ihr möglich gewesen wäre, hätte das Mädchen ihn vielleicht umgebracht, nachdem sie ihm seine Geheimnisse abgenötigt hatte, aber mit seiner eigenen Magie konnte sie ihn nicht töten. Vielleicht wollte sie das auch gar nicht. Sie war eher an Macht interessiert als an ihm, aber womöglich mochte sie ihn doch ein wenig, gerade genug, um ihm sein Leben zu lassen. Sie begnügte sich damit, ihn einzusperren; in ihren Augen erfüllte das den gleichen Zweck.

Allerdings war sie nicht ganz so erfolgreich, wie sie es gern gehabt hätte. Sie hütete nämlich ihr neues magisches Geheimnis nicht, sondern protzte damit herum und achtete auch sonst nicht besonders gut darauf. Irgendwann schwand die Macht ihres Geheimnisses und mit ihr auch sie.

Der Zauberer wiederum wurde Teil des Baums. Und der Baum gedieh und wuchs, die Äste streckten sich zum Himmel, und die Wurzeln griffen tief in die Erde. Der Zau-

berer war in den Blättern und der Rinde und dem Saft, und er war in den Eicheln, die von Eichhörnchen weggetragen wurden. So entstanden an anderen Stellen neue Eichen. Und als diese Bäume wuchsen, war er auch in ihren Ästen und Blättern und Wurzeln.

Und so erlangte der Zauberer durch den Verlust seiner Geheimnisse Unsterblichkeit. Sein Baum stand noch lange nachdem das kluge junge Mädchen alt und nicht mehr schön war, und in gewisser Weise wurde er größer und stärker, als er es je zuvor gewesen war. Wenn man ihm allerdings die Chance gegeben hätte, noch einmal von vorne anzufangen, dann hätte er seine Geheimnisse vermutlich besser gehütet.«

Als Widget mit seiner Geschichte fertig ist, legt sich Schweigen über das Zelt, aber der Baum fühlt sich lebendiger an als zuvor.

»Danke«, sagt Poppet. »Die war schön. Irgendwie traurig, aber dann auch wieder nicht.«

»Bitte«, sagt Widget. Er trinkt einen Schluck Apfelmost, der nicht mehr heiß, sondern nur noch warm ist. Er hält den Becher in den Händen, hebt ihn auf Augenhöhe und starrt ihn an, bis ein zarter Dampfkringel von der Oberfläche aufsteigt.

»Mach das mit meinem bitte auch«, sagt Poppet und reicht ihm ihren Becher. »Ich krieg das nie richtig hin.«

»Und ich kann nichts richtig schweben lassen, dann sind wir ja quitt«, sagt Widget, nimmt ihren Becher und konzentriert sich, bis auch ihr Apfelmost wieder dampft.

Als Widget ihr den Becher zurückgeben will, schwebt er aus seiner Hand in ihre. Die Oberfläche des Apfelmosts bebt bei der Bewegung, bleibt aber sonst so glatt, als würde der Becher über einen Tisch gleiten.

»Angeberin«, sagt Widget.

Sie sitzen da, nippen an ihrem nunmehr wieder heißen Apfelmose und blicken in die knorrigen schwarzen Äste, die bis an die Zeltdecke reichen.

»Widge?«, fragt Poppet nach langem Schweigen.

»Ja?«

»Dann ist es gar nicht so schlimm, irgendwo eingesperrt zu sein. Es hängt davon ab, wo man eingesperrt ist.«

»Ich nehme an, es hängt davon ab, wie gern du den Ort magst, an dem du eingesperrt bist«, sagt Widget.

»Und wie gern du die Person magst, mit der du dort fest sitzt«, fügt Poppet hinzu und tritt mit ihrem weißen Stiefel nach seinem schwarzen.

Widgets Lachen hallt weithin hörbar durch das Zelt und über die mit Kerzen gespickten Äste. Jede Flamme flackernd und weiß.

Durchgangsstationen

LONDON, APRIL 1895

Tara Burgess merkt erst bei ihrer Rückkehr nach London, dass die Adresse auf der Visitenkarte von Mr Barris kein privates Wohnhaus ist, sondern das Midland Grand Hotel.

Eine Zeitlang lässt sie die Karte auf einem Tisch im Salon liegen und schaut hin, wann immer sie zufällig dort ist. Dann vergisst sie die Karte wieder eine ganze Weile, bis sie sich irgendwann wieder an sie erinnert.

Lainie versucht, Tara zu einem längeren Urlaub mit ihr in Italien zu überreden, doch sie lehnt ab. Tara erzählt ihrer Schwester wenig von ihrem Besuch in Wien, nur so viel, dass Ethan nach ihr gefragt hat.

Lainie meint, sie sollten vielleicht über einen Umzug nachdenken und dieses Thema nach ihrer Rückkehr aus Italien vertiefen.

Tara nickt nur und umarmt ihre Schwester herzlich, bevor sie geht.

Allein im Haus, wandert Tara gedankenverloren umher. Sie lässt halbgelesene Romane auf Stühlen und Tischen liegen.

Die Einladungen von Mme. Padva zum Tee oder ins Ballett lehnt Tara höflich ab.

Sie dreht alle Spiegel im Haus mit dem Gesicht zur Wand. Die sie nicht umdrehen kann, verhängt sie mit Laken, so dass sie Geistern in leeren Räumen gleichen.

Außerdem schläft sie schlecht.

Eines Nachmittags – die Karte hat inzwischen monatelang geduldig Staub angesetzt – nimmt Tara sie und steckt sie in ihre Tasche. Und noch ehe sie entscheiden kann, ob ihr Plan eine gute Idee ist oder nicht, ist sie zur Tür hinaus und unterwegs zum Zug.

Tara hat das vor dem Bahnhof St. Pancras stehende Hotel mit der Uhr im Giebel noch nie besucht, aber sie empfindet es sofort als eine Durchgangsstation. Das große, gediegene Gebäude hat etwas Unbeständiges mit seinem steten Strom von Gästen und Reisenden, die zu anderen Orten aufbrechen oder von dort kommen und nur kurz haltmachen.

Sie erkundigt sich am Empfang, aber dort heißt es, eine Person mit diesem Namen sei nicht als Gast eingetragen.

Sie wiederholt den Namen noch mehrere Male, nachdem der Empfangschef sie immer wieder missversteht. Sie probiert es mit einigen Variationen, da die Buchstaben auf Mr Barris' Karte verschmiert sind und sie sich nicht an die richtige Aussprache erinnert. Je länger sie dort steht, umso unsicherer wird sie, ob sie den schwer leserlichen Namen auf der Karte überhaupt jemals ausgesprochen gehört hat.

Der Empfangschef fragt höflich, ob sie eine Nachricht hinterlassen möchte, falls der fragliche Herr vielleicht später am Tag ankomme, doch Tara lehnt ab, dankt ihm für seine Bemühungen und steckt die Karte wieder in die Tasche.

Auf dem Weg durch die Eingangshalle überlegt sie, ob die Adresse möglicherweise nicht stimmt, aber das wäre untypisch für Mr Barris, der eigentlich immer korrekte Informationen liefert.

»Guten Tag, Miss Burgess«, sagt plötzlich eine Stimme. Unverhofft steht der Mann, dessen Namen sie nicht richtig aussprechen kann, in seinem unverwechselbaren grauen Anzug neben ihr.

»Guten Tag«, gibt sie zurück.

»Haben Sie mich gesucht?«

»Das habe ich tatsächlich.« Tara will ihm erklären, dass Mr Barris sie geschickt hat, und greift in ihre Tasche, aber sie findet die Karte nicht und hält verwirrt inne.

»Ist alles in Ordnung?«, fragt der Mann im grauen Anzug.

»Ja«, sagt Tara, nunmehr verunsichert, ob sie die Karte überhaupt dabei hatte oder ob sie noch auf dem Tisch im Salon liegt. »Ich wollte mit Ihnen über den Zirkus sprechen.«

»Schön«, sagt er und wartet, dass sie beginnt. Seine Miene verrät nicht gerade das, was man gespanntes Interesse nennen könnte.

Sie bemüht sich, ihm ihr Anliegen zu erklären. Dass sich hinter dem Zirkus mehr verbirgt, als die meisten wissen. Dass sie für manches keine vernünftige Erklärung findet. Sie wiederholt einige Punkte, die sie schon Mr Barris dargelegt hat. Ihre Besorgnis darüber, nicht beurteilen zu können, ob überhaupt etwas davon Realität ist. Wie beunruhigend es ist, in den Spiegel zu blicken und das eigene Gesicht über die Jahre hinweg unverändert zu sehen.

Da es ihr schwerfällt, ihre Gedanken genau zu formulieren, gerät sie häufig ins Stocken.

Seine Miene wirkt nicht interessierter als zuvor.

»Was möchten Sie denn nun von mir, Miss Burgess?«, fragt er, als sie fertig ist.

»Ich hätte gern eine Erklärung.«

Er betrachtet sie eine Weile mit derselben unveränderten Miene.

»Der Zirkus ist nur ein Zirkus«, sagt er. »Eine eindrucksvolle Schau, aber nicht mehr. Sind wir uns da nicht einig?«

Tara nickt, ohne seine Antwort ganz aufgenommen zu haben. »Müssen Sie nicht zum Zug, Miss Burgess?«, fragt er.

»Ja«, antwortet Tara. Ihren Zug hatte sie ganz vergessen. Sie überlegt, wie spät es wohl ist, kann aber nirgends eine Uhr entdecken.

»Ich wollte auch gerade zum Bahnhof, wenn Sie nichts gegen einen Begleiter haben.«

Zusammen gehen sie zu Fuß die kurze Strecke vom Hotel zu den Bahnsteigen. Er hält Türen für sie auf und macht nichtssagende Bemerkungen über das Wetter.

»Ich glaube, es wäre in Ihrem eigenen besten Interesse, wenn Sie die Zeit mit etwas anderem verbrächten«, sagt er, als sie die Züge erreichen. »Etwas, das Ihre Gedanken vom Zirkus ablenkt. Meinen Sie nicht auch?«

Tara nickt wieder.

»Guten Tag, Miss Burgess.« Er zieht seinen Hut.

»Guten Tag«, wiederholt sie.

Dann läßt er sie auf dem Bahnsteig stehen, und als sie sich nach ihm umdreht, ist der graue Anzug in der Menschenmenge nirgends mehr zu sehen.

Tara steht an der Kante des Bahnsteigs und wartet auf ihren Zug. Sie kann sich nicht entsinnen, Mr A. H— gesagt zu haben, welchen Zug sie nehmen würde, und trotzdem hat er sie zum richtigen Bahnsteig gebracht.

Ihr ist, als hätte sie noch etwas anderes fragen wollen, aber ihr fällt nicht mehr ein, was es war. Überhaupt erinnert sie sich kaum noch an die Unterhaltung, außer an die Bemerkung, dass sie ihre Zeit mit etwas anderem verbringen sollte, mit einer Sache, die ihre Aufmerksamkeit eher verdiene.

Darüber denkt sie nach, als ihr etwas Graues auf dem gegenüberliegenden Bahnsteig ins Auge sticht.

Mr A. H— steht in einer dunklen Ecke, aber Tara ist sich trotz der Entfernung und der Schatten ganz sicher, dass er mit jemandem streitet, den sie nicht sieht.

Andere Leute gehen vorbei, ohne zu den beiden hinzublicken.

Dann fällt mehr Licht durch die gewölbten Glasscheiben im Dach, und Tara sieht, mit wem Mr A. H— streitet.

Der Mann ist nicht ganz so groß, sein Hut sitzt eine Stufe tiefer als der graue, so dass Tara den Mann zunächst nur für ein Spiegelbild hält und es merkwürdig findet, dass Mr A. H— sich mitten in einem Bahnhof mit seinem Spiegelbild streitet.

Doch sein Anzug ist eindeutig dunkler. Und die Haare des Spiegelbilds sind länger, auch wenn sie einen ähnlichen Grauton haben.

Durch den Dampf und die Menge erkennt Tara den hellen Spitzenbesatz an den Manschetten, die dunklen Augen, die stärker leuchten als der Rest des Gesichts. Hin und wieder ist etwas deutlich zu erkennen, aber immer nur für kurze Zeit, dann löst es sich wieder in verzerrte Schatten auf.

Als sich das einfallende Licht erneut verändert, hat Tara das Gefühl, wie durch einen Hitzeschleier zu sehen, so dass die kleinere Gestalt zu flimmern beginnt. Mr A. H— dagegen bleibt vergleichsweise scharf.

Tara tritt einen Schritt vor, ihr Blick ist auf den Bahnsteig gegenüber gerichtet.

Den Zug sieht sie nicht.

Bewegung

MÜNCHEN, APRIL 1895

Herr Thiessen ist immer froh, wenn der Zirkus nach Deutschland kommt, aber diesmal freut er sich besonders, weil der Zirkus in der unmittelbaren Nähe von München

gastiert und er sich keine Wohnung in einer anderen Stadt mieten muss.

Außerdem hat Miss Celia Bowen ihm einen Besuch in Aussicht gestellt. Er kennt sie nicht persönlich, obwohl sie seit Jahren korrespondieren, und nun hat sie ihr Interesse an einer Besichtigung seiner Werkstatt bekundet, sofern es ihn nicht störe.

Friedrick schrieb zurück, dass es ihn natürlich in keinster Weise störe und sie jederzeit willkommen sei.

Trotz der vielen, sorgfältig in seinem Büro abgehefteten Briefe weiß er nicht, was ihn bei ihrer Ankunft erwartet.

Zu seiner Überraschung steht die Frau in der Tür, die ihm als Zauberkünstlerin bekannt ist.

Sie ist unverwechselbar, obwohl sie ein altrosa Kleid trägt und keine der schwarzweißen Kreationen, in denen er sie sonst immer sieht. Ihr Teint wirkt wärmer, ihre Haare sind leicht gewellt, und ihr Hut hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem seidenen Zylinder, aber ihr Gesicht würde er überall erkennen.

»Es ist mir eine Ehre«, sagt er zur Begrüßung.

»Außerhalb des Zirkus erkennen mich die meisten Leute nicht«, sagt Celia, als er ihre Hand nimmt.

»Dann sind die meisten Leute Idioten«, erwidert er, hebt ihre Hand an die Lippen und küsst sanft den Rücken ihres Handschuhs. »Obwohl ich mir auch wie ein Idiot vorkomme, weil ich so lange nicht wusste, wer Sie sind.«

»Ich hätte es Ihnen sagen sollen«, gibt Celia zu. »Entschuldigen Sie.«

»Sie müssen sich nicht entschuldigen. An der Art, wie Sie über den Zirkus geschrieben haben, hätte ich erkennen müssen, dass Sie nicht nur eine schlichte *rêveuse* sind. Sie kennen jeden Winkel besser als die meisten.«

»Mir sind viele Winkel bestens vertraut. Aber nicht alle.«

»Selbst für eine Zauberkünstlerin birgt der Zirkus Geheimnisse? Ich bin beeindruckt.«

Celia lacht, und Friedrich führt sie durch seine Werkstatt.

Im vorderen Bereich liegen hauptsächlich Blaupausen und Skizzen, dann folgen lange Tische mit diversen Ersatzteilen und jeder Menge Sägemehl, Schubladen voll mit Zeigern, Rädchen, Federn und Werkzeugen. Celia hört gespannt zu, während er den gesamten Arbeitsprozess beschreibt, und erkundigt sich nach technischen wie auch kreativen Einzelheiten.

Überrascht stellt er fest, dass sie fließend Deutsch spricht, obwohl sie einander nur auf Englisch geschrieben haben.

»Eine Fremdsprache zu sprechen fällt mir leichter, als sie zu lesen oder zu schreiben«, erklärt sie. »Ich kann mich in den Klang einfühlen. Wenn ich ihn auf Papier übertragen würde, wäre das Ergebnis mit Sicherheit schrecklich.«

Trotz seines ergrauenden Haars wirkt Friedrich jünger, wenn er lächelt. Als er ihr die filigranen Uhrwerkmechanismen zeigt, kann Celia den Blick nicht von seinen Händen lassen. Sie stellt sich vor, wie er mit ebendiesen Fingern die Briefe schrieb, die sie erhalten und so oft gelesen hat, dass sie sie auswendig kann, und findet es merkwürdig, dass sie sich von jemandem eingeschüchtert fühlt, den sie so gut kennt.

Er beobachtet sie ebenfalls aufmerksam, als sie an den Regalen mit Uhren in unterschiedlichem Baustadium entlangschlendern.

»Darf ich Sie etwas fragen?«, sagt er, als sie eine Sammlung detailgetreuer Figürchen ansieht, die zwischen Holz-

spänen geduldig auf den ordnungsgemäßen Einbau in ihre Uhr warten.

»Natürlich.« Celia befürchtet, dass er sie nach ihrer Zauberkunst befragt und sie ihn dann bedauerlicherweise anhängen muss.

»Sie sind schon so oft in derselben Stadt gewesen wie ich und haben mich dennoch erst jetzt um ein Treffen gebeten. Wie kommt das?«

Celia betrachtet erneut die kleinen Figuren auf dem Tisch, bevor sie antwortet. Friedrich greift nach einer zur Seite gefallenen winzigen Ballerina und stellt sie wieder auf ihre behänderten Schläppchen.

»Ich wollte nicht, dass Sie wissen, wer ich bin«, sagt Celia. »Ich dachte, das würde Ihr Bild von mir verändern. Aber inzwischen schreiben wir uns nun so lange, dass ich mir unehrlich vorgekommen bin. Ich hatte Ihnen schon seit einiger Zeit die Wahrheit sagen wollen und konnte der Gelegenheit nicht widerstehen, Ihre Werkstatt zu sehen. Ich hoffe, Sie verzeihen mir.«

»Es gibt nichts zu verzeihen«, sagt Friedrich. »Eine Frau, die ich recht gut zu kennen glaube, und eine Frau, die ich immer für geheimnisvoll gehalten hatte, sind ein und dieselbe Person. Das überrascht mich, aber gegen eine schöne Überraschung ist nichts einzuwenden. Wobei mich doch interessieren würde, warum Sie mir den ersten Brief überhaupt geschrieben haben.«

»Ich mochte Ihre Artikel über den Zirkus«, sagt Celia. »Sie sind aus einer Perspektive verfasst, die ich nicht einnehmen kann, weil ich ... ihn anders begreife. Ich sehe den Zirkus gern durch Ihre Augen.« Als sie zu ihm aufblickt, strahlen seine sanften blauen Augen im Licht der Nachmit-

tagssonne, die durch die Fenster fällt und die Sägemehlstäubchen in der Luft erhellt.

»Danke, Miss Bowen.«

»Celia«, verbessert sie ihn.

Er nickt ihr nachdenklich zu, dann setzt er die Führung fort.

Die hinteren Wände sind mit fertigen oder fast fertigen Zeitmessern bestückt. Uhren, die auf eine letzte Lack-schicht oder andere Kleinigkeiten warten. Die Uhren am Fenster sind bereits in Gang, eine jede auf ihre eigene Weise und doch alle zusammen im gleichen harmonischen Rhythmus, eine Symphonie aus sorgsam geordnetem Ticken.

Eine Uhr fällt Celia besonders auf. Sie hängt nicht an der Wand und steht auch nicht im Regal, sondern auf einem Tisch.

Ein wunderschönes Stück, mehr Skulptur als Uhr. Nicht aus Holz, wie so viele, sondern hauptsächlich aus dunklem, oxidiertem Metall. Ein großer, runder Käfig auf einem Holzboden, aus dem geschnitzte weiße Flammen lodern. Innen hängen einander überlappende, mit Ziffern und Symbolen versehene Metallbänder von der Käfigdecke, zwischen den sichtbaren Zahnrädern und einer Reihe von Sternen, die aus der filigranen Haube fallen.

Aber die Uhr rührt sich nicht.

»Sie erinnert mich an das Feuer auf dem Zirkusplatz«, sagt Celia. »Ist sie noch nicht fertig?«

»Doch, aber sie ist kaputt. Es war ein Experiment, und die Einzelteile sind schwer aufeinander abzustimmen.« Er dreht die Uhr um, damit Celia sehen kann, wie das Räderwerk sich durch den gesamten Käfig erstreckt und in alle Richtungen fortsetzt. »Die Mechanik ist kompliziert, denn

sie zeigt auch die Sternbewegungen. Ich muss den Boden entfernen und alles auseinandernehmen, um sie wieder zum Laufen zu bringen. Bis jetzt hatte ich dazu noch nicht die Zeit.«

»Darf ich?«, fragt Celia und streckt die Hand aus. Als er nickt, zieht sie einen Handschuh aus und legt ihre Finger auf die Metallstäbe des Käfigs.

Sie betrachtet die Uhr nur nachdenklich, ohne an sie zu rühren. Friedrich kommt es so vor, als blicke sie die Uhr nicht nur an, sondern direkt durch sie hindurch.

Der Innenmechanismus beginnt sich zu bewegen, die Ritzel und Rädchen greifen ineinander, die mit Ziffern versehenen Reifen sortieren sich. Die Zeiger rücken auf die richtige Zeit, die Planetenkonstellationen bringen sich selbst in Ordnung.

Alles im Käfig rotiert langsam, und die silbernen Sterne funkeln im Licht.

Als das stete Ticken einsetzt, nimmt Celia ihre Hand weg.

Friedrich fragt nicht, wie sie das bewerkstelligt hat.

Stattdessen führt er sie zum Essen aus. Sie unterhalten sich zwar auch über den Zirkus, sprechen aber vorwiegend über Bücher und Kunst, Wein und Lieblingsstädte. Die Pausen dazwischen empfinden sie nicht als peinlich, auch wenn beide sich bemühen, beim Sprechen denselben Rhythmus wie im schriftlichen Austausch zu finden. Und sie wechseln oft von einer Sprache in die andere.

»Warum fragen Sie mich nicht, wie ich meine Zaubertricks mache?«, will Celia wissen, nachdem sie sicher ist, dass er das Thema nicht nur aus Höflichkeit meidet.

Friedrich denkt gründlich darüber nach.

»Weil ich es nicht wissen möchte«, antwortet er. »Ich bleibe lieber unaufgeklärt, um das Dunkle besser schätzen zu können.«

Über diese Bemerkung freut Celia sich so sehr, dass sie in keiner ihrer gewohnten Sprachen antworten kann und ihm lediglich über ihr Weinglas hinweg zulächelt.

»Außerdem«, fährt Friedrich fort, »stellt man Ihnen vermutlich ständig solche Fragen. Mir liegt mehr daran, etwas über die Frau als über die Zauberkünstlerin zu erfahren. Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen.«

»Absolut nicht«, sagt Celia.

Hinterher kehren sie gemeinsam zum Zirkus zurück, vorbei an roten Ziegeldächern, die im letzten Licht leuchten. Erst als sie den großen Platz erreichen, gehen sie getrennte Wege.

Friedrich ist immer noch schleierhaft, dass Celia nicht erkannt wird, als sie durch die Menschenmenge geht.

Während ihrer Vorstellung lächelt sie ihm nur einmal dezent zu, sonst gibt sie keinen Hinweis des Erkennens.

Später, lange nach Mitternacht, erscheint sie im cremefarbenen Mantel und mit dunkelgrünem Schal an seiner Seite.

»Ihr Schal sollte rot sein«, bemerkt Friedrich.

»Ich bin keine echte *réveuse*«, erwidert Celia. »Das wäre nicht richtig.« Aber noch während sie spricht, nimmt ihr Schal ein sattes, weinähnliches Burgunderrot an. »Besser?«

»Perfekt«, sagt Friedrich, doch sein Blick bleibt auf ihre Augen fixiert.

Celia nimmt seinen angebotenen Arm, dann gehen sie zusammen auf den gewundenen Wegen durch die schrumpfende Besuchermenge.

An den folgenden Abenden wiederholen sie diese Prozedur. Der Zirkus bleibt allerdings nicht lange in München, denn schon bald trifft die Nachricht aus London ein.

In stillem Gedenken an Tara Burgess

GLASGOW, APRIL 1895

Trotz der vielen Trauergäste ist es ein stilles Begräbnis. Ohne Schluchzer und flatternde Taschentücher. In dem Meer aus traditionellem Schwarz finden sich nur ein paar vereinzelte Farbtupfer. Selbst der leichte Regen lässt die Stimmung nicht in Verzweiflung umschlagen. Es herrscht besinnliche Melancholie.

Vielleicht liegt es daran, dass allen so ist, als wäre Tara Burgess nicht gänzlich verschwunden, wenn ihre Schwester gesund und munter ist. Wenn eine Hälfte des Paares noch atmet und lebt.

Beim Anblick der überlebenden Schwester jedoch haben alle den Eindruck, dass hier etwas nicht stimmt. Etwas, das sie nicht recht benennen können. Etwas ist aus dem Lot.

Lainie Burgess vergießt hin und wieder eine Träne, aber sie grüßt jeden Trauergast mit einem Lächeln und dankt ihm für sein Kommen. Sie scherzt, dass Tara vielleicht Witze gerissen hätte, läge sie nicht in dem glänzenden Holzsarg. Weitere Familienangehörige sind nicht anwesend, auch wenn einige entfernte Bekannte annehmen, dass die weißhaarige Frau und der Mann mit der Brille an Lainies Seite ihre Mutter und deren Mann sind. Sie täuschen

sich, aber weder Mme. Padva noch Mr Barris stört der Irrtum.

Überall sind Rosen. Rote Rosen, weiße Rosen, rosarote Rosen. Sogar eine schwarze Rose findet sich unter den Blüten, niemand weiß, von wem sie stammt. Chandresh zeigt sich nur für die weißen Blumen verantwortlich und trägt eine am Revers, an der er während des Gottesdienstes gedankenverloren herumspielt.

Lainies Rede über ihre Schwester wird mit Seufzern, Lachen und traurigen Blicken aufgenommen.

»Ich trauere nicht um den Verlust meiner Schwester, denn in meinem Herzen wird sie immer bei mir sein«, sagt sie. »Allerdings finde ich es reichlich ärgerlich, dass meine liebe Tara nicht mehr da ist und ich nun allein mit euch fertig werden muss. Ohne sie sehe ich nicht so gut. Ohne sie höre ich nicht so gut. Ohne sie geht es mir nicht so gut. Ohne eine Hand oder ein Bein wäre ich besser dran als ohne meine Schwester. Dann wäre sie wenigstens hier und könnte über mein Aussehen spotten oder zur Abwechslung mal sagen, dass sie die Hübschere ist. Wir alle haben unsere Tara verloren, aber ich habe auch einen Teil von mir verloren.«

Auf dem Friedhof erscheint eine Artistin, die auch einigen nicht aus dem Kreis des Cirque des Rêves stammenden Trauergästen bekannt ist. Sie ist von Kopf bis Fuß in schneigstes Weiß gekleidet. An ihrem Kostüm haften mit Federn besetzte Flügel, die am Rücken herabhängen und sanft im Wind flattern, während sie starr wie eine Statue dasteht. Ihre Anwesenheit scheint viele Trauergäste zu überraschen, aber sie richten sich nach Lainie, die vom Anblick des lebenden Engels am Grab ihrer Schwester entzückt ist.

Immerhin war es die Idee der Burgess-Schwestern, solche Statuen im Zirkus einzuführen. Die Artisten verharren in aufwendigen Kostümen und mit bemalter Haut reglos auf Sockeln, die an exponierten Stellen zwischen den Zelten stehen. Im Laufe von Stunden verändern sie ihre Position manchmal gänzlich, aber so qualvoll langsam, dass viele Betrachter sie für raffiniert gefertigte Automaten und nicht für echte Menschen halten.

Im Zirkus sind mehrere solcher Artisten. Die sternensüß Kaiserin der Nacht. Der finstere schwarze Pirat. Die Frau, die im Augenblick wie ein Schutzengel über Tara Burgess wacht, ist den meisten als Schneekönigin bekannt.

Als der Sarg in die Erde gesenkt wird, ertönt ein ganz leises Schluchzen, aber es ist schwer zu bestimmen, von wem es kommt und ob es nicht vielleicht ein Gemisch aus Seufzern, Wind und scharrenden Füßen ist.

Inzwischen regnet es stärker, zwischen den Gräbern öffnen sich Regenschirme wie Pilze. Die feuchte Erde wird schnell zu Matsch, weshalb der Rest der Bestattung wegen des unwirtlichen Wetters beschleunigt wird.

Es gibt keinen richtigen Abschluss der Trauerfeier, vielmehr treten die Anwesenden unmerklich aus ihren ordentlichen Reihen und vermengen sich. Viele bleiben, um Lainie noch einmal ihr Beileid auszusprechen, andere entfernen sich und suchen Schutz vor dem Regen, noch ehe die letzte Schaufel Erde auf dem Sarg ruht.

Isobel und Tsukiko stehen abseits von Taras Grab unter einem großen schwarzen Schirm, den Isobel über ihre Köpfe hält. Obwohl Tsukiko beteuert, dass ihr der Regen nichts ausmache, schützt Isobel sie weiterhin, denn sie ist dankbar für die Gesellschaft.

»Wie ist sie gestorben?«, fragt Tsukiko. Schon den ganzen Nachmittag wurde diese Frage im Flüsterton gestellt und auf verschiedenste Weise beantwortet, allerdings nie befriedigend. Die mit den Einzelheiten vertrauten Personen sind nicht sehr gesprächig.

»Mir wurde erzählt, es war ein Unfall«, sagt Isobel leise. »Sie wurde von einem Zug überfahren.«

Tsukiko nickt nachdenklich und holt eine silberne Zigarettenspitze mit passendem Feuerzeug aus der Manteltasche.

»Wie ist sie wirklich gestorben?«, fragt sie.

»Wie meinst du das?«, erwidert Isobel und sieht sich um, ob jemand in Hörweite ist, doch die meisten Trauernden haben sich im Regen zerstreut. Nur eine Handvoll ist noch da, darunter Celia Bowen mit Poppet Murray, die sich an sie klammert und eher wütend als traurig aussieht.

Lainie und Mr Barris stehen neben Taras Grab. Der Engel schwebt so dicht über ihnen, dass er seine Hände auf ihre Köpfe legen könnte.

»Du hast Dinge gesehen, die du nicht für möglich gehalten hättest, stimmt's?«, fragt Tsukiko.

Isobel nickt.

»Vielleicht sind solche Dinge noch schwerer zu begreifen, wenn man nicht unmittelbar an ihnen beteiligt ist. So schwer, dass sie einen in den Wahnsinn treiben. Der Verstand ist ein sensibles Organ.«

»Ich glaube nicht, dass sie absichtlich vor den Zug gesprungen ist«, sagt Isobel so leise wie möglich.

»Vielleicht nicht. Ich erwähne das nur als Möglichkeit.« Isobel zündet ihre Zigarette mit einem Streichholz an, das trotz der feuchten Luft sofort brennt.

»Es könnte ein Unfall gewesen sein«, sagt Isobel.

»Hattest du in letzter Zeit irgendwelche Unfälle? Knochenbrüche, Verbrennungen, irgendeine Verletzung?«, fragt Tsukiko.

»Nein«, antwortet Isobel.

»Warst du krank? Und sei es nur ein leichter Schnupfen?«

»Nein.« Isobel überlegt, wann sie zum letzten Mal angeschlagen war, aber ihr fällt nur eine Kopfgrippe vor zehn Jahren ein, im Winter, bevor sie Marco traf.

»Ich glaube, seit es den Zirkus gibt, ist niemand von uns krank gewesen«, sagt Tsukiko. »Und bis jetzt ist niemand gestorben. Seit den Murray-Zwillingen ist allerdings auch niemand mehr geboren worden. Obwohl es nicht an Versuchen mangelt, wenn man sich ansieht, was manche Akrobaten so treiben.«

»Ich ...«, setzt Isobel an, kann aber nicht fortfahren. Das Ganze übersteigt ihren Verstand, und sie ist nicht sicher, ob sie es überhaupt verstehen will.

»Wir sind Fische in einem Aquarium, meine Liebe«, erklärt Tsukiko, deren Zigarettenspitze gefährlich schief von den Lippen baumelt. »Äußerst gut überwachte Fische. Von allen Seiten beobachtet. Wenn einer von uns nach oben treibt, dann passiert das nicht zufällig. Und wenn es ein Unfall war, sind die Bewacher leider nicht so sorgfältig, wie sie sein sollten.«

Isobel bleibt stumm. Sie wünscht, Marco wäre mit Chandresh gekommen. Gleichzeitig bezweifelt sie, dass er ihre Fragen beantworten würde, sofern er sich überhaupt auf ein Gespräch mit ihr einließe. Jede Kartenlesung, die sie heimlich zu diesem Thema gemacht hat, ist kompliziert gewesen. Und immer waren von seiner Seite aus starke Ge-

fühle im Spiel. Sie weiß, dass ihm der Zirkus wichtig ist, und hatte nie einen Grund, daran zu zweifeln.

»Hast du schon mal jemandem die Karten gelegt, der nicht begriffen hat, was sie ihm sagen wollen, obwohl für dich schon nach einem kurzen Gespräch und einem Blick auf die Bilder alles klar war?«, fragt Tsukiko.

»Ja«, antwortet Isobel. Sie sind ihr zu Hunderten begegnet, Ratsuchende, die Dinge nicht so sehen wollten, wie sie waren. Die blind waren für Verrat und Liebeskummer, und immer stur, egal, wie behutsam sie es ihnen beibringen wollte.

»Es ist schwer, eine Situation so zu sehen, wie sie ist, wenn man mittendrin steckt«, sagt Tsukiko. »Dann ist alles zu vertraut. Zu angenehm.«

Sie legt eine Pause ein. Die Rauchkringel ihrer Zigarette winden sich um ihren Kopf und steigen durch die Regentropfen nach oben.

»Vielleicht hatte die verstorbene Miss Burgess genug Abstand, um die Sache anders zu sehen«, sagt sie.

Isobel runzelt die Stirn und dreht sich zu Taras Grab um. Lainie und Mr Barris entfernen sich gemächlich, sein Arm liegt um ihre Schultern.

»Warst du schon mal verliebt, Kiko?«

Tsukiko strafft die Schultern und atmet langsam aus. Isobel rechnet schon nicht mehr mit einer Antwort auf ihre Frage, aber dann erfolgt sie doch.

»Ich hatte viele Affären. Manche dauerten Jahrzehnte, andere nur Stunden. Ich habe Prinzessinnen und Bauern geliebt. Und ich nehme an, sie alle haben mich auch geliebt, auf ihre Weise.«

Das ist typisch Tsukiko, keine echte Antwort auf die Frage. Aber Isobel bohrt nicht weiter.

»Alles wird sich auflösen«, sagt Tsukiko nach einer ganzen Weile. Isobel muss nicht fragen, was sie meint. »Die Risse zeigen sich langsam. Früher oder später wird alles zerbrechen.« Sie verstummt und nimmt einen letzten Zug von ihrer Zigarette. »Versuchst du immer noch, dagegen anzugehen?«

»Ja«, antwortet Isobel. »Aber ich glaube nicht, dass es etwas nützt.«

»Die Folgen sind für dich nicht leicht zu erkennen. Schließlich steckst du mittendrin. Der kleinste Zauber kann die größte Wirkung haben.«

»Offenbar ist er aber nicht sehr wirkungsvoll.«

»Was du tust, ordnet vielleicht eher das Chaos in dir als das Chaos um dich herum.«

Isobel erwidert nichts. Tsukiko zuckt die Schultern und sagt nichts mehr.

Wenig später drehen sie sich um und gehen schweigend davon.

Der schneeweiße Engel bleibt mit einer schwarzen Rose in der Hand allein an Taras frischem Grab zurück. Er bewegt sich nicht, zuckt mit keiner Wimper. Sein gepudertes Gesicht ist vor Kummer erstarrt.

Der heftige Regen zupft vereinzelte Federn aus seinen Flügeln und klatscht sie in die matschige Erde.



LABYRINTH



Du gehst durch einen mit Spielkarten tapezierten Gang, siehst Reihe um Reihe nur Pik und Kreuz. Über dir hängen Laternen, die ebenfalls aus Karten bestehen und im Vorbeigehen sanft schaukeln.

Eine Tür am Ende des Gangs führt zu einer eisernen Wendeltreppe.

Die Stufen führen nach oben und nach unten. Du gehst nach oben und stößt auf eine Falltür in der Decke.

Sie öffnet sich zu einem Raum voll mit Federn, die abwärtsflattern. Wenn du hindurchgehst, fallen sie wie Schnee auf die Tür im Boden und verdecken sie.

Es gibt sechs identische Türen. Du wählst eine beliebige aus, ein paar Federn flattern hinter dir her.

Beim Betreten des nächsten Raums schlägt dir überwältigender Kiefernduft entgegen, du befindest dich in einem Wald mit immergrünen Bäumen. Nur sind die Bäume nicht grün, sondern hell und weiß. Sie leuchten im Dunkel, das sie umgibt.

Sich zwischen ihnen zu bewegen, ist nicht einfach. Bei jedem Schritt verlieren sich die Wände in Schatten.

Auf der Suche nach der nächsten Tür hörst du ein Geräusch, das an das Lachen einer Frau erinnert, aber vielleicht ist es auch nur das Rauschen der Bäume. Du spürst warmen Atem in deinem Nacken und drehst dich um, aber es ist niemand da.

Ailuromantie

CONCORD, MASSACHUSETTS, OKTOBER 1902

Als Bailey aus dem Zelt der Kartenlegerin kommt und wie von ihr empfohlen nach rechts geht, stößt er auf eine kleine Menschenmenge, die einer Vorführung zuschaut. Anfangs weiß er nicht, worum es sich handelt, denn es gibt kein erhöhtes Podest. Durch eine Lücke zwischen den Zuschauern erspäht er einen in die Luft gehaltenen Reifen, der größer ist als der, den die Schlangenfrau benutzt hatte. Er tritt näher heran und sieht, wie ein schwarzes Kätzchen durch den Reifen springt und irgendwo außer Sichtweite landet.

Eine Frau mit großem Hut dreht sich vor ihm um, und er sieht einen jungen Mann in etwa seinem Alter, nur etwas kleiner. Er trägt einen schwarzen, aus allen möglichen Stoffen genähten Anzug und einen dazu passenden schwarzen Hut. Auf seiner Schulter sitzen zwei weiße Kätzchen. Als er seine schwarz behandschuhte Hand hochhält, springt eines der Kätzchen hinein, schnellt von seinem Handteller durch den Reifen und vollführt auf dem höchsten Punkt des Sprungs einen imponierenden Salto. In der kleinen Zu-

schauermenge lachen einige, und mehrere, darunter auch Bailey, applaudieren. Die Frau mit dem großen Hut tritt jetzt ganz zur Seite und gibt Baileys Sichtfeld frei. Er hört abrupt auf zu klatschen, als er die junge Frau sieht, die das weiße Kätzchen aufgefangen hat und es neben das schwarze auf ihre Schulter setzt.

Sie ist älter als erwartet, und ihr rotes Haar ist unter einer weißen Haube verborgen. Aber ihr Kostüm ähnelt dem, das sie anhatte, als er sie das letzte Mal sah: ein Patchworkkleid aus allen denkbaren Materialien, alle in schneeweißen Tönen, dazu eine weiße Jacke mit vielen Knöpfen und leuchtend weiße Handschuhe.

Sie wendet den Kopf, Bailey begegnet ihrem Blick, und sie lächelt ihm zu. Nicht so wie einem beliebigen Zuschauer im Publikum, dem man gerade einen Zirkustrick mit ungewöhnlich talentierten Kätzchen vorführt, sondern wie jemandem, den man lange Zeit nicht gesehen hat. Bailey spürt den Unterschied, und es stimmt ihn merkwürdig froh, dass sie sich an ihn erinnert. Trotz der kalten Nachtluft werden seine Ohren ziemlich rot.

Begeistert sieht Bailey sich den Rest der Vorstellung an und schenkt dem Mädchen weit mehr Aufmerksamkeit als den Kätzchen, die allerdings zu gut sind, um völlig ignoriert zu werden, und sich seine Aufmerksamkeit zeitweise zurückholen. Am Ende der Vorstellung verbeugen sich das Mädchen und der Junge (samt Kätzchen), worauf die Zuschauer klatschen und johlen.

Bailey überlegt, was er sagen soll oder ob er überhaupt etwas sagen soll, während die Zuschauer sich langsam zerstreuen. Ein Mann schiebt sich vor ihn, eine andere Frau versperrt ihm seitlich den Weg, und er verliert das Mädchen aus den Augen. Als er sich durch das Menschengewimmel

gewühlt hat, ist das Mädchen mitsamt dem Jungen und den Kätzchen nirgends mehr zu sehen.

Die Menge ringsum schrumpft schnell auf ein paar wenige Gestalten, die den einzigen Weg auf und ab schlendern. Nur hohe gestreifte Zeltwände säumen die nähere Umgebung. Bailey dreht sich langsam im Kreis, um eine Ecke oder Tür zu finden, hinter der sie verschwunden sein könnten. Er ärgert sich gerade grün und blau, dass er ihr so nahe war und es vermasselt hat, da tippt ihm jemand auf die Schulter.

»Hallo, Bailey«, sagt das Mädchen. Sie steht direkt hinter ihm. Die Haube hat sie mittlerweile abgenommen, und das rote wellige Haar hängt ihr offen über den Schultern. Statt der weißen Jacke trägt sie jetzt einen schweren schwarzen Mantel und einen Wollschal in leuchtendem Violett. Nur ihr gerüschter Kleidsaum und die weißen Stiefel weisen darauf hin, dass es sich um dasselbe Mädchen handelt, das hier noch vor wenigen Minuten aufgetreten ist. Ansonsten sieht sie aus wie jeder andere Zirkusbesucher.

»Hallo«, sagt Bailey. »Ich weiß gar nicht, wie du heißt.«

»Oh, entschuldige«, erwidert sie. »Ich habe ganz vergessen, dass wir uns nie richtig vorgestellt haben.« Als sie ihm die Hand entgegenstreckt, fällt Bailey auf, dass ihr weißer Handschuh größer ist als der, den sie ihm damals als Beweis für seine Wette mitgegeben hatte. »Ich bin Penelope, aber so nennt mich keiner, und der Name gefällt mir auch nicht, deshalb bin ich für alle nur Poppet.«

Bailey nimmt ihre Hand und schüttelt sie. Selbst durch die beiden Stoffschichten ist sie wärmer als erwartet.

»Poppet«, wiederholt Bailey. »Die Wahrsagerin hat den Namen erwähnt, aber ich wusste nicht, dass es deiner ist.«

Das Mädchen lächelt ihm zu.

»Du warst bei Isobel?«, fragt sie. Bailey nickt. »Ist sie nicht reizend?« Bailey nickt wieder, ohne recht zu wissen, ob die Antwort angemessen ist. »Hat sie dir was Gutes über deine Zukunft gesagt?«, fragt Poppet leiser, in dramatischem Flüsterton.

»Sie hat mir vieles gesagt, was ich nicht verstanden habe«, gesteht Bailey.

Poppet nickt verständnisinnig und sagt: »Das macht sie immer. Aber sie meint es gut.«

»Darfst du einfach so hier draußen sein?«, fragt Bailey und zeigt auf den steten Strom der Zirkusbesucher, der an ihnen vorbeiwandert und sie völlig ignoriert.

»Aber ja«, erwidert Poppet. »Solange wir inkognito sind.« Sie deutet auf ihren Mantel. »Die Leute schauen uns nicht so genau an. Stimmt's, Widget?« Sie wendet sich einem jungen Mann zu, der neben ihr steht und den Bailey nie als Poppets Auftrittspartner erkannt hätte. Statt seines schwarzen Jacketts trägt er jetzt ein braunes aus Tweed, und sein Haar unter der passenden Mütze ist genauso leuchtend rot wie Poppets.

»Die Leute sind nicht besonders aufmerksam, es sei denn, man gibt ihnen Grund dazu«, sagt er. »Aber unsere Haarfarbe ist auch ganz hilfreich, wir sehen nicht so aus, als ob wir in einen schwarzweißen Zirkus gehören.«

»Bailey, das ist mein Bruder, Winston«, sagt Poppet.

»Widget«, verbessert er.

»Darauf wäre ich gleich noch gekommen«, sagt Poppet leicht verstimmt. »Und Widge, das ist Bailey.«

»Freut mich«, sagt Bailey und streckt die Hand aus.

»Mich auch«, gibt Widget zur Antwort. »Wir wollten einen Spaziergang machen. Vielleicht magst du uns begleiten.«

»Komm doch bitte mit«, sagt Poppet. »Wir haben so selten Gesellschaft.«

»Klar, sehr gern.« Bailey fällt nicht ein einziger Grund ein, der dagegen spräche, außerdem gefällt es ihm, dass man sich mit den beiden offenbar gut unterhalten kann. »Seid ihr denn mit der Zirkusarbeit fertig?«

»Ja, zumindest für die nächsten Stunden«, sagt Widget, während sie auf einen anderen Weg abbiegen. »Die Kätzchen müssen ein bisschen schlafen. Nach der Vorstellung sind sie immer müde.«

»Sie sind wirklich gut. Wie bringt ihr ihnen solche Kunststücke bei? Ich habe noch nie eine Katze gesehen, die mitten in der Luft einen Purzelbaum schlägt«, sagt Bailey. Ihm fällt auf, dass sie alle drei gleich schnell gehen und mühelos zusammenbleiben. Er ist es eher gewohnt, ein paar Schritte hinterherzulaufen.

»Die meisten Katzen machen alles, wenn man sie nett darum bittet«, sagt Poppet. »Aber es geht leichter, wenn man sie schon früh trainiert.«

»Und oft belohnt«, ergänzt Widget. »Belohnungen helfen immer.«

»Hast du die Großkatzen schon gesehen?«, fragt Poppet. Bailey schüttelt den Kopf. »Oh, das solltest du unbedingt. Unsere Eltern treten mit ihnen auf. Zu ihrem Zelt geht es da entlang.« Sie weist vage nach rechts.

»Ihre Vorstellung ist so ähnlich wie unsere, nur mit größeren Katzen«, sagt Widget.

»Viel größeren Katzen«, korrigiert Poppet. »Panther und Schneeleoparden mit schönen Flecken. Sie sind richtig süß.«

»Und sie haben ein eigenes Zelt«, erklärt Widget.

»Warum habt ihr kein Zelt?«, fragt Bailey.

»Wir brauchen eigentlich keins«, antwortet Poppet. »Wir dürfen nur ein paar Vorstellungen pro Nacht geben und brauchen nur die Kätzchen, Reifen und Schnüre. Alle, die nicht unbedingt ein Zelt brauchen, treten dort auf, wo gerade Platz ist.«

»Das bereichert die Atmosphäre«, sagt Widget. »Auf diese Weise kann man den Zirkus entdecken, ohne dass man sich für ein Zelt entscheiden muss.«

»Für Unentschlossene ist das vermutlich sehr gut«, sagt Bailey und grinst, als Poppet und Widget lachen. »Es ist nämlich nicht einfach, sich für ein Zelt zu entscheiden, weil es so viele gibt.«

»Das stimmt«, sagt Poppet. Sie haben den Platz mit dem Feuer erreicht. Er ist ziemlich belebt, und Bailey wundert sich immer noch, dass niemand sie beachtet und man sie offenbar für eine beliebige Gruppe junger Zirkusbesucher hält.

»Ich habe Hunger«, sagt Widget.

»Du hast immer Hunger«, gibt Poppet zurück. »Wollen wir uns was zu essen holen?«

»Ja«, antwortet Widget.

Poppet streckt ihm die Zunge heraus.

»Ich habe Bailey gefragt«, sagt sie. »Wollen wir etwas essen, Bailey?«

»Klar«, sagt Bailey. Poppet und Widget scheinen sich viel besser zu verstehen als er und Caroline. Vielleicht liegt es daran, dass sie altersmäßig dichter beisammenliegen. Ob sie wohl Zwillinge sind? Sie sehen sich ziemlich ähnlich, aber Bailey findet es unhöflich, sie zu fragen.

»Hast du schon die Zimttinger probiert?«, fragt Poppet. »Sie sind ganz neu. Wie heißen die noch mal, Widge?«

»Unvorstellbar köstliche Zimtdinger?«, antwortet Widget schulterzuckend. »Ich glaube nicht, dass alles Neue schon einen Namen hat.«

»Probiert habe ich sie noch nicht, aber sie scheinen gut zu sein«, sagt Bailey.

»Sie sind gut«, bestätigt Widget. »Jede Menge Teig und Zimt und Zucker, aufgerollt zu einer Schnecke mit Glasur.«

»Donnerwetter«, sagt Bailey.

»Genau«, erwidert Widget. »Und wir sollten uns noch Kakao und Schokoladenmäuse holen.«

»Schokoladenmäuse habe ich vorhin schon gekauft«, sagt Bailey und zieht die Tüte aus seiner Tasche.

»Ah, du denkst voraus. Es ist immer gut, vorbereitet zu sein«, sagt Widget. »Du hattest recht, was ihn betrifft, Poppet.«

Bailey sieht Poppet fragend an, aber sie lächelt ihm nur zu.

»Sollen Bailey und ich den Kakao holen, während du die Zimtdingsbumse besorgst?«, fragt sie.

Widget nickt und sagt: »Gut. Wir treffen uns am Feuer.« Als Poppet nickt, tippt er grüßend an die Mütze und verschwindet in der Menge.

Bailey und Poppet schlendern um den großen Platz herum. Eine Weile herrscht einvernehmliches Schweigen zwischen ihnen, dann nimmt Bailey seinen ganzen Mut zusammen und stellt eine Frage, von der er nicht weiß, ob er sie im Beisein von Widget ohne weiteres stellen würde.

»Darf ich dich etwas fragen?«

»Natürlich«, sagt Poppet. Vor dem Kakaostand wartet eine lange Schlange, aber der Verkäufer sieht Poppet, die schnell drei Finger hochhält, und nickt ihr lächelnd zu.

»Als ... ähm, als der Zirkus das letzte Mal da war und ich, na ja ...«, Bailey sucht nach Worten und ärgert sich, dass ihm die Frage im Kopf leichter fällt.

»Ja?«, sagt Poppet.

»Woher wusstest du meinen Namen?«, fragt Bailey. »Und woher wusstest du, dass ich auf dem Zirkusgelände war?«

»HmMMM ...«, entgegnet Poppet, als fände sie es schwierig, die richtigen Worte zu finden. »Das ist nicht leicht zu erklären. Ich sehe Dinge, bevor sie passieren. Ich habe dich kommen sehen, kurz bevor du hier warst. Und obwohl ich Einzelheiten nicht immer gut erkenne, wusste ich bei dir sofort, wie du heißt, so wie ich weiß, dass dein Schal blau ist.«

Als sie an der Reihe sind, hält der Verkäufer schon drei Kakao in gestreiften Bechern für sie bereit, jeder mit einem extra Sahnehäubchen obendrauf. Poppet gibt Bailey einen und nimmt die anderen beiden, dann winkt der Verkäufer sie weiter, ohne dass ein Geldbetrag den Besitzer wechselt. Bailey nimmt an, dass Angehörige des Zirkus in den Genuss von kostenlosem Kakao kommen.

»Du siehst also alles, bevor es passiert?«, fragt Bailey. Er ist sich nicht sicher, wie er Poppets Antwort aufnehmen soll.

Poppet schüttelt den Kopf.

»Nein, nicht alles. Manchmal sehe ich nur Bruchstücke wie Wörter oder Bilder in einem Buch, aber dem Buch fehlen viele Seiten und es ist in einen Teich gefallen, so dass einige Stellen verwischt sind, andere dagegen nicht. Ergibt das einen Sinn?«

»Nicht so richtig«, antwortet Bailey.

Poppet lacht. »Ich weiß, das klingt seltsam.«

»Nein, ganz und gar nicht«, erwidert Bailey. Poppet sieht ihn skeptisch an. »Na ja, klar, es ist schon seltsam. Aber ungewöhnlich seltsam, nicht schlimm seltsam.«

»Danke, Bailey«, sagt Poppet. Sie gehen um den Platz herum zurück zum Feuer, wo Widget schon mit einer braunen Papiertüte wartet und die leuchtend weißen Flammen betrachtet.

»Wo wart ihr so lange?«, fragt Widget.

»Wir mussten anstehen«, sagt Poppet und reicht ihm seinen Kakao. »Du nicht?«

»Nein. Wahrscheinlich wissen die Leute noch nicht, wie gut die Dinger schmecken«, sagt Widget und schüttelt die Tüte. »Dann sind wir jetzt so weit?«

»Ich glaube schon«, sagt Poppet.

»Wohin gehen wir?«, will Bailey wissen.

Poppet und Widget wechseln einen Blick.

»Wir drehen unsere Runden«, sagt Poppet. »In Zirkelkreisen um den Zirkus. Um ... um alles im Auge zu haben. Du möchtest doch mitkommen, oder?«

»Natürlich.« Bailey ist froh, dass sie ihn nicht als Zumutung empfinden.

Auf verschlungenen Pfaden wandern sie um den Zirkus, trinken ihren Kakao in kleinen Schlucken und mampfen Schokoladenmäuse und die süßen Zimtteigdinge, die tatsächlich so gut schmecken wie versprochen. Poppet und Widget erzählen ihm Zirkusgeschichten und weisen im Vorbeigehen auf bestimmte Zelte hin, Bailey beantwortet ihre Fragen zu seinem Wohnort und findet es merkwürdig, dass sie sich für Dinge interessieren, die seiner Ansicht nach ziemlich banal sind. Sie unterhalten sich unbekümmert wie alte Freunde und zugleich aufgekratzt wie neue Bekannte, die neue Geschichten auf Lager haben.

Bailey hat den Eindruck, dass Poppet und Widget sich nur für ihn und ihren Kakao interessieren.

»Was ist der Sterngucker?«, fragt er, als sie ihre leeren Becher und Tüten wegwerfen und ihm ein Schild auffällt, das er noch nicht gesehen hat.

»Hast du Lust?«, fragt Widget seine Schwester. Sie überlegt, dann nickt sie. »Poppet liest in den Sternen«, erklärt er Bailey. »Dort kann man die Zukunft am leichtesten erkennen.«

»In letzter Zeit ist es gar nicht leicht gewesen«, sagt Poppet leise. »Aber wir können damit fahren. Er ist nur in klaren Nächten geöffnet, und wer weiß, ob wir noch mal die Gelegenheit dazu haben.«

Sie treten ein und stellen sich in eine Schlange, die eine gewundene Treppe hochsteigt und vom Zeltinneren durch einen schweren schwarzen Vorhang getrennt wird. Die Wände sind bedeckt mit Schaubildern: weiße Punkten und Linien auf schwarzem Papier, gerahmte Karten von Sternkonstellationen.

»Ist das wie bei der Wahrsagerin, wenn sie die Bilder auf den Karten liest?«, fragt Bailey, der noch immer zu begreifen versucht, dass man die Zukunft vorhersehen kann.

»So ähnlich, aber anders«, sagt Poppet. »Ich kann kein Tarot lesen, Widget schon.«

»Das sind Geschichten auf Papier«, erklärt Widget mit einem Schulterzucken. »Man sieht, wie die Geschichten auf den einzelnen Karten zusammenpassen, das ist nicht so schwer. Aber bei den Karten gibt es immer viele Möglichkeiten, und sie zeigen verschiedene Wege auf. Poppet dagegen sieht Dinge, die wirklich passieren.«

»Aber nicht so klar«, sagt Poppet. »Es gibt keinen Zusammenhang, und bestimmte Dinge kann ich oft erst später deuten. Manchmal ist es dann schon zu spät.«

»Haftungsausschluss angenommen, Pet«, sagt Widget und drückt ihr die Schulter. »Wir können auch einfach nur so damit fahren, wenn dir das lieber ist.«

Oben an der Treppe ist es unendlich dunkel, nur der Zirkusmitarbeiter, der die Besucher hineinführt, trägt einen weißen Anzug. Mit einem neugierigen Seitenblick auf Bailey lächelt er Poppet und Widget zu, dann begleitet er sie zu etwas Ähnlichem wie einem Schlitten oder einer Kutsche.

Sie nehmen auf einer gepolsterten Bank mit hoher Rückenlehne und Armstützen Platz, und während Poppet es sich zwischen Bailey und Widget gemütlich macht, schließt sich die Tür auf einer Seite. Das Gefährt gleitet langsam vorwärts, in völlige Dunkelheit.

Ein leises Klicken ertönt. Die Kabine senkt sich leicht und kippt gleichzeitig nach hinten, so dass sie nicht mehr nach vorne, sondern nach oben schauen.

Das Zelt hat kein Dach, stellt Bailey fest. Es ist nach oben hin offen und gibt den Blick auf den Nachthimmel frei.

Bailey hat schon oft auf einer Wiese gelegen und die Sterne betrachtet, aber dies hier ist anders. An den Rändern sind keine Bäume zu sehen, und in der sanft schaukelnden Kabine fühlt er sich beinahe schwerelos.

Außerdem ist es unglaublich still. Während die Kabine sich im Kreis bewegt – so jedenfalls kommt es Bailey vor – , hört er nur ein leises Quietschen und neben sich Poppets Atem. Es ist, als hätte sich der ganze Zirkus in Dunkelheit aufgelöst.

Er schaut zu Poppet, die nicht den Himmel, sondern ihn betrachtet. Sie grinst ihn an, dann dreht sie sich weg.

Bailey überlegt, ob er sie fragen soll, was sie in den Sternen sieht.

»Du musst nicht, wenn du nicht willst.« Widget kommt ihm mit der Frage zuvor.

Poppet dreht sich zu ihm und schneidet eine Grimasse, aber dann richtet sie den Blick nach oben und schaut in den klaren Nachthimmel. Bailey beobachtet sie aufmerksam. Mit ihren leicht zusammengekniffenen Augen sieht sie aus, als betrachte sie ein Gemälde oder lese ein Schild aus großer Entfernung.

Plötzlich schlägt sie die Hände vors Gesicht und presst ihre weiß behandschuhten Finger auf die Augen. Widget legt ihr eine Hand auf die Schulter.

»Ist alles in Ordnung?«, fragt Bailey.

Poppet holt tief Luft, bevor sie nickt, lässt die Hände aber weiter auf ihrem Gesicht liegen.

»Mir geht es gut«, sagt sie mit gedämpfter Stimme. »Es war so ... hell. Mir hat der Kopf weh getan.«

Sie nimmt die Hände vom Gesicht und schüttelt den Kopf. Ihr Unwohlsein ist offenbar verschwunden.

Während der verbleibenden Fahrt blicken alle drei nicht mehr in den sternensäten Himmel.

»Das tut mir leid«, sagt Bailey leise, als sie auf dem Weg zum Ausgang eine andere gewundene Treppe hinuntergehen.

»Du kannst nichts dafür«, sagt Poppet. »Ich hätte es besser wissen müssen. In letzter Zeit geht es mir öfter so mit den Sternen, sie sind ein heilloses Durcheinander und verursachen mir Kopfschmerzen. Wahrscheinlich sollte ich es eine Zeitlang bleiben lassen.«

»Du brauchst ein bisschen Aufmunterung«, sagt Widget, als sie sich wieder ins Getümmel stürzen. »Wie wär's mit dem Wolkenlabyrinth?«

Poppet nickt, und ihre Schultern werden etwas lockerer.

»Was ist das Wolkenlabyrinth?«, fragt Bailey.

»Du kennst ja wohl die besten Zelte nicht«, sagt Widget und schüttelt den Kopf. »Du wirst noch mal kommen müssen, in einer Nacht schaffen wir sie nicht alle. Vielleicht hat Pet Kopfschmerzen bekommen, weil ihr klargeworden ist, dass wir dich durch jedes einzelne Zelt schleppen müssen, um herauszufinden, was du noch nicht gesehen hast.«

»Widge kann die Vergangenheit sehen«, sagt Poppet unvermittelt. »Deswegen sind seine Geschichten oft so gut.«

»Die Vergangenheit ist einfacher«, sagt Widget. »Sie ist ja schon vorhanden.«

»In den Sternen?«, fragt Bailey.

»Nein«, sagt Widget. »An den Menschen. Die Vergangenheit haftet an dir wie Puderzucker an Fingern. Manche können sie abschütteln, aber die Ereignisse und Dinge, die dich an den Punkt gebracht haben, wo du jetzt bist, sind trotzdem immer da. Ich kann sie ... nein, lesen ist nicht das richtige Wort dafür, genauso wenig wie für das, was Poppet mit den Sternen macht.«

»Du siehst mir also meine Vergangenheit an?«, fragt Bailey.

»Könnte ich«, sagt Widget. »Aber ich tu es nicht gern ohne Erlaubnis, es sei denn, mir fällt etwas von selbst ins Auge. Darf ich?«

Bailey nickt. »Natürlich.«

Widget sieht ihn einen Moment lang an, aber nicht so lange, dass Bailey sich unter seinem prüfenden Blick unwohl fühlt.

»Da ist ein Baum«, sagt Widget. »Eine gewaltige alte Eiche, die dir lieber ist als dein Zuhause, aber nicht so lieb wie das hier.« Er zeigt auf die Zelte und Lichter. »Du hast das Gefühl, allein zu sein, selbst wenn du mit anderen Menschen zusammen bist. Äpfel. Und deine Schwester scheint ein echter Schatz zu sein«, fügt er sarkastisch hinzu.

»Da könntest du recht haben«, erwidert Bailey lachend.

»Was ist mit den Äpfeln?«, fragt Poppet.

»Wir haben eine Farm mit einem Obstgarten«, erklärt Bailey.

»Oh, wie schön«, sagt Poppet. Bailey hat die Reihen mit den niedrigen knorrigen Bäumen noch nie als schön empfunden.

»Wir sind da«, sagt Widget, als sie um eine Ecke biegen.

Bailey ist verwundert, dass er dieses Zelt bei seinen – zugegeben wenigen – Besuchen im Zirkus noch nie gesehen hat. Es ist hoch, fast so hoch wie das Akrobatenzelt, nur schmaler. Er bleibt stehen und liest das Schild über der Tür.

Das Wolkenlabyrinth

Ein Ausflug in den multidimensionalen Raum

Eine Kletterpartie durch das Firmament

Ohne Anfang

Ohne Ende

Tritt ein, wo du willst

Steig aus, wann du möchtest

Hab keine Angst zu fallen

Das Zelt hat dunkle Innenwände, und in der Mitte steht ein riesengroßes schimmerndes Gebilde. Ein anderes Wort fällt Bailey dafür nicht ein. Es füllt fast das gesamte Zelt aus,

nur am Rand führt ein erhöhter Pfad entlang, der am Eingang beginnt und rundherum verläuft. Der Boden darunter ist mit weißen Kugeln bedeckt, die sich zu Tausenden auftürmen und an Seifenblasen erinnern.

Der Turm selbst besteht aus einer Reihe von durchscheinenden Ebenen, die in seltsamen, unterschiedlichen Winkeln angeordnet sind, ganz ähnlich wie Wolken. Sie sind geschichtet wie eine Torte. Der Abstand zwischen den Ebenen variiert: Manchmal ist er groß genug, um aufrecht zu stehen, dann wieder ist er so klein, dass man nur mit Mühe durchkriechen kann. Hier und da scheinen Teile der Ebenen vom Turm weg in den Raum zu schweben.

Und überall klettern Menschen. Sie hängen an Kanten, überqueren Wege, klettern weiter hinauf oder hinunter. Manche Podeste geben unter dem Gewicht nach, andere sind offenbar fest und stabil. Die ganze Konstruktion bewegt sich auch ständig, als würde sie atmen.

»Warum heißt das Labyrinth?«, fragt Bailey.

»Das siehst du gleich«, sagt Widget.

Sie gehen den Pfad entlang, der wie ein Anlegesteg am Wasser leicht schwankt. Wenn Bailey nach oben blickt, kann er nur mit Mühe sein Gleichgewicht halten.

Einige Ebenen hängen an Seilen oder Ketten von oben herab, während durch die unteren dicke Pfähle getrieben sind – ob sie bis ganz nach oben reichen, kann Bailey allerdings nicht sagen. An manchen Stellen sind Netze gespannt, an anderen hängen Seile wie Schmuckbänder.

Auf der anderen Seite, wo der Weg nah genug an das Gebilde heranreicht, um auf eine der unteren Ebenen zu springen, bleiben sie stehen.

Bailey hebt eine weiße Kugel auf. Sie ist leichter, als sie aussieht, und weich wie ein Kätzchen. Überall im Zelt be-

werfen sich die Leute damit, als wären es Schneebälle, aber statt kaputtzugehen, prallen sie von ihren Zielscheiben ab und schweben sachte nach unten. Bailey wirft seine wieder zurück und folgt dann Poppet und Widget.

Sobald sie ein paar Schritte in das Gebilde gegangen sind, versteht Bailey, warum es Labyrinth heißt. Er hatte mit Wänden, Kurven und Sackgassen gerechnet, aber dies hier ist anders. Die Ebenen hängen in unterschiedlicher Höhe: manche kniehoch, manche taillenhoch, und einige ragen weit über ihm empor und überschneiden sich in unregelmäßigen Mustern. Es ist ein Labyrinth, das nach oben und unten sowie von einer Seite zur anderen führt.

»Bis später«, sagt Widget, hüpfte auf eine Ebene und erklimmt dann die nächsthöhere.

»Widge geht immer gleich ganz nach oben«, sagt Poppet. »Er weiß, wie man am schnellsten dorthin kommt.«

Bailey und Poppet wählen eine gemächlichere Route. Sie suchen sich beliebige Ebenen aus, klettern an weißen Netzen hoch und zwingen sich vorsichtig durch schmale Stellen. Bailey weiß nicht, wo die Ebenen enden oder wie hoch sie geklettert sind, aber er stellt erleichtert fest, dass Poppet viel gelöster ist als im Sterngucker, denn sie hilft ihm lachend bei den etwas schwierigeren Passagen.

»Und wie kommen wir wieder runter?«, fragt Bailey schließlich. Ihm ist schleierhaft, wie sie jemals den Rückweg finden sollen.

»Am einfachsten wäre es, wenn wir springen«, sagt Poppet. Sie zieht ihn um eine versteckte Biegung, und sie stehen am Rand der Ebene.

Sie sind viel höher, als Bailey vermutet hatte, aber noch lange nicht oben.

»Schon gut«, sagt Poppet. »Es kann nichts passieren.«

»Unmöglich«, erwidert Bailey und späht über die Kante.

»Nichts ist unmöglich.« Poppet lächelt ihm zu und springt. Ihr rotes Haar fliegt im Fallen hinter ihr her.

Unten verschwindet sie in dem Meer aus weißen Kugeln. Als sie wieder auftaucht – ein roter Haarschopf vor weißem Untergrund – winkt sie ihm zu.

Bailey zögert nur kurz, und er widersteht dem Drang, beim Springen die Augen zu schließen. Stattdessen taumelt er lachend durch die Luft.

Seine Landung unten im Kugelbecken ist tatsächlich so weich und leicht und angenehm, als falle er in eine Wolke.

Als er herausklettert, warten Poppet und Widget schon auf dem Pfad. Poppet sitzt am Rand und lässt die Beine über die Kante baumeln.

»Wir sollten langsam zurückgehen«, sagt Widget und zieht eine Uhr aus der Tasche. »Wir müssen noch die Kätzchen auf die nächste Vorstellung einstimmen, und es ist schon fast Mitternacht.«

»Wirklich?«, fragt Bailey. »Ich hatte keine Ahnung, dass es schon so spät ist, ich müsste längst zu Hause sein.«

»Wir bringen dich noch zum Tor, ja?«, sagt Poppet. »Ich möchte dir etwas mitgeben.«

Zu dritt gehen sie die gewundenen Wege entlang und überqueren den Platz in Richtung Tor. Vor dem Tunnel nimmt Poppet Bailey an die Hand, zieht ihn durch den Vorhang und führt ihn mühelos um die dunklen Kurven auf die andere Seite. Auf der Wiese jenseits des Tors tummeln sich um diese späte Stunde nur noch wenige Besucher.

»Warte hier«, sagt Poppet. »Ich bin gleich wieder da.« Sie rennt in Richtung Kassenhäuschen, während Bailey sieht, wie der Uhrzeiger sich der Zwölf nähert. Kurz darauf ist Poppet mit etwas Silbrigem in der Hand zurück.

»Oh, sehr gute Idee, Pet«, sagt Widget. Bailey schaut verwirrt von einem zum anderen. Es ist ein silberfarbenes Stück Papier, ungefähr so groß wie seine Eintrittskarte. Poppet reicht es ihm.

»Das ist ein besonderer Ausweis«, erklärt sie. »Für wichtige Gäste, damit du nicht jedes Mal zahlen musst, wenn du in den Zirkus kommst. Wenn du ihn an der Kasse zeigst, lassen sie dich rein.«

Mit großen Augen begutachtet Bailey den silberfarbenen Ausweis.

Diese Karte berechtigt den Inhaber zu kostenlosem Eintritt

ist in schwarzer Tinte auf eine Seite gedruckt, und auf der anderen steht:

Le Cirque des Rêves

und darunter in kleinen Buchstaben:

Chandresh Christophe Lefèvre, Eigentümer

Bailey starrt immer noch wie vor den Kopf geschlagen auf die glänzende silbrige Karte.

»Ich dachte, du freust dich«, sagt Poppet, leicht verärgert angesichts seines Schweigens. »Das heißt, falls du überhaupt noch mal kommen willst, solange wir hier sind.«

»Das ist großartig«, sagt Bailey und blickt von der Karte auf. »Vielen Dank.«

»Gern geschehen«, sagt Poppet lächelnd. »Außerdem habe ich ihnen gesagt, sie sollen mir und Widget Bescheid geben, wenn du kommst. Dann können wir dich hier abholen. Wenn dir das recht ist.«

»Das wäre toll«, sagt Bailey. »Wirklich, vielen Dank.«

»Dann sehen wir uns bald wieder«, sagt Widget und hält ihm die Hand hin.

»Ganz bestimmt«, antwortet Bailey und nimmt sie. »Morgen Abend komme ich wieder.«

»Das wäre schön«, sagt Poppet. Als Bailey Widgets Hand loslässt, beugt sie sich vor und küsst ihn schnell auf die Wange. Bailey spürt, wie er rot anläuft. »Ich wünsch dir eine gute Nacht«, fügt sie hinzu und tritt einen Schritt zurück.

»I-ich dir auch«, antwortet Bailey. »Gute Nacht.« Er winkt, bis sie wieder durch den schweren Vorhang geschlüpft sind, dann dreht er sich um und geht nach Hause.

Es kommt ihm wie eine Ewigkeit vor, seit er zum Zirkus aufgebrochen ist, dabei ist es nur ein paar Stunden her. Außerdem hat er das Gefühl, als wäre der Bailey, der den Zirkus betreten hat, ein vollkommen anderer als der, der ihn jetzt mit einer silberfarbenen Eintrittskarte in der Tasche verlässt. Er überlegt, welches der echte Bailey ist, denn der Bailey, der oft stundenlang allein im Baum saß, ist bestimmt nicht der Bailey, dem man bevorzugten Eintritt zu einem phantastischen Zirkus gewährt und der wie von selbst so interessante Freunde findet.

Als er die Farm erreicht, weiß er genau, dass der jetzige Bailey eher so ist, wie er eigentlich sein soll, mehr als der alte Bailey, der er noch am Tag zuvor gewesen ist. Er begreift vielleicht nicht genau, was das alles zu bedeuten hat, aber im Augenblick spielt es wohl auch keine große Rolle.

In seinen Träumen ist er ein Ritter auf einem Pferd, der ein silbernes Schwert zückt. Und das, findet er, ist gar nicht so seltsam.

Tête-à-Tête

LONDON, AUGUST 1896

Das Mitternachtsdinner ist heute Abend trotz der vielen Gäste gedämpft. Der Zirkus, vor kurzem aus Dublin abgereist, bereitet sich gerade auf ein Gastspiel in der Nähe von London vor, so dass auch einige Artisten anwesend sind. Mr Barris ist ebenfalls aus Wien angereist.

Celia Bowen unterhält sich während des gesamten Essens fast nur mit Mme. Padva, die in lapislazuliblaue Seide gekleidet zu ihrer Linken sitzt.

Celias Kleid ist ein Padva-Entwurf. Ursprünglich war es für ihre Auftritte gedacht, wurde dann aber für ungeeignet erachtet, weil das Licht sich in jeder Falte und jeder Wölbung des silbrigen Stoffs fing und die Aufmerksamkeit zu sehr ablenkte. Celia fand die Wirkung so schmeichelhaft, dass sie das Kleid nicht aufgeben wollte und es jetzt zu gewöhnlichen Anlässen trägt.

»Da kann jemand nicht die Augen von Ihnen lassen, meine Liebe«, bemerkt Mme. Padva und neigt ihr Glas dezent in Richtung Tür, wo Marco mit auf dem Rücken verschränkten Händen steht.

»Vielleicht bewundert er ja Ihre Schneiderkunst«, sagt Celia, ohne sich umzudrehen.

»Ich würde wetten, dass er mehr am Inhalt als am Kleid interessiert ist.«

Celia lacht nur, aber sie weiß, Mme. Padva hat recht. Schon den ganzen Abend spürt sie Marcos Blick auf ihrem

Nacken, und sie findet es zunehmend schwierig, ihn zu ignorieren.

Seine Aufmerksamkeit wird nur einmal von Celia abgelenkt, als Chandresh ein schweres Kristallglas umwirft, das nur haarscharf einen Kandelaber verfehlt und Rotwein über die goldene Brokattischdecke verschüttet.

Doch bevor Marco reagieren kann, ist Celia, die Chandresh gegenüber sitzt, schon auf den Füßen und richtet das Glas wieder auf, ohne es zu berühren, ein Detail, das nur Chandresh genau sieht. Als sie die Hand zurückzieht, ist das Glas gefüllt wie zuvor und die Tischdecke fleckenlos.

»Ungeschickt, ungeschickt«, murmelt Chandresh und sieht Celia misstrauisch an, dann wendet er sich ab und redet weiter mit Mr Barris.

»Sie sind ja schnell wie der Wind«, bemerkt Mme. Padva zu Celia.

»Ich bin auch schnell durch den Wind«, sagt Celia, worauf Mr Barris sein Glas ebenfalls fast umwirft und Mme. Padva kichert.

Während des restlichen Essens behält Celia Chandresh aufmerksam im Auge. Die meiste Zeit bespricht er mit Mr Barris irgendeine Renovierung im Haus und wiederholt sich dabei mehrmals, was Mr Barris taktvoll übergeht. Chandresh rührt sein Weinglas nicht mehr an; als es am Ende des Gangs abgeräumt wird, ist es immer noch voll.

Nach dem Essen geht Celia als Letzte. In der allgemeinen Aufbruchstimmung verlegt sie ihr Schultertuch und will nicht, dass die anderen auf sie warten, während sie es sucht.

Es ist nicht ganz einfach, im einzigartigen Chaos des Lefèvre'schen Hauses ein elfenbeinfarbenes Spitzentuch

ausfindig zu machen. Weder in der Bibliothek noch im Speisezimmer kann sie es finden.

Schließlich gibt sie die Suche auf und geht ins Foyer zurück, wo Marco mit ihrem lässig über dem Arm gefalteten Schal neben der Tür steht.

»Suchen Sie vielleicht das, Miss Bowen?«

Er macht Anstalten, ihr das Tuch über die Schultern zu legen, doch die Spitze löst sich zwischen seinen Fingern auf und zerfällt zu Staub.

Als er wieder zu ihr aufblickt, liegt das Tuch perfekt gebunden um ihre Schultern, als hätte sie es nie abgelegt.

»Danke«, sagt Celia. »Gute Nacht.« Und noch ehe er reagieren kann, huscht sie an ihm vorbei und zur Tür hinaus.

»Miss Bowen?« Marco läuft ihr über die Stufen zum Eingang hinterher.

»Ja?«, erwidert Celia und dreht sich unten auf dem Bürgersteig um.

»Ich hatte gehofft, dass ich Sie zu dem Drink überreden kann, der uns in Prag nicht vergönnt war.« Marco sieht ihr unverwandt in die Augen, während sie sein Angebot überdenkt.

Sein Blick ist noch eindringlicher als vorhin beim Essen. Celia spürt die Pression, eine Technik, die ihr Vater immer sehr schätzte, aber sie spürt auch etwas Aufrichtiges, fast wie eine Bitte.

Dieses Gefühl und eine Portion Neugier bewegen sie zu einem zustimmenden Nicken.

Marco lächelt und dreht sich um, dann geht er zurück ins Haus und lässt die Tür offen.

Kurz darauf folgt sie ihm. Hinter ihr fällt die Tür ins Schloss.

Das Speisezimmer ist inzwischen aufgeräumt, nur die Kerzen in den Kandelabern brennen noch.

Auf dem Tisch stehen zwei Gläser Wein.

»Wohin ist Chandresh verschwunden?«, fragt Celia, nimmt eines der Gläser und geht um den Tisch herum.

»Er hat sich in den fünften Stock zurückgezogen.« Marco nimmt sich das zweite Glas. »Er hat das ehemalige Gesindequartier renovieren lassen und nutzt es als Privatwohnung, weil ihm die Aussicht so gut gefällt. Vor morgen früh kommt er nicht herunter. Das übrige Personal ist gegangen, wir haben also den Großteil des Hauses für uns.«

»Bewirten Sie oft eigene Gäste, wenn seine nicht mehr da sind?«, fragt Celia.

»Niemals.«

Celia mustert ihn, während sie an ihrem Wein nippt. Etwas an seinem Äußeren beunruhigt sie, aber sie kann es nicht genau festmachen.

»Hat Chandresh wirklich darauf bestanden, dass alle Flammen im Zirkus weiß sein müssen, damit sie ins Farbschema passen?«, fragt sie nach einer Weile.

»Ja«, antwortet Marco. »Er wollte, dass ich einen Chemiker oder dergleichen kontaktiere. Ich habe dann beschlossen, mich selbst darum zu kümmern.« Er fährt mit den Fingern über die Kerzen auf dem Tisch, und die Flammen wechseln von warmem Gold zu kühlem Weiß, mit einer Spur silbrigem Blau in der Mitte. Dann lässt er die Hand in die andere Richtung zurückgleiten, und sie nehmen wieder ihre frühere Farbe an.

»Wie nennen Sie das?«, will Marco wissen.

Celia muss nicht fragen, was er damit meint.

»Manipulation. Als ich jünger war, habe ich es Zauberei genannt. Es hat eine Weile gedauert, bis ich mir das abge-

wöhnen konnte, obwohl mein Vater nichts gegen den Ausdruck hatte. Er hätte es Verzaubern genannt, oder, wenn ihm das zu kurz gewesen wäre, erzwungenes Manipulieren des Universums.«

»Verzaubern?«, wiederholt Marco. »So hatte ich das bisher noch nicht gesehen.«

»Unsinn«, entgegnet Celia. »Genau das tun Sie doch. Sie verzaubern. Und Sie beherrschen das wirklich gut. Es gibt sehr viele Menschen, die in Sie verliebt sind. Isobel. Chandresh. Und mit Sicherheit noch andere.«

»Woher wissen Sie das mit Isobel?«

»Die Zirkustruppe ist zwar ziemlich groß, aber es wird viel getratscht«, sagt Celia. »Allem Anschein nach ist sie jemandem sehr ergeben, den bisher niemand von uns kennt. Mir fiel sofort auf, dass sie mich besonders genau beobachtet. Irgendwann habe ich mich sogar gefragt, ob sie mein Gegner sein könnte. Dann kamen Sie nach Prag, als sie auf *jemanden* gewartet hat. Den Rest konnte ich mir leicht zusammenreimen. Aber ich glaube nicht, dass es sonst jemand weiß. Die Murray-Zwillinge haben die Theorie, dass sie in eine Traumvorstellung verliebt ist und nicht in eine wirkliche Person.«

»Die Murray-Zwillinge sind ziemlich klug«, sagt Marco. »Wenn ich auf diese Weise *verzaubere*, geschieht das nicht immer mit Absicht. Es war hilfreich, um die Stellung bei Chandresh zu bekommen, denn ich hatte nur eine Empfehlung und wenig Erfahrung. Bei Ihnen scheint es allerdings nicht so gut zu wirken.«

Celia stellt ihr Glas ab, noch immer unsicher, was sie von ihm halten soll. Das Flackerlicht der Kerzen lässt sein Gesicht noch unbestimmter erscheinen, deshalb wendet sie

den Blick ab und begutachtet die Sachen auf dem Kaminsims.

»Mein Vater hat etwas Ähnliches gemacht«, sagt sie. »Er war ein unwiderstehlicher Verführer. In meinen ersten Lebensjahren musste ich mit ansehen, wie meine Mutter sich beharrlich nach ihm verzehrt hat. Sie hat ihn geliebt und wollte ihn sogar noch, als er das bisschen Interesse, das er für sie empfand, schon lange verloren hatte. Eines Tages – ich war gerade fünf –, hat sie sich dann das Leben genommen. Als ich alt genug war, um alles zu verstehen, habe ich mir geschworen, für niemanden so zu leiden. Um mich zu verführen, braucht es sehr viel mehr als Ihr reizendes Lächeln.«

Doch als Celia ihn wieder ansieht, ist das reizende Lächeln verschwunden.

»Es tut mir leid, dass Sie Ihre Mutter auf so eine Weise verloren haben«, sagt Marco.

»Das ist lange her«, erwidert Celia, überrascht von seinem aufrichtigen Mitgefühl. »Aber vielen Dank.«

»Haben Sie noch viele Erinnerungen an sie?«

»Ich erinnere mich eher an Eindrücke als an wirkliche Begebenheiten. Ich erinnere mich an ihr ständiges Weinen. Ich erinnere mich daran, dass sie mich ansah, als müsse sie sich vor mir fürchten.«

»Ich erinnere mich gar nicht an meine Eltern«, sagt Marco. »Ich weiß nur, dass man mich aus dem Waisenhaus geholt hat, weil ich irgendwelche nicht näher beschriebenen Kriterien erfüllt habe. Ich musste sehr viel lesen, bin geist, habe gelernt und wurde hauptsächlich darauf getrimmt, an einem geheimen Spiel teilzunehmen. Genau das habe ich fast mein ganzes Leben lang getan – neben Buch-

haltung, Rechnungswesen und was Chandresh sonst noch von mir wollte.«

»Warum sind Sie so ehrlich zu mir?«, fragt Celia.

»Weil es erfrischend ist, ausnahmsweise mal wirklich ehrlich zu sein«, erwidert Marco. »Außerdem nehme ich an, dass Sie merken würden, wenn ich Sie anlüge. Ich hoffe, ich darf das Gleiche von Ihnen erwarten.«

Celia überlegt kurz, bevor sie nickt.

»Sie erinnern mich ein bisschen an meinen Vater«, sagt sie.

»Und warum?«

»Wegen der Art, wie Sie die Wahrnehmung manipulieren. Ich selbst konnte das nie sehr gut, ich verstehe mich besser auf greifbare Dinge. Im Übrigen können Sie das bei mir gerne bleiben lassen«, fügt sie hinzu, als sie endlich weiß, was sie an seinem Äußeren so verstört.

»Was bleiben lassen?«, fragt Marco.

»So auszusehen. Sie können das sehr gut, aber ich merke genau, dass es nicht ganz echt ist. Es muss schrecklich anstrengend sein, diese Miene ständig aufrechtzuerhalten.«

Marco runzelt die Stirn, und dann verändert sein Gesicht sich allmählich. Das Ziegenbärtchen wird kleiner und verschwindet. Die kantigen Gesichtszüge werden weicher und jünger. Seine auffälligen grünen Augen verblassen zu einem grünstichigen Grau.

Das falsche Gesicht hatte gut ausgesehen, sicher, aber es war aufgesetzt. Als wäre ihm seine Attraktivität nur zu bewusst, eine Eigenschaft, die Celia ausgesprochen unsympathisch fand.

Und da war noch etwas, eine gewisse Hohlheit – vermutlich eine Folge der Täuschung –, der Eindruck, dass er gar nicht richtig anwesend war.

Aber jetzt steht ein anderer Mensch vor ihr, jemand, der viel präsenter ist, als wäre eine Schranke zwischen ihnen gefallen. Sie fühlt sich ihm näher, obwohl der Abstand zwischen ihnen gleich geblieben ist. Und sein Gesicht ist immer noch schön.

Der Blick aus diesen Augen ist noch intensiver als zuvor, ihre Farbe lenkt sie nicht mehr ab, wenn sie tief hineinschaut.

Celia spürt, wie ihr die Hitze ins Gesicht steigt, und kann gerade noch verhindern, dass die Röte im Kerzenlicht sichtbar wird.

Und dann dämmert ihr, warum ihr etwas an diesem Blick auch vertraut ist.

»Ich habe Sie schon so gesehen«, sagt sie und ordnet seinen wahren Gesichtsausdruck einem Platz in ihrer Erinnerung zu. »Sie waren in meiner Vorstellung.«

»Erinnern Sie sich an sämtliche Zuschauer?«, fragt Marco.

»Nicht an alle«, sagt Celia. »Aber an die, die mich so ansehen wie Sie.«

»Und wie wäre das?«

»Als könnten Sie sich nicht entscheiden, ob Sie Angst vor mir haben oder mich küssen wollen.«

»Ich habe keine Angst vor Ihnen«, sagt Marco.

Im flackernden Kerzenlicht sehen sie sich eine Weile schweigend an.

»Was für ein Aufwand für einen kaum merklichen Unterschied«, sagt Celia.

»Es hat seine Vorteile.«

»Ich glaube, ohne gefallen Sie mir besser«, sagt Celia. Marco wirkt so verblüfft, dass sie hinzufügt: »Habe ich nicht gesagt, dass ich ehrlich bin?«

»Sie schmeicheln mir, Miss Bowen. Wie oft sind Sie schon hier gewesen?«

»Ein Dutzend Mal mindestens.«

»Und trotzdem hat man Ihnen noch nie das Haus gezeigt.«

»Bisher wurde mir das nie angeboten.«

»Chandresh hat das auch nicht so gern. Ihm ist es lieber, dass das Haus ein Rätsel bleibt. Wenn die Gäste die Grenzen nicht kennen, haben sie den Eindruck, das Haus sei unendlich. Früher waren es zwei Gebäude, es könnte also leicht verwirrend sein.«

»Das wusste ich nicht«, sagt Celia.

»Zwei benachbarte Häuser, jedes ein Spiegel des anderen. Er hat beide gekauft und sie, mit etlichen Erweiterungen, zu einem umbauen lassen. Für eine vollständige Führung haben wir wohl keine Zeit, aber wenn Sie möchten, zeige ich Ihnen ein paar der interessanteren Zimmer.«

»Gerne«, sagt Celia und stellt ihr leeres Weinglas auf den Tisch zu seinem. »Geben Sie oft verbotene Führungen im Haus Ihres Arbeitgebers?«

»Erst einmal, und nur, weil Mr Barris sehr hartnäckig war.«

*

Vom Speisezimmer gehen sie unter dem Schatten der Statue mit dem Elefantenkopf durchs Foyer in die Bibliothek und bleiben vor dem Buntglassonnenuntergang stehen, der sich über die gesamte Wand erstreckt.

»Das ist das Spielzimmer«, sagt Marco und drückt gegen das Glas, das sich in den nächsten Raum öffnet.

»Wie passend.«

Spielen ist eher das Thema als der Zweck des Raums. Bei mehreren Schachbrettern fehlen die Figuren, und auf Fenstersimsen und Buchregalen sind Figuren ohne Brett aufgereiht. Dartscheiben ohne Pfeile hängen neben Backgammonspielen, die mittendrin abgebrochen wurden.

Der Billardtisch in der Mitte ist mit blutrotem Filz bezogen.

An einer Wand befindet sich ein Sortiment paarweise aufgehängter Waffen. Degen, Pistolen, Fechtsäbel – alle mit einem Zwilling und für Dutzende von möglichen Duellen bereit.

»Chandresh hat eine Schwäche für antike Waffen«, erklärt Marco, während Celia sich alles ansieht. »In anderen Räumen gibt es noch mehr Stücke, aber dies hier ist der Großteil der Sammlung.«

Auf ihrem Rundgang durch den Raum beobachtet Marco sie aufmerksam. Er hat den Eindruck, dass sie sich beim Anblick der kunstvoll arrangierten Spielgegenstände ein Lächeln verkneifen muss.

»Sie lächeln, als hätten Sie ein Geheimnis«, sagt er.

»Ich habe viele Geheimnisse«, erwidert Celia über die Schulter hinweg, dann sieht sie wieder zur Wand. »Wann wussten Sie, dass ich Ihre Gegnerin bin?«

»Erst seit der Zauberprobe. Davor waren Sie mir jahrelang ein Rätsel. Sie haben sicher gemerkt, wie sehr Sie mich damals überrascht haben.« Er verstummt und fügt dann hinzu: »Ich kann nicht behaupten, dass das unbedingt ein Vorteil war. Seit wann wissen Sie es?«

»Seit unserer Begegnung im Regen in Prag, und das wissen Sie ganz genau«, sagt Celia. »Sie hätten mich mit einem seltsamen Schirm ziehen lassen können, aber stattdessen haben Sie mich zur Rede gestellt. Warum?«

»Ich wollte ihn zurückhaben«, sagt Marco. »Ich mag diesen Schirm sehr gern. Außerdem war ich es leid, mich vor Ihnen zu verstecken.«

»Eine Zeitlang habe ich alle und jeden verdächtigt«, sagt Celia. »Obwohl ich immer dachte, es müsste eher jemand aus dem Zirkus sein. Ich hätte wissen sollen, dass Sie es sind.«

»Und warum?«, fragt Marco.

»Weil Sie sich kleiner machen, als Sie sind«, antwortet Celia. »So viel steht absolut fest. Aber ich muss gestehen, ich hätte nie daran gedacht, meinen Schirm zu verzaubern.«

»Ich habe überwiegend in London gelebt«, sagt Marco. »Als ich gelernt hatte, Gegenstände zu verzaubern, habe ich sofort damit angefangen.«

Er zieht sein Jackett aus und wirft es über einen Ledersessel in der Ecke. Dann nimmt er ein Kartenspiel von einem Regalbrett, ohne zu wissen, ob sie bereit ist mitzumachen. Aber er ist zu neugierig, um es nicht wenigstens zu versuchen.

»Wollen Sie Karten spielen?«, fragt Celia.

»Nicht unbedingt«, antwortet Marco und mischt. Als er fertig ist, legt er den Stapel auf den Billardtisch.

Er dreht eine Karte um. Pikkönig. Er tippt auf die Karte, und der Pikkönig wird zum Herzkönig. Er zieht seine Hand zurück, spreizt die Finger über der Karte und fordert Celia zum nächsten Zug auf.

Celia lächelt. Sie nimmt ihren Schal von den Schultern und legt ihn auf sein Jackett. Dann stellt sie sich mit auf dem Rücken verschränkten Händen vor den Billardtisch.

Der Herzkönig richtet sich auf, balanciert auf der Kante und verweilt einen Moment, bevor er langsam und bedächtig in der Mitte entzweireißt. Die beiden Hälften bleiben

kurz stehen, dann fallen sie mit der gemusterten Seite nach oben um.

In Anlehnung an Marcos Geste tippt Celia nun auf die Karte, die sich unverzüglich wieder zusammensetzt. Sie zieht die Hand zurück, und die Karte dreht sich von allein um. Karokönigin.

Dann schwebt der gesamte Kartensatz einen Augenblick lang in der Luft, bevor er wieder auf den Tisch fällt und die Karten auf dem roten Filz verstreut daliegen.

»Auf Gegenstände können Sie besser einwirken als ich«, gibt Marco zu.

»Ich habe einen Vorteil«, sagt Celia. »Mein Vater nennt es Naturtalent. Es fällt mir schwer, meine Umgebung nicht zu beeinflussen. Als Kind habe ich ständig Dinge zerbrochen.«

»Wie steht es um Ihren Einfluss auf lebende Wesen?«, fragt Marco.

»Das hängt von dem betreffenden Wesen ab«, sagt Celia. »Gegenstände sind einfacher. Es hat Jahre gedauert, bis ich auf Lebendiges einwirken konnte. Mit meinen eigenen Vögeln arbeite ich zum Beispiel viel besser als mit irgendwelchen x-beliebigen Straßentauben.«

»Was könnten Sie mit mir machen?«

»Ich könnte vielleicht Ihr Haar verändern, oder Ihre Stimme. Mehr geht ohne Ihr volles Wissen und Einverständnis nicht, und sich wirklich einverstanden zu erklären ist schwieriger, als man denkt. Ich kann keine Verletzungen beheben. Mein Einfluss ist eher flüchtiger, oberflächlicher Art. Bei mir vertrauten Menschen ist es einfacher, obwohl es eigentlich nie besonders einfach ist.«

»Und bei Ihnen selbst?«

Als Antwort darauf geht Celia zur Wand und holt einen dünnen Dolch mit einem Jadegriff aus dem osmanischen Zeitalter von seinem Partner weg. Sie legt die linke Handfläche auf die Karten, die auf dem Billardtisch verstreut liegen. Dann stößt sie die Klinge mit der Rechten, ohne zu zögern, in ihren Handrücken, durchbohrt Haut und Fleisch und Karten samt dem Filz darunter.

Marco zuckt zusammen, sagt aber nichts.

Celia hebt den Dolch hoch, an dem noch immer ihre Hand und die Pikzwei aufgespießt sind. Blut tropft an ihrem Arm entlang. Sie streckt die Hand aus, dreht sie langsam um und präsentiert sie mit bühnenreifer Geste, um Marco zu zeigen, dass keine Zauberei im Spiel ist.

Dann zieht sie den Dolch heraus, die blutverschmierte Spielkarte flattert auf den Boden. Die Blutstropfen sickern nach und nach zurück in die Schnittwunde, die zusammenschrumpft, bis nur noch eine klare rote Linie auf der Haut zu sehen ist und dann nichts mehr.

Sie tippt auf die Karte, und das Blut verflüchtigt sich. Der von der Klinge verursachte Riss ist nicht mehr sichtbar. Die Karte ist jetzt die Herzzwei.

Marco hebt sie auf und fährt mit den Fingern über die wieder heile Stelle. Dann lässt er sie im Handumdrehen dezent verschwinden. Sie steckt nun wohlbehalten in seiner Tasche.

»Ich bin froh, dass man uns keine körperliche Auseinandersetzung abverlangt«, sagt er. »Ich glaube, Sie wären im Vorteil.«

»Mein Vater hat mir früher die Fingerspitzen nacheinander aufgeschnitten, bis ich alle zehn auf einmal heilen konnte«, sagt Celia und hängt den Dolch zurück an die Wand. »So habe ich ein Gefühl dafür entwickelt, wie sich

alles zusammensetzt. Bei einem Fremden könnte ich das nicht.«

»Ich glaube, Ihr Unterricht war längst nicht so theoretisch wie meiner.«

»Ich hätte lieber mehr gelesen.«

»Ich finde es seltsam, dass man uns auf so radikal unterschiedliche Weise auf dieselbe Prüfung vorbereitet hat«, sagt Marco. Er betrachtet erneut Celias Hand, aber sie ist in Ordnung, und nichts weist darauf hin, dass sie eben noch durchbohrt war.

»Ich nehme an, das ist der Sinn des Ganzen«, sagt sie. »Zwei Denkschulen, die im selben Umfeld aufeinandertreffen.«

»Ich gestehe«, sagt Marco, »dass sich mir der Sinn des Ganzen selbst nach so langer Zeit nicht erschließt.«

»Mir auch nicht«, gibt Celia zu. »Es Herausforderung oder Spiel zu nennen ist nicht ganz richtig. Für mich ist es eher eine zweifache Zurschaustellung. Was zeigen Sie mir auf meiner Führung noch?«

»Möchten Sie etwas sehen, das noch im Entstehen ist?«, fragt Marco. Die Gewissheit, dass Celia den Zirkus als Zurschaustellung begreift, überrascht ihn angenehm, da er für ihn schon seit Jahren nichts Feindseliges mehr hat.

»Gern«, sagt Celia. »Besonders wenn es sich um das Projekt handelt, von dem Mr Barris während des Essens ständig erzählt hat.«

»Genau das.«

Marco geleitet sie durch eine andere Tür aus dem Spielzimmer. Sie durchqueren den Flur und gehen nach hinten in den weitläufigen Ballsaal, an dessen Ende Mondlicht durch die Glastüren scheint.

Jenseits der Terrasse, wo früher der Garten war, befindet sich jetzt ein tief ausgehobenes Areal mit einer Vielzahl hoher, aber unfertiger Wände aus gepresster Erde und aufeinandergeschichteten Steinen.

Celia steigt vorsichtig die Steinstufen hinunter, Marco folgt ihr. Unten angelangt, erscheinen die Wände als Labyrinth, so dass immer nur ein kleiner Teil des Gartens sichtbar ist.

»Ich dachte mir, es könnte Chandresh guttun, sich mit einem Projekt zu beschäftigen«, erklärt Marco. »Da er kaum noch aus dem Haus geht, schien mir die Renovierung des Gartens ein geeigneter Anfang. Möchten Sie sehen, wie er im fertigen Zustand aussieht?«

»Gern. Haben Sie die Pläne hier?«

Zur Antwort macht Marco eine weitschweifende Handbewegung.

Die eben noch rohen Stein stapel sind mit einem Mal schöne Bögen und schmucke Wege mit wuchernden Kletterpflanzen und hellen, winzigen Laternen. Rosen hängen von gebogenen Spalieren, zwischen den Blüten und Blättern ist der Nachthimmel sichtbar.

Celia legt die Hand auf die Lippen, um ihr Staunen zu dämpfen. Die gesamte Szenerie ist verblüffend, vom Duft der Rosen bis zu den Wärme verströmenden Laternen. Sie hört einen Springbrunnen in der Nähe plätschern und geht dem Geräusch über den nunmehr mit Gras bewachsenen Weg nach.

Marco folgt Celia auf ihrem Rundgang durch den Garten.

Der Springbrunnen in der Mitte ergießt sich über eine gemeißelte Steinmauer und fällt in einen runden Teich vol-

ler japanischer Zierkarpfen. Ihre Schuppen schimmern im Mondschein, leuchtend weiße und orangefarbene Tupfer im dunklen Wasser.

Celia lässt das Wasser über ihre Finger laufen und drückt die Hand an den kalten Stein.

»Sie machen das in meinem Kopf, oder?«, fragt sie, als sie Marco hinter sich hört.

»Sie lassen es zu«, antwortet er.

»Ich könnte es wahrscheinlich stoppen, das wissen Sie«, sagt Celia und dreht sich zu ihm um. Er lehnt an einem Steinbogen und mustert sie.

»Ja, bestimmt. Wenn Sie sich auch nur ein bisschen dagegen sträuben, würde es nicht so gut funktionieren, und es kann fast gänzlich blockiert werden. Und natürlich ist Nähe ausschlaggebend für das Eindringen in den Kopf.«

»Mit dem Zirkus können Sie das nicht machen«, sagt Celia.

Marco zuckt die Schultern.

»Leider ist die Entfernung zu groß«, sagt er. »Eigentlich ist das eine meiner Spezialitäten, aber ich habe nur selten Gelegenheit, sie anzuwenden. Ich beherrsche diese Form der Sinnestäuschung lediglich so weit, dass sie immer nur von einer einzelnen Person wahrgenommen werden kann.«

»Wie beeindruckend«, sagt Celia und betrachtet die zu ihren Füßen schwimmenden Karpfen. »Etwas so Kompliziertes könnte ich nie bewerkstelligen, dabei nennt man mich die Zauberkünstlerin. Eigentlich gebührt dieser Titel Ihnen.«

»Ich nehme an, ›Die schöne Frau, die ihre Umgebung mit ihrem Verstand beeinflussen kann‹ ist zu sperrig.«

»Vermutlich würde das auch nicht auf das Schild an meinem Zelt passen.«

Marco lacht leise, und Celia wendet sich, um ihre Freude zu verbergen, wieder dem wirbelnden Wasser zu.

»Eine meiner Spezialitäten kann ich auch nicht anwenden«, sagt sie. »Ich kann sehr gut Stoffe manipulieren, aber angesichts Mme. Padvas Talent erscheint mir das recht überflüssig.« Sie dreht sich im Kreis und leuchtet so hell wie die Laternen, deren Licht sich in ihrem silberfarbenen Kleid fängt.

»Für mich ist sie eine Hexe«, sagt Marco. »Und das meine ich durchaus als Kompliment.«

»Ich glaube, sie würde das auch so verstehen«, erwidert Celia. »Und Sie sehen den Garten, den Springbrunnen, das alles hier genau wie ich?«

»Mehr oder weniger. Je näher ich dem Betrachter bin, umso feiner sind die Nuancen.«

Celia geht um den Teich herum auf die andere Seite zu Marco. Prüfend betrachtet sie die im Stein eingemeißelten Bilder und die darum rankenden Pflanzen, doch ihre Augen irren immer wieder ab zu Marco, dem dies nicht verborgen bleibt. Mit jedem Mal, bei dem ihre Blicke sich treffen, wird es schwerer, wieder wegzusehen.

»Es war klug von Ihnen, das Feuer als Stimulus zu benutzen«, sagt sie, darum bemüht, sich auf die winzigen leuchtenden Laternen zu konzentrieren.

»Es überrascht mich nicht, dass Sie das herausgefunden haben«, sagt Marco. »Da ich nicht mit dem Zirkus reisen darf, musste ich mir etwas ausdenken, um in Verbindung zu bleiben. Die Beleuchtung schien mir eine ideale Möglichkeit, einen dauerhaften Halt herzustellen. Schließlich wollte ich nicht, dass Sie zu viel Kontrolle haben.«

»Das hatte Auswirkungen«, sagt Celia.

»Wie meinen Sie das?«

»Sagen wir mal so: An den Murray-Zwillingen ist noch mehr bemerkenswert als nur ihr Haar.«

»Und was das ist, sagen Sie mir nicht?«

»Eine Frau darf nicht alle ihre Geheimnisse verraten«, erwidert Celia. Sie zieht eine Rose an einem herabhängenden Zweig zu sich, saugt den Duft mit geschlossenen Augen ein und spürt die Blüte samtig weich an ihrer Haut. Die Sinnestäuschung ist bis ins kleinste Detail so überwältigend, dass Celia fast schwindelig wird. »Wer kam darauf, den Garten auszuheben?«, fragt sie.

»Chandresh. Die Idee geht auf ein anderes Zimmer im Haus zurück. Wenn Sie möchten, kann ich es Ihnen zeigen.«

Celia nickt, und sie gehen durch den Garten zurück. Sie bleibt dicht bei ihm, so dicht, dass sie ihn berühren könnte, obwohl er die Hände hinter dem Rücken verschränkt hält. Als sie die Terrasse erreichen, dreht Celia sich zum Garten um: Die Rosen und Laternen sind wieder zu Erde und Stein geworden.

*

Im Haus führt Marco Celia durch den Ballsaal. An der hinteren Wand bleibt er stehen und schiebt ein Stück der dunklen Holzvertäfelung beiseite, die den Blick auf eine abwärtsführende Wendeltreppe freigibt.

»Ist das ein Verlies?«, fragt Celia im Hinuntergehen.

»Nicht direkt«, antwortet Marco. Am unteren Ende der Treppe öffnet er eine vergoldete Tür für sie. »Vorsicht Stufe.«

Es ist ein kleiner Raum mit hoher Decke, in deren Mitte ein mit Kristallen geschmückter goldener Lüster hängt. Die

abgerundeten Wände und die Decke sind in einem leuchtenden Dunkelblau gestrichen und mit Sternen verziert.

Um den Raum führt ein Weg herum, der an ein Sims erinnert. Der Fußboden liegt tiefer und ist mit großen verzierten Seidenkissen in allen Farben des Regenbogens gefüllt.

»Chandresh behauptet, das Ganze sei einem Raum nachgebildet, der einer Kurtisane in Bombay gehörte«, erklärt Marco. »Ich persönlich finde, er eignet sich hervorragend zum Lesen.«

Celia lacht, und eine Haarlocke fällt ihr ins Gesicht.

Marco macht vorsichtig Anstalten, ihr die Locke aus dem Gesicht zu streichen, doch bevor seine Finger Celia erreichen, stößt sie sich vom Sims ab, und ihr silbernes Kleid bauscht sich wie eine Wolke, als sie auf den Haufen edelsteinfarbener Kissen fällt.

Er betrachtet sie einen Moment lang, dann springt er hinterher und lässt sich in der Mitte des Raums neben sie sinken.

Sie liegen da und betrachten den Lüster. Die Lichtspiegelung über den Kristallen verwandelt die Decke in einen Nachthimmel, ganz ohne jeden Zaubertrick.

»Wie oft besuchen Sie den Zirkus?«, fragt Celia.

»Nicht so oft, wie ich möchte. Natürlich immer, wenn er in der Nähe von London ist. Und auch anderswo in Europa, sofern ich lange genug von Chandresh wegkommen kann. Manchmal habe ich das Gefühl, als stünde ich auf beiden Seiten. Mir ist vieles im Zirkus sehr vertraut, aber ich bin trotzdem immer wieder überrascht.«

»Welches ist Ihr Lieblingszelt?«

»Soll ich ehrlich sein? Ihres.«

»Und warum?« Celia sieht zu ihm hin.

»Weil es vermutlich meinem persönlichen Geschmack entspricht. Sie zeigen Dinge in der Öffentlichkeit, die man mir heimlich beigebracht hat. Ich schätze es auf einer anderen Ebene als die meisten. Das Labyrinth gefällt mir auch gut. Ich war mir nicht sicher, ob Sie daran mitarbeiten würden.«

»Wegen dieser Gemeinschaftsarbeit musste ich mir eine ordentliche Standpauke anhören«, sagt Celia. »Mein Vater nannte es ein korrumpiertes Nebeneinander. Vermutlich musste er tagelang nachdenken, bis ihm eine angemessene Beleidigung eingefallen ist. Er findet es geschmacklos, wenn man Talente bündelt. Ich habe nie verstanden, warum. Und das Labyrinth finde ich ebenfalls wunderschön, es hat mir großen Spaß gemacht, neue Räume hinzuzufügen. Besonders gefällt mir der von Ihnen entworfene Gang, wo es schneit und man die Fußabdrücke der anderen Besucher sieht.«

»Als lasterhaft hatte ich das noch gar nicht gesehen«, sagt Marco. »Mit diesem Gedanken im Hinterkopf freue ich mich schon auf meinen nächsten Besuch. Aber eigentlich dachte ich, Ihr Vater sei nicht mehr in der Lage, solche Angelegenheiten zu kommentieren.«

»Er ist nicht tot«, sagt Celia und dreht sich wieder zur Decke. »Es ist schwer zu erklären.«

Marco drängt sie nicht, es doch wenigstens zu versuchen, sondern wendet sich wieder dem Thema Zirkus zu.

»Welches ist Ihr Lieblingszelt?«

»Der Eisgarten«, sagt Celia, ohne auch nur zu überlegen.

»Und warum?«

»Wegen der Wirkung, die er ausübt. Es ist, als wandelte man in einem Traum. Als wäre man ganz woanders und

nicht nur in einem anderen Zelt. Vielleicht mag ich auch einfach Schnee. Wie sind Sie darauf gekommen?«

Marco muss eine Weile überlegen, denn nach dem Ursprung seiner Ideen wurde er bisher noch nie gefragt.

»Ich dachte, ein Wintergarten könnte ganz interessant sein, aber dazu musste ich natürlich auf Farben verzichten«, sagt er. »Ich habe viele Möglichkeiten erwogen, bevor ich beschloss, alles aus Eis zu machen. Es freut mich, dass Sie ihn wie einen Traum empfinden, denn daraus ist die Idee eigentlich entstanden.«

»Genau darum habe ich auch den Wunschbaum gemacht«, sagt Celia. »Ich dachte mir, ein mit Lichtern bestückter Baum wäre ein schöner Gegensatz zu Eisbäumen.«

Marco versucht sich an seine erste Reaktion auf den Wunschbaum zu erinnern. Eine Mischung aus Verärgerung und Staunen und Bedauern, die er jetzt nicht mehr so empfindet. Er war sogar unsicher, ob er eine eigene Kerze anzünden, einen eigenen Wunsch hegen dürfe oder ob er damit gegen die Regeln verstoßen würde.

»Gehen alle Wünsche in Erfüllung?«, fragt Marco.

»Ich weiß nicht«, erwidert Celia. »Ich konnte es nicht bei allen nachverfolgen, die sich etwas gewünscht haben. Gehören Sie auch dazu?«

»Vielleicht.«

»Ist Ihr Wunsch in Erfüllung gegangen?«

»Ich bin mir noch nicht ganz sicher.«

»Sie müssen mir Bescheid geben«, sagt Celia. »Ich hoffe, er geht in Erfüllung. Ich glaube nämlich fast, ich habe den Wunschbaum für Sie gemacht.«

»Damals wussten Sie noch gar nicht, wer ich bin«, sagt Marco, dreht sich zu ihr und sieht sie an. Sie betrachtet wei-

ter den Lüster, aber ihr verführerisches, geheimnisvolles Lächeln ist wieder zurückgekehrt.

»Ihren Namen wusste ich nicht, aber ich hatte einen Eindruck von meinem Gegner, denn ich war ja von Dingen umgeben, die Sie gemacht haben. Ich dachte mir, er könnte Ihnen gefallen.«

»Er gefällt mir auch«, sagt Marco.

Ein angenehmes Schweigen senkt sich über sie. Marco würde sie nur zu gern berühren, aber er widersteht der Versuchung aus Angst, er könnte die zarte Freundschaft zerstören, die gerade entsteht. Stattdessen betrachtet er verstohlen das Licht auf ihrer Haut und ertappt sie mehrmals, wie sie ihrerseits zu ihm hinsieht. Wenn ihre Blicke sich treffen, verschlägt es ihnen den Atem.

»Wie gelingt es Ihnen, sie vor dem Altern zu bewahren?«, fragt Celia nach einer Weile.

»Ich gehe äußerst vorsichtig vor«, antwortet Marco. »Und sie altern sehr wohl, wenngleich extrem langsam. Und wie transportieren Sie den Zirkus?«

»Auf einem Zug.«

»Einem Zug?«, fragt Marco ungläubig. »Der ganze Zirkus auf einem einzigen Zug?«

»Es ist ein großer Zug«, sagt Celia. »Und ein magischer«, fügt sie hinzu, und Marco muss lachen.

»Ich gebe zu, Miss Bowen, Sie übertreffen meine Erwartungen.«

»Ich versichere Ihnen, dieses Gefühl beruht auf Gegenseitigkeit.«

Marco steht auf und steigt wieder auf das Sims neben der Tür.

Celia streckt ihm eine Hand entgegen, und er nimmt sie und hilft ihr hoch. Es ist das erste Mal, dass er ihre bloße Haut berührt.

Die Reaktion in der Luft folgt sofort. Eine plötzliche Energie flirrt durch den Raum, klar und hell. Der Lüster beginnt zu zittern.

Marco spürt ein intensives, inniges Prickeln auf der Haut, das sich von dort, wo seine Hand die ihre berührt, weiter ausdehnt und vertieft.

Nachdem sie ihr Gleichgewicht gefunden hat, entzieht Celia ihm ihre Hand, tritt zurück und lehnt sich an die Wand. Sobald sie ihn loslässt, wird das Gefühl schwächer.

»Tut mir leid«, sagt sie leise und sichtlich außer Atem.
»Sie haben mich überrumpelt.«

»Ich bitte um Entschuldigung«, erwidert Marco, der sie kaum versteht, so sehr dröhnt ihm sein Herzschlag in den Ohren. »Obwohl ich eigentlich nicht weiß, was passiert ist.«

»Auf Energie reagiere ich besonders empfindlich«, sagt Celia. »Leute, die Dinge wie Sie und ich tun, verströmen eine sehr greifbare Art von Energie, und an ... an Ihre bin ich noch nicht gewöhnt.«

»Ich hoffe nur, das Gefühl war für Sie ebenso angenehm wie für mich.«

Celia gibt keine Antwort. Und Marco, der am liebsten wieder ihre Hand ergreifen würde, öffnet stattdessen die Tür und führt sie auf der Wendeltreppe zurück nach oben.

*

Auf dem Weg durch den mond hellen Ballsaal hallen ihre Schritte im Gleichklang wider.

»Wie geht es Chandresh?«, fragt Celia – um das Schweigen zu füllen und sich von ihren noch immer zitternden Händen abzulenken – in Anknüpfung an das umgekippte Weinglas beim Abendessen.

»Mal so, mal so«, antwortet Marco seufzend. »Seit der Eröffnung des Zirkus ist er zunehmend unkonzentriert. Ich ... ich tue mein Möglichstes, um ihn stabil zu halten, aber ich fürchte, es wirkt sich negativ auf sein Gedächtnis aus. Ich wollte das nicht, aber nach dem Ableben von Miss Burgess hielt ich es für die klügste Vorgehensweise.«

»Sie war in der merkwürdigen Situation, in alles eingebunden zu sein, außer in den Zirkus selbst«, sagt Celia. »Das ist alles andere als einfach. Sie können Chandresh zumindest beobachten.«

»Das ist richtig«, erwidert Marco. »Ich wünschte mir wirklich, es gäbe eine Möglichkeit, die Beteiligten außerhalb des Zirkus genauso zu beschützen wie die in ihm durch das Feuer.«

»Das Feuer?«, fragt Celia.

»Es dient mehreren Zwecken. In erster Linie ist es meine Verbindung zum Zirkus, aber es funktioniert auch als eine Art Absicherung. Ich hatte allerdings nicht daran gedacht, dass die außerhalb des Zauns davon ausgeschlossen sind.«

»An Schutzmaßnahmen hatte ich nie gedacht«, sagt Celia. »Ich glaube, am Anfang war mir gar nicht klar, wie viele andere Menschen in unsere Prüfung miteinbezogen sind.« Sie bleibt mitten im Ballsaal stehen.

Marco hält ebenfalls inne, sagt aber nichts, sondern wartet, dass sie fortfährt.

»Es war nicht Ihre Schuld«, sagt Celia leise. »Das, was Tara zugestoßen ist. Die Umstände wären dieselben geblieben, egal, was Sie oder ich getan hätten. Man kann nieman-

dem seinen freien Willen nehmen, das war eine meiner ersten Lektionen.«

Marco nickt und tritt einen Schritt näher zu ihr heran. Dann nimmt er ihre Hand und streicht ihr langsam über die Finger.

Das Gefühl ist so stark wie bei der ersten Berührung, und doch ist etwas anders. Die Luft verändert sich, aber die Lüster über ihnen bleiben reglos und still.

»Was machen Sie da?«, fragt Celia.

»Sie haben etwas von Energie erwähnt«, antwortet Marco. »Ich fokussiere Ihre mit meiner, damit Sie die Lüster nicht zerbrechen.«

»Wenn ich etwas zerbreche, könnte ich es wahrscheinlich wieder heil machen«, sagt Celia, entzieht ihm aber nicht ihre Hand.

Ohne die Sorge um ihre mögliche Wirkung auf die Umgebung kann sie das Gefühl entspannt genießen und muss sich nicht dagegen wehren. Es ist herrlich. In vielen seiner Zelte erging es ihr ähnlich: Die freudige Erregung, von etwas Wundersamem und Phantastischem umgeben zu sein, ist jetzt nur verstärkt und direkt auf sie gerichtet. Sie spürt seine Nähe am ganzen Körper, obwohl er nur ihre Finger umschlingt. Als sie aufblickt, ist sie erneut fasziniert vom einzigartigen Grünlichgrau seiner Augen.

Schweigend stehen sie da und sehen einander an, es kommt ihnen vor, als wären es Stunden.

Als die Uhr in der Eingangshalle schlägt, zuckt Celia erschrocken zusammen. Sie lässt Marcos Hand los und möchte am liebsten sofort wieder danach greifen, entscheidet sich aber dagegen, denn der Abend war reich genug an überwältigenden Empfindungen.

»Sie verstecken sie sehr gut«, sagt Celia. »In jedem Ihrer Zelte spüre ich dieselbe Energie, aber bei Ihnen ist sie völlig verdeckt.«

»Irreführung ist eine meiner Stärken«, entgegnet Marco.

»Jetzt, da ich ein Auge auf Sie habe, wird das nicht mehr so einfach sein.«

»Ich mag es, wenn Sie ein Auge auf mich haben«, sagt er. »Und danke. Dafür, dass Sie geblieben sind.«

»Ich verzeihe Ihnen, dass Sie meinen Schal gestohlen haben.«

Er lacht, worauf sie schmunzelt.

Und dann verschwindet sie mit einem simplen Trick. Obwohl sie viel lieber noch bleiben würde, lenkt sie ihn kurz ab, um durch die Eingangshalle nach draußen zu entweichen.

*

Im Spielzimmer findet Marco ihren Schal, er liegt noch immer über seinem Jackett.

TEIL III

ÜBERSCHNEIDUNGEN

Ich würde herzlich gern die Reaktionen und Beobachtungen von jedem Einzelnen lesen, der durch das Tor des Cirque des Rêves tritt, möchte wissen, was er sieht und hört und fühlt. Ich möchte sehen, ob sich seine Erfahrung mit meiner deckt oder von ihr abweicht. Zu meinem Glück habe ich Briefe mit solchen Informationen erhalten und ließen mir viele *rêveurs* Auszüge aus ihren Tagebüchern oder auf Papierfetzen festgehaltene Gedanken zukommen.

Wir fügen dem Zirkus unsere eigenen Geschichten hinzu. Jeder Besucher, mit jedem Besuch, an jedem Abend. Vermutlich wird es nie an Erzählstoff mangeln, an Geschichten, die wir anderen weitergeben.

– *Friedrick Thiessen*, 1895



DIE LIEBENDEN



Zwei Gestalten stehen vollkommen reglos auf einem Sockel inmitten der Menschenmenge, so hoch oben, dass sie von allen Seiten deutlich zu sehen sind.

Die Frau trägt ein Kleid, das ein Hochzeitskleid für eine Ballerina sein könnte, weiß, duftig und mit schwarzen Bändern besetzt, die in der Nachtluft flattern. Ihre Beine stecken in gestreiften Strümpfen, ihre Füße in hohen schwarzen Stiefeletten. Ihr dunkles Haar ist lose hochgesteckt und mit weißen Federn geschmückt.

Ihr Gefährte ist ein gutaussehender Mann, etwas größer als sie, in einem tadellos sitzenden schwarzen Nadelstreifenanzug. Sein Hemd ist strahlend weiß, die Krawatte schwarz und perfekt gebunden. Auf seinem Kopf sitzt ein schwarzer Bowlerhut.

Sie stehen engumschlungen da, ohne sich zu berühren,

die Köpfe einander zugeneigt. Ihre Lippen sind im Augenblick vor (oder nach) dem Kuss erstarrt.

Du betrachtetest sie eine Weile, doch sie bewegen sich nicht. Weder Fingerspitzen noch Augenwimpern.

Nichts weist darauf hin, dass sie auch nur atmen.

»Sie können nicht echt sein«, sagt jemand in der Nähe.

Viele Besucher sehen sie nur kurz an und gehen dann weiter, doch je länger du sie beobachtetest, umso deutlicher erkennst du minimale Veränderungen in der Biegung einer Hand, die neben einem Arm schwebt, im Winkel eines perfekt ausbalancierten Beins. Jeder bewegt sich auf den anderen zu.

Aber sie berühren sich nicht.

Dreizehn

LONDON, FREITAG, 13. OKTOBER 1899

Die große Geburtstagsfeier für den Cirque des Rêves findet nicht nach zehn Jahren statt, wie man es üblicherweise hätte erwarten können, sondern dreizehn Jahre nach der Eröffnung des Zirkus. Einige behaupten, das liege daran, dass der zehnte Geburtstag unbemerkt verstrichen war und alle erst hinterher auf den Gedanken kamen, dass es etwas zu feiern gegeben hätte.

Der Empfang wird am Freitag, dem 13. Oktober 1899 in Chandresh Christophe Lefèvres Haus abgehalten. Die Gästeliste ist exklusiv, nur Zirkusmitglieder und einige ausgewählte Gäste sind zugegen. Natürlich wird die Feier nicht öffentlich angekündigt, und ob sie etwas mit dem Zirkus zu tun hat, ist zwar Gegenstand einiger Spekulationen, aber nicht verbürgt. Außerdem würde niemand ernsthaft den schwarzweißen Zirkus mit einem so farbenfrohen Ereignis in Verbindung bringen.

Es ist ein wahres Farbenmeer: Haus und Gäste präsentieren sich in allen Schattierungen des Regenbogens. Die Lampen sind besonders geschmückt, in einem Zimmer leuchten sie grün und blau, im nächsten rot und orange. Auf den Tischen im Speisezimmer liegen lebhaft gemusterte Tücher. Die Hauptattraktion jedoch sind die aufwendigen Blumenarrangements mit ausschließlich hellen Blüten. Die Musiker, die eigenartige, aber tanzbare Stücke im Ballsaal spielen, tragen Anzüge aus rotem Samt. Selbst die Champagnerflöten sind nicht durchsichtig, sondern aus dunklem

Kobaltblau, und das Personal trägt Grün statt Schwarz. Chandresh selbst gibt sich in einem knallvioletten Anzug und einer Weste mit goldfarbenem Paisleymuster die Ehre, und während des gesamten Abends raucht er speziell gedrehte Zigarren, die passend violetten Rauch verströmen.

Im vergoldeten Schoß der Statue mit dem Elefantenkopf im Foyer prangen Rosen in allen erdenklichen Farbnuancen von natürlich bis unvorstellbar, und immer wenn jemand vorbeigeht, regnet es Blütenblätter.

An der Bar werden Cocktails in merkwürdig geformten und getönten Gläsern serviert. Es gibt rubinroten Wein und trüb-grünen Absinth. Tapisserien aus leuchtenden Seidenstoffen hängen an den Wänden und sind über alle Möbel drapiert. Die Kerzen in den Wandleuchtern aus Buntglas werfen tanzende Lichter über die Feier und ihre Besucher.

Poppet und Widget sind so alt wie der Zirkus und damit die jüngsten Gäste. Ihr rotes Haar leuchtet in voller Pracht, und sie tragen aufeinander abgestimmte Kleidung im warmen Blau eines Dämmerlichthimmels mit rosa und gelben Bordüren. Zum Geburtstag schenkt Chandresh ihnen zwei flauschige orangefarbene Kätzchen mit blauen Augen und gestreiften Halsbändern. Poppet und Widget sind hingerissen und nennen sie spontan Bootes und Pavo. Später wissen sie allerdings nicht mehr, welches der beiden gleich aussehenden Kätzchen welches ist, und wenden sich darum meistens an beide.

Mit Ausnahme der verstorbenen Tara Burgess sind alle ursprünglichen Zirkusmitstreiter anwesend. Lainie Burgess kommt in einem fließenden kanariengelben Kleid, begleitet von Mr Ethan Barris im dunkelblauen Anzug – so ziemlich das Äußerste an Farbe, wozu er sich aufraffen kann –,

wenngleich er heute sogar noch eine mittelblaue Krawatte trägt und in seinem Revers eine gelbe Rose steckt.

Mr A. H— erscheint wie gewohnt in Grau.

Mme. Padva, die von Chandresh erst zum Kommen gedrängt werden musste, strahlt in einem Kleid aus Goldseide mit zart durchbrochener roter Stickerei und trägt purpurne Federn in ihrem weißen Haar. Sie verbringt fast den ganzen Abend in einem Sessel am Kamin und beobachtet das Geschehen um sie herum, statt unmittelbar daran teilzunehmen.

Herr Friedrich Thiessen ist auf besondere Einladung da und unter der Bedingung, dass er nicht ein einziges Wort über die Zusammenkunft veröffentlicht oder sie jemandem gegenüber erwähnt. Er verspricht das gern und erscheint vorwiegend rot gekleidet mit einem Tupfer Schwarz, eine Umkehrung seiner gewohnten Aufmachung.

Er verbringt den Großteil des Abends in der Gesellschaft von Celia Bowen, deren raffiniertes Kleid ständig die Farbe wechselt und passend zu dem, der jeweils neben ihr steht, die ganze Palette des Regenbogens durchläuft.

Außer den Musikern sind keine anderen Künstler anwesend, denn es ist nicht einfach, eine Gesellschaft zu unterhalten, die vorwiegend aus Zirkusmitgliedern besteht. Man trifft sich, man plaudert – so vergeht ein Großteil des Abends.

Beim Dinner, das um Punkt Mitternacht beginnt, ist jeder Gang in Schwarzweiß gehalten, doch sobald das Essen von einer Gabel oder einem Löffel zerteilt wird, strotzt es vor Farbe und verströmt die unglaublichsten Aromen. Manche Gerichte werden nicht auf Tellern, sondern auf kleinen Spiegeln serviert.

Poppet und Widget stecken den orangefarbenen Kätzchen zu ihren Füßen heimlich kleine Happen zu, während sie aufmerksam Mme. Padvas Ballettgeschichten lauschen. Als ihre Mutter mahnt, dass der Inhalt besagter Geschichten für zwei gerade mal Dreizehnjährige nicht unbedingt geeignet sei, fährt Mme. Padva unbeeindruckt fort und überspringt nur die schlüpfrigsten Einzelheiten, wie Widget unschwer aus dem Funkeln ihrer Augen ablesen kann.

Zum Nachtsch gibt es eine gewaltige Schichttorte in Form von Zirkuszelten mit gestreifter Glasur, die Füllung besteht aus einer knalligen Himbeercreme. Außerdem gibt es kleine Schokoladenleoparden und Erdbeeren mit schwarzer und weißer Kuvertüre in verschlungenen Mustern.

Als der Nachtsch abgeräumt ist, hält Chandresh eine langatmige Rede. Er dankt allen Gästen für dreizehn phantastische Jahre, für den wunderbaren Zirkus, der vor gut einem Jahrzehnt nicht mehr als eine Idee gewesen war. Dann verbreitet er sich eine Weile über Träume und Familie und das Streben nach Einzigartigkeit in einer gleichförmigen Welt. Manches ist tiefgründig, hin und wieder schweift er ab und redet Unsinn, doch fast alle Anwesenden sehen in seiner Rede eine nette Geste. Hinterher nutzen viele die Gelegenheit und danken ihm persönlich für die Feier und den Zirkus. Einige fühlen sich bemüßigt, seine Äußerungen zu kommentieren.

Außer natürlich seine Bemerkung darüber, dass bis auf die Murray-Zwillinge niemand zu altern scheint, worauf ein peinliches Schweigen folgte, das nur durch Mr Barris' Husten unterbrochen wurde. Keiner wagt dies zu erwähnen, und die meisten wirken erleichtert, dass Chandresh selbst sich eine Stunde später kaum noch an seine Rede erinnert.

Nach dem Essen wird zum Tanz gebeten. Die Wände und Fenster im Ballsaal sind mit farbenfrohen, goldverzierten Bahnen aus Seide verkleidet, die im Kerzenlicht schimmern.

Mr A. H— hält sich unauffällig am Rand und spricht mit nur wenigen Gästen, darunter Mr Barris, der ihm Herrn Thiessen vorstellt. Die drei Männer führen eine kurze, aber fesselnde Unterhaltung über Uhren und das Wesen der Zeit, bis Mr A. H— sich höflich entschuldigt und wieder mit dem Hintergrund verschmilzt.

Er meidet den Ballsaal und tanzt nur einmal einen Walzer, zu dem Tsukiko ihn zwingt. Sie trägt ein rosafarbenes Kleid im Kimonostil, hat die Haare zu einem raffinierten Knoten hochgesteckt und die Augen in einem auffallenden Rot umrandet.

Die Anmut der beiden Tanzenden verschlägt allen anderen Paaren den Atem.

Isobel, in klares Himmelblau gekleidet, versucht vergeblich, Marcos Aufmerksamkeit zu erregen. Er geht ihr ständig aus dem Weg und ist nur schwer in der Menge zu erkennen, da er wie der Rest des Personals gekleidet ist. Nach mehreren Gläsern Champagner kann Tsukiko sie schließlich dazu überreden, ihre Bemühungen aufzugeben, und zieht sie zur Ablenkung hinaus in den tiefer liegenden Garten.

Marcos Aufmerksamkeit gehört einzig und allein Celia, wenn er nicht gerade von Chandresh herumkommandiert wird oder bei Mme. Padva ist, die ihm eins mit dem Stock versetzt, wenn er sie zum x-ten Mal fragt, ob sie seine Hilfe brauche.

»Ich bin am Boden zerstört, dass ich nicht mit dir tanzen kann«, flüstert Marco ihr zu, als sie im Ballsaal an ihm vor-

beigeht und das Dunkelgrün seines Anzugs sich wie Moos auf ihrem Kleid ausbreitet.

»Dann bist du zu leicht zerstörbar«, murmelt Celia leise und zwinkert ihm zu; im selben Moment kommt Chandresh herbei und bietet ihr seinen Arm, worauf ihr Kleid von Moosgrün zu einem tiefen Pflaumenblau mit glitzerndem Gold wechselt.

Chandresh, der sich nicht entsinnen kann, ob die beiden sich schon kennen, stellt Celia Mr A. H— vor. Celia behauptet, sie kennten sich nicht, obwohl sie sich an den Herrn erinnert, der ihr jetzt höflich die Hand gibt und genauso aussieht wie damals, als sie sechs war. Nur sein Anzug ist anders und der aktuellen Mode angepasst.

Mehrere Leute bedrängen Celia, sie möge etwas vorführen. Anfangs weigert sie sich, aber später am Abend gibt sie nach. Sie zieht die verwirrte Tsukiko in die Mitte der Tanzfläche und lässt sie trotz der Menge um sie herum von einem Augenblick zum anderen verschwinden. Eben noch standen da zwei Frauen in rosaroten Kleidern, und im nächsten Moment ist Celia allein.

Sekunden später dringen Schreie aus der Bibliothek, wo Tsukiko in dem Sarkophag wieder auftaucht, der mit Laternen geschmückt in einer Ecke steht. Tsukiko nimmt einem verdutzten Kellner ein Glas Champagner ab, schenkt ihm ein gütiges Lächeln und kehrt in den Ballsaal zurück.

Im Vorbeigehen sieht sie Poppet, die den orangefarbenen Kätzchen gerade beibringt, auf ihre Schulter zu klettern, während Widget ein Buch nach dem anderen aus den Regalen der gutbestückten Bibliothek holt. Irgendwann schleppt Poppet ihn gewaltsam aus dem Zimmer, damit er nicht die ganze Party lesend verbringt.

Die Gäste schlendern in bunten Grüppchen aus dem Ballsaal durch die Gänge und die Bibliothek, ein regenbogenfarbener Reigen, untermalt von Lachen und Geplauder. Die Stimmung bleibt bis in die frühen Morgenstunden ausgelassen und fröhlich.

Als Celia allein durch die Vorhalle geht, packt Marco sie an der Hand und zieht sie in eine dunkle Nische hinter der hohen goldenen Statue. Der plötzliche Luftzug lässt die Rosenblätter wild durcheinanderwirbeln.

»Das bin ich noch nicht so recht gewohnt«, sagt Celia. Sie löst ihre Hand aus seiner, ohne zurückzuweichen, allerdings ist auch nicht viel Platz zwischen Wand und Statue. Ihr Kleid nimmt abermals ein sattes, tiefes Grün an.

»Du siehst genauso aus wie damals, als ich dir zum ersten Mal begegnet bin«, sagt Marco.

»Trägst du diese Farbe absichtlich?«, fragt Celia.

»Nur ein glücklicher Zufall. Chandresh wollte das gesamte Personal in Grün sehen. Und ich konnte nicht ahnen, wie raffiniert dein Kleid sein würde.«

Celia zuckt die Schultern. »Ich wusste nicht, was ich anziehen soll.«

»Du bist schön«, sagt Marco.

»Danke«, erwidert Celia, ohne ihn anzusehen. »Du bist zu attraktiv. Dein richtiges Gesicht ist mir lieber.«

Sein Gesicht wird zu dem, an das sie sich in allen Einzelheiten erinnert – von dem Abend, den sie vor drei Jahren in denselben Räumen unter sehr viel intimeren Umständen verbracht haben. Seitdem gab es kaum noch Gelegenheit für mehr als viel zu kurze gestohlene Augenblicke.

»Ist das nicht ein bisschen zu riskant in dieser Gesellschaft?«, fragt Celia.

»Ich tu das nur für dich«, sagt Marco. »Die anderen sehen mich so wie immer.«

Sie betrachten einander stumm. Hinter der Statue gehen ein paar Gäste durch die Eingangshalle. Ihr lautes Gelächter erfüllt den Raum, aber sie sind weit genug entfernt, dass sie unentdeckt bleiben und Celias Kleid seine moosgrüne Farbe behält.

Marco streicht Celia eine Strähne hinters Ohr, dann fährt er ihr mit den Fingerspitzen über die Wange. Celias Lider zucken ein wenig, als sie sich schließen, und die Rosenblätter zu ihren Füßen beginnen sich zu rühren.

»Du hast mir gefehlt«, flüstert er leise.

Es knistert zwischen ihnen, als er sich vorbeugt und seine Lippen sanft über ihren Hals streifen.

Im Zimmer nebenan klagen die Gäste über die plötzlich gestiegene Temperatur. Fächer werden aus bunten Handtaschen gezogen, sie flattern wie tropische Vögel.

Im Schatten der Statue mit dem Elefantenkopf löst Celia sich unvermittelt von Marco. Der Grund dafür wird erst ersichtlich, als graue Schlieren ihr grünes Kleid durchziehen.

»Hallo, Alexander«, sagt sie und nickt dem Mann zu, der lautlos hinter ihnen erschienen ist, ohne auch nur ein Rosenblatt am Boden aufzustören.

Der Mann im grauen Anzug begrüßt sie mit einem höflichen Nicken. »Miss Bowen, dürfte ich Ihren Gefährten kurz unter vier Augen sprechen?«

»Natürlich«, sagt Celia und geht, ohne Marco anzusehen. Als sie durch die Eingangshalle zu den Murray-Zwillingen eilt, die ihre Kätzchen mit silberglänzenden Kaffeelöffeln locken, wechselt ihr Kleid von Morgendämmerungsgrau zu Sonnenuntergangsviolett.

»Ich kann nicht behaupten, dass ich dieses Verhalten angemessen finde«, sagt der Mann im grauen Anzug zu Marco.

»Sie kennen sie«, sagt Marco leise, den Blick noch immer auf Celia gerichtet, deren Kleid scharlachrot anläuft, als Herr Thiessen ihr am Eingang zum Ballsaal ein Glas Champagner anbietet.

»Ich bin ihr ein Mal begegnet. Von Kennen kann wirklich keine Rede sein.«

»Sie wussten genau, wer sie war, noch bevor das Ganze hier anfang, und sind nie auf den Gedanken gekommen, es mir zu sagen?«

»Ich dachte, das sei nicht nötig.«

Eine Gästegruppe kommt vom Speisezimmer in die Eingangshalle und bringt die Rosenblätter erneut zum Wirbeln. Marco begleitet den Mann im grauen Anzug durch die Bibliothek, schiebt die Buntglastafel beiseite und tritt in das leere Spelezimmer, um die Unterhaltung dort fortzusetzen.

»Dreizehn Jahre höre ich kaum ein Wort, und jetzt möchten Sie mit mir reden?«, sagt Marco.

»Meinerseits gibt es nichts Spezielles zu besprechen. Ich wollte nur deine ... Unterhaltung mit Miss Bowen beenden.«

»Sie kennt Ihren Namen.«

»Sie hat wirklich ein sehr gutes Gedächtnis. Worüber möchtest du denn nun mit mir sprechen?«

»Ich würde gern wissen, ob ich meine Sache gut mache«, sagt Marco mit leiser, kalter Stimme.

»Du hast Fortschritte gemacht«, sagt sein Lehrmeister. »Deine Stellung hier ist gefestigt, du hast eine günstige Ausgangsposition, von der aus du arbeiten kannst.«

»Und trotzdem darf ich nicht ich selber sein. Sie bringen mir alles Mögliche bei, und dann stellen Sie mich hier ab, und ich muss mich als jemand ausgeben, der ich gar nicht bin. Sie dagegen steht im Mittelpunkt und darf das tun, was ihr liegt.«

»Aber niemand in diesem Haus nimmt ihr das ab. Alle glauben, sie täuscht nur etwas vor. Sie durchschauen sie genauso wenig wie dich, sie ist nur wahrnehmbarer. Es geht nicht darum, etwas vor Publikum zu tun. Das ist der Punkt, auf den es mir ankommt. Du kannst dasselbe tun wie sie, ohne es als großartiges Spektakel zu verkaufen. Du kannst einigermaßen anonym bleiben und ihren Leistungen gleichkommen. Ich schlage vor, du hältst dich von ihr fern und konzentrierst dich auf deine Arbeit.«

»Ich liebe sie.«

Marco hat bisher noch nie etwas gesagt oder getan, was dem Mann im grauen Anzug eine Reaktion entlockt hätte, selbst damals nicht, als er während des Unterrichts versehentlich einen Tisch in Brand gesetzt hatte. Jetzt aber wird das Gesicht des Mannes unverkennbar traurig.

»Es tut mir leid, das zu hören«, sagt er. »Das wird die Prüfung sehr erschweren.«

»Wir spielen das jetzt schon über zehn Jahre, wann hört es denn auf?«

»Es hört auf, wenn es einen Sieger gibt.«

»Und wie lange dauert das?«

»Schwer zu sagen. Die letzte Herausforderung zog sich über siebenunddreißig Jahre hin.«

»Wir können den Zirkus nicht siebenunddreißig Jahre am Laufen halten.«

»Dann ist deine Wartezeit eben nicht mehr so lang. Du warst ein guter Schüler, du bist ein guter Konkurrent.«

»Woher wollen Sie das wissen?«, fragt Marco gereizt. »Sie haben es jahrelang nicht für angebracht gehalten, mit mir zu sprechen. Ich habe nichts für Sie getan. Was ich getan habe, jede Veränderung, die ich in diesem Zirkus vorgenommen habe, jeder übermenschliche Kraftakt und jede verblüffende Attraktion, habe ich allein für Celia getan.«

»Deine Motive haben keinen Einfluss auf das Spiel.«

»Ich habe es satt, Ihr Spiel zu spielen«, sagt Marco. »Ich steige aus.«

»Du kannst nicht aussteigen«, erwidert sein Lehrmeister. »Du bist daran gebunden. An sie. Die Prüfung wird weitergehen. Einer von euch wird verlieren. Du hast keine Wahl in dieser Angelegenheit.«

Marco nimmt eine Kugel vom Billardtisch und wirft sie nach dem Mann im grauen Anzug. Er weicht ihr mühelos aus, und sie landet krachend in dem Sonnenuntergang aus Buntglas.

Wortlos kehrt Marco seinem Lehrmeister den Rücken zu, geht durchs Zimmer und zur Tür hinaus. In der Eingangshalle kommt er an Isobel vorbei, die das ganze Gespräch mitgehört hat, aber er bemerkt sie nicht. Er marschiert direkt in den Ballsaal und bahnt sich den Weg in die Mitte der Tanzfläche, wo er Celia am Arm packt und Herrn Thiessen entreibt.

Marco zieht sie in einer smaragdgrünen Umarmung so dicht an sich, dass man nicht mehr erkennt, wo sein Anzug endet und ihr Kleid beginnt.

Für Celia gibt es plötzlich nur noch ihn im Raum, als er sie in den Armen hält.

Doch bevor sie ihrer Überraschung Ausdruck verleihen kann, presst er seine Lippen auf ihre, und sie versinkt in stummer Wonne.

Marco küsst sie, als wären sie die beiden einzigen Menschen auf der Welt.

Die Luft umwirbelt sie in einem Sturmwind, bauscht die Vorhänge und weht die Glastüren zum Garten auf.

Alle Augen im überfüllten Ballsaal sind auf sie gerichtet. Und dann lässt er sie los und entfernt sich.

Kaum ist er fort, haben fast alle den Vorfall wieder vergessen. Stattdessen herrscht eine vorübergehende Verwirrung, die der Hitze oder dem exzessiven Champagnergenuss zugeschrieben wird.

Herr Thiessen kann sich nicht entsinnen, warum Celia plötzlich aufgehört hat zu tanzen, oder wann ihr Kleid dunkelgrün geworden ist.

»Stimmt etwas nicht?«, fragt er, als er merkt, dass sie zittert.

*

Mr A. H— stürmt durch die Eingangshalle und schafft es gerade noch, Poppet und Widget auszuweichen, die auf dem Boden fläzen und Bootes und Pavo beibringen, sich auf den Hinterbeinen im Kreis zu drehen.

Widget reicht Bootes (oder Pavo) an Poppet weiter und geht dem Mann im grauen Anzug hinterher. Er beobachtet, wie er seinen grauen Zylinder und silberfarbenen Stock vom Butler entgegennimmt und nach draußen eilt. Widget presst die Nase an das nächste Fenster und sieht ihn aus dem Lichtkegel der Straßenlaternen in der Dunkelheit verschwinden.

Poppet tritt mit den zufrieden schnurrenden Kätzchen auf den Schultern zu ihm. Chandresh bahnt sich, ihr dicht auf den Fersen, einen Weg durch die Menge im Flur.

»Was ist los?«, fragt Poppet. »Was hast du?« Widget dreht sich vom Fenster weg.

»Der Mann hat keinen Schatten«, sagt er, während Chandresh sich über die Zwillinge beugt und durchs Fenster auf die leere Straße späht.

»Was hast du gesagt?«, fragt Chandresh, doch Poppet und Widget sind mit den orangefarbenen Kätzchen schon losgerannt und zwischen den kunterbunten Gästen verschwunden.

Gutenachtgeschichten

CONCORD, MASSACHUSETTS, OKTOBER 1902

Bailey verbringt fast den ganzen Abend mit Poppet und Widget und erforscht mit ihnen das Labyrinth. Ein verstörendes Gewusel aus Kammern, Fluren und irreführenden Türen. Zimmer, die sich drehen, oder solche mit leuchtendem Schachbrettmuster auf dem Boden. In einem Flur stapeln sich bis unter die Decke Koffer. In einem anderen schneit es.

»Wie kann das sein?«, fragt Bailey, an dessen Mantel schmelzende Schneeflocken haften.

Als Antwort wird er zu Widgets großem Vergnügen von Poppet mit einem Schneeball beworfen.

Während sie das Labyrinth durchqueren, erzählt Widget die Geschichte des Minotaurus so ausführlich, dass Bailey an jeder Ecke damit rechnet, auf das Ungeheuer zu treffen.

Sie erreichen einen Raum, der an einen großen eisernen Vogelkäfig erinnert, durch dessen Stäbe man aber nur Dun-

kelheit sehen kann. Die Falltür im Boden, durch die sie hineingekommen sind, fällt knallend zu und lässt sich nicht mehr öffnen. Einen anderen Ausgang scheint es nicht zu geben.

Widget unterbricht seine Erzählungen, und sie machen sich daran, die silbernen Käfigstäbe einzeln zu untersuchen, ohne jedoch auf verborgene Öffnungen oder raffiniert versteckte Scharniere zu stoßen. Poppet wird sichtlich unruhig.

Nachdem sie eine ganze Weile in dem Raum eingesperrt waren, findet Bailey unter der Vogelschaukel, die in der Mitte des Käfigs hängt, einen unter dem Sitz angebrachten Schlüssel. Als er ihn herumdreht, schnellt die Schaukel nach oben, und der obere Teil des Käfigs öffnet sich. Sie klettern hinaus und landen in einem düsteren, von einer weißen Sphinx bewachten Tempel.

In den Tempelwänden befindet sich ein ganzes Dutzend Türen, aber Poppet findet auf Anhieb eine, die zurück in den Zirkus führt.

Sie wirkt noch immer verängstigt, doch bevor Bailey sie fragen kann, was denn los sei, schaut Widget auf die Uhr und stellt fest, dass sie sich beeilen müssen, um pünktlich zu ihrer Vorstellung zu kommen. Sie verabreden sich für später, und die Zwillinge verschwinden in der Menge.

Bailey, der die Kätzchen in den vergangenen paar Nächten so oft gesehen hat, dass er ihre Nummern schon auswendig kennt, zieht es vor, die Wartezeit mit einem Erkundungsgang zu überbrücken.

Er wählt einen Weg ohne erkennbare Türen, einen Durchgang zwischen zwei Zelten, endlose Streifenbahnen, erhellt von flackernden Lichtern.

Bailey fällt eine unebene Stelle im schwarzweißen Muster der Planen auf; bei genauerem Hinsehen entdeckt er ei-

nen Schlitz in der Zeltwand. Eine Öffnung im Stoff, beide Ränder sind mit silbrigen Ösen gesäumt, und direkt über seinem Kopf hängt ein loses schwarzes Band, als müsste der Tunnel hier eigentlich geschlossen sein. Er fragt sich, ob jemand vom Zirkus wohl vergessen hat, die Planen zusammenzubinden.

Dann fällt ihm ein Schild ins Auge. Es hat die Größe einer Postkarte und baumelt an dem schwarzen Band wie eine Geschenkkarte an einem Päckchen. Das Schild hängt nur ein paar Fuß über dem Boden. Bailey nimmt es in die Hand und dreht es um. Auf der Bildseite sieht man eine schwarz-weiße Radierung, die ein Kind in einem gemütlichen Bett mit vielen Kissen und einer karierten Decke zeigt, aber nicht in einem Kinderzimmer, sondern unter dem freien Nachthimmel. Auf der anderen Seite steht in eleganter schwarzer Schrift auf weißem Hintergrund:

*Gutenachtgeschichten
Schlaf- und Wiegenesänge
Erinnerungs-Archiv*

*Bitte vorsichtig eintreten
und nach Belieben öffnen, was verschlossen ist.*

Bailey ist unsicher, ob das Schild zum Schlitz in der Zeltbahn gehört oder aus einem anderen Zelt stammt und irrtümlich hierhin gelangte. An den meisten Zelten hängen bemalte Holzschilder an gut sichtbaren Stellen, und die Eingänge sind deutlich gekennzeichnet oder markiert. Dieses aber scheint nicht dazu bestimmt, entdeckt zu werden. Andere Besucher laufen ins Gespräch vertieft an ihm vorbei, ohne zu bemerken, dass er das postkartengroße Schild mustert.

Zaghaft zieht Bailey die offenen Zeltklappen ein Stück auseinander und versucht zu erkennen, ob es sich um eine Zirkusattraktion und nicht etwa um den Hintereingang zu einem Artistenzelt oder irgendeinen Lagerraum handelt. Er sieht allerdings nur einige glitzernde Lichter und schemenhafte Schatten, die Möbel sein könnten. Noch immer verunsichert, öffnet er die Planen ganz und tritt mit der auf der Postkarte empfohlenen Vorsicht ein, was sich als klug erweist, denn er läuft direkt gegen einen Tisch, auf dem jede Menge Gläser, Flaschen und abgedeckte Schüsseln klirrend aneinanderstoßen. Er versucht möglichst still zu stehen und hofft, dass nichts umgefallen ist.

Es ist ein langer Raum von der Größe eines herrschaftlichen Speisezimmers, aber vielleicht wirkt er auch nur so aufgrund des Tisches, der sich über die gesamte Zeltlänge erstreckt und gerade noch ausreichend Platz lässt, ihn vorsichtig zu umrunden. Die Gläser und Flaschen darauf sehen alle verschieden aus. Einige sind gewöhnliche Einweckgläser mit Schraubverschluss, andere sind aus glasierter Keramik oder verziertem Milchglas. Auch Flaschen für Wein, Whisky und Parfüm sind darunter. Zuckerdosen mit silbernem Deckel und Gefäße, die aussehen wie Urnen. Sie stehen wild verstreut auf dem Tisch und haben offenbar keine besondere Ordnung oder Reihenfolge. An den Wänden stehen weitere Gläser und Flaschen, einige auf dem Boden, einige auf Kisten und auf hohen Holzregalen.

Das Einzige, was in diesem Raum mit dem Bild auf dem postkartengroßen Schild übereinstimmt, ist die Decke. Sie ist schwarz und mit winzigen Glitzerlichtern übersät. Von unten sieht sie fast so aus wie ein echter Nachthimmel.

Während Bailey den Tisch umrundet, überlegt er, was das alles mit einem Kind im Bett oder mit Gutenachtgeschichten zu tun haben soll.

Ihm fällt ein, dass es auf dem Schild um das Öffnen von Dingen ging, und er fragt sich, was wohl in all den Gläsern sein könnte. Die meisten durchsichtigen sehen leer aus. Als er ans andere Ende des Tisches kommt, nimmt er aufs Geratewohl ein kleines schwarz glänzendes Keramikgefäß, öffnet den mit einem runden Henkel versehenen Deckel und schaut hinein. Eine kleine Rauchwolke steigt daraus empor, doch ansonsten ist es leer. Als Bailey in das Gefäß späht, riecht er den Rauch eines prasselnden Feuers und einen Hauch von Schnee und Röstkastanien. Interessiert zieht er den Duft ein. Es riecht nach Glühwein und Zuckersachen, nach Pfefferminz und Pfeifenrauch. Nach frischen Tannenzweigen. Dem Wachsduft brennender Kerzen. Er kann den Schnee und die Aufregung, die Vorfreude und den süßen Geschmack gestreifter Zuckerstangen fast spüren. Es ist ein schwindelerregendes und wunderbares, aber auch befremdliches Gefühl. Schnell schließt er den Deckel wieder und stellt das Gefäß vorsichtig zurück auf den Tisch.

Fasziniert betrachtet er die anderen Gläser und Flaschen, zögert aber, ein weiteres Behältnis zu öffnen. Schließlich nimmt er eines der Einweckgläser aus Milchglas und dreht den silberfarbenen Metalldeckel auf. Dieses Glas ist nicht leer, sondern enthält ein Häufchen weißen Sand. Ein unverkennbarer Meeresgeruch steigt daraus empor, wie an einem Sommertag am Strand. Er hört das Rauschen der Brandung und das Kreischen einer Möwe. Auch etwas Rätselhaftes ist dabei, etwas Phantastisches. Die Flagge eines Piratenschiffs am Horizont, die Schwanzflosse einer Meerjungfrau, die

hinter einer Welle verschwindet. In der salzigen Seeluft liegt die Aussicht auf Abenteuer und erhebende Gefühle.

Bailey schraubt das Glas wieder zu; der Geruch und das Gefühl verflüchtigen sich, das Häufchen Sand ist wieder luftdicht eingeschlossen.

Als Nächstes nimmt er eine lange, dünne Flasche vom Regal an der Wand und überlegt, ob sie sich in irgendeiner Weise von den Gläsern und Flaschen auf dem Tisch unterscheidet und ob die seltsamen Behältnisse nicht doch einer verdeckten Ordnung folgen.

Die ausgewählte Flasche ist mit einem Korken verschlossen, den ein Silberdraht hält. Er entfernt ihn mit einiger Mühe und lässt den Korken vorsichtig knallen. Am Flaschengrund befindet sich etwas, aber er kann es nicht genau erkennen. Aus dem dünnen Hals steigt ein anregender, blumiger Duft. Ein Rosenstrauch in übertoller Blüte, der moosige Geruch von Blumenerde. Es ist, als würde er einen Gartenweg entlangspazieren. Er hört Bienen summen und Vögel in den Bäumen zwitschern. Als er tiefer einatmet, erkennt er neben den Rosen noch weitere Blumen: Krokusse, Lilien und Iris. Die Blätter der Bäume rascheln in der warmen Brise, und plötzlich hört er dicht neben sich Schritte. Er hat das deutliche Gefühl einer Katze an seinen Beinen, doch als er nach unten schaut, ist dort nur der Boden mit den Gläsern und Flaschen. Bailey steckt den Korken wieder in die Flasche und stellt sie zurück aufs Regal. Dann sucht er eine andere aus.

Ganz hinten auf einem Regalbrett steht eine kleine dickbauchige Flasche mit kurzem Hals und einem passenden gläsernen Stöpsel. Vorsichtig nimmt er sie herunter. Sie ist schwerer, als er vermutet hätte. Als er den Stöpsel entfernt, ist er zunächst verwundert, weil sich weder ein besonderer

Geruch noch eine Wirkung bemerkbar machen. Dann weht ihm der kühle Herbstwind den Duft von Karamell in die Nase. Außerdem riecht es nach Wolle und Schweiß, so dass er fast glaubt, er hätte einen dicken Wintermantel an und einen warmen Schal um den Hals. Ihm ist, als sähe er Menschen mit Masken. Der Geruch eines Feuers mischt sich mit dem Karamell. Und plötzlich sieht er vor sich eine Bewegung, etwas fährt herum. Etwas Graues. Ein stechender Schmerz in seiner Brust. Das Gefühl zu fallen. Ein Geräusch wie Windgeheul oder die Schreie eines Mädchens.

Bailey steckt den Stöpsel wieder auf die Flasche und stellt sie zurück ins Regal. Er möchte jedoch nicht mit diesem verstörenden Eindruck gehen und beschließt deshalb, noch ein anderes Behältnis auszuprobieren, bevor er sich wieder mit Poppet und Widget trifft.

Diesmal entscheidet er sich für eine der Schatullen aus glänzendem Holz, die auf dem Tisch stehen, mit schnörkeligen Ätzmustern im Deckel. Innen ist sie mit weißer Seide ausgekleidet. Ein weihrauchartiger Duft schlägt ihm entgegen, stark und würzig, und er spürt Rauch um seinen Kopf aufsteigen. Es ist heiß, trockene Wüstenluft mit sengender Sonne und pulverweichem Sand. Seine Wangen erröten von der Hitze und noch etwas anderem. Für ihn fühlt es sich an, als würden feinste Seidenbahnen über seine Haut geweht. Eine ihm unbekannte Melodie ertönt. Von einer Pfeife oder Flöte. Und Gelächter, ein schrilles Lachen, das sich harmonisch in den Klang der Musik einfügt. Auf der Zunge bekommt er einen würzig-süßen Geschmack. Er fühlt sich heiter und unbeschwert, spürt aber auch heimliche Spannung und Sinnlichkeit. Eine Hand legt sich ihm auf die Schulter, so dass er zusammenzuckt und den Deckel zurück auf die Schatulle fallen lässt.

Schlagartig ist das Gefühl vorbei. Bailey steht alleine im Zelt unter den funkelnden Sternen.

Das reicht jetzt, denkt er sich und kehrt mit vorsichtigen Schritten, um keine Gläser oder Flaschen umzustößen, zurück zum Schlitz in der Zeltwand.

Bei dem postkartengroßen Schild, das vom Band baumelt, bleibt er stehen und hängt es so, dass es besser zu sehen ist, ohne genau zu wissen, warum. Das Bild vom schlafenden Kind, das in seinem Bett unter dem Sternenhimmel liegt, zeigt jetzt nach außen, ob es aber gute oder schlechte Träume hat, ist schwer zu sagen.

Auf dem Rückweg zu Poppet und Widget fragt er sich, ob die beiden vielleicht auch auf dem großen Platz etwas essen möchten. Dann weht ihm der Geruch von Karamell in die Nase, und er merkt, dass er doch nicht besonders hungrig ist.

Bailey läuft die gewundenen Pfade entlang und denkt immer noch an die geheimnisvollen Flaschen. Als er um eine Ecke biegt, sieht er eine statuengleiche Gestalt auf einem Sockel, die aber anders ist als die schneebedeckte Frau von zuvor.

Diese Frau hat einen blassen, glänzenden Teint, und ihr langes schwarzes Haar ist mit Dutzenden von Silberfäden gebunden, die ihr über die Schultern fallen. Ihr weißes Kleid ist mit schwarzen filigranen Mustern bestickt, doch als Bailey näher herantritt, sieht er, dass die schwarzen Linien in Wahrheit auf den Stoff geschriebene Worte sind. Als er nah genug ist, um sie zu entziffern, wird ihm klar, dass es sich um handschriftliche Liebesbriefe handelt. Worte voller Sehnsucht und Verlangen schlingen sich um ihre Taille und fließen die Kleidschöbe hinab bis zum Sockel.

Die Statue steht still wie eine Salzsäule, doch sie hat eine Hand ausgestreckt, und erst jetzt fällt Bailey die junge Frau mit rotem Schal auf, die der mit Liebesworten bedeckten Gestalt eine purpurrote Rose hinhält.

Kaum merklich, mit einer sehr langsamen Bewegung, greift die Statue nach der Rose. Ihre Finger öffnen sich, und die junge Frau wartet geduldig, bis die Hand den Stiel sicher umfängt, erst dann lässt sie los.

Und dann verbeugt sich die junge Frau vor der Statue und geht zurück in die Menge.

Vor dem schwarzweißen Kleid der Statue wirkt das Rot der Rose noch greller.

Bailey steht noch immer wie gebannt davor, als Poppet ihm auf die Schulter tippt.

»Die gefällt mir am besten«, sagt Poppet und betrachtet die Statue ebenfalls.

»Wer ist das?«, fragt Bailey.

»Sie hat viele Namen«, sagt Poppet, »aber die meisten nennen sie die Paramour. Ich bin froh, dass jemand ihr heute eine Blume geschenkt hat. Wenn sie keine hat, gebe ich ihr manchmal eine. Ich finde, ohne Blume fehlt ihr etwas.«

Die Statue führt die Rose kaum wahrnehmbar zu ihrer Nase. Ihre Augenlider schließen sich langsam.

»Was hast du in der Zwischenzeit gemacht?«, fragt Poppet, als sie von der Paramour zum großen Platz gehen.

»Ich war in einem Zelt voller Flaschen und Sachen, aber ich wusste nicht, ob ich da wirklich reindarf«, sagt Bailey.

»Es war ... sonderbar.«

Zu seiner Verwunderung fängt Poppet an zu lachen.

»Das ist Widgets Zelt«, erklärt sie. »Celia hat es ihm eingerichtet, damit er üben kann, Geschichten zu erzählen. Er meint, so sei es einfacher, als sie aufzuschreiben. Widge

wollte übrigens noch üben, Leuten aus den Gesichtern zu lesen, wir treffen ihn dann später. Er macht das manchmal, um neue Ideen für Geschichten zu bekommen. Er ist wahrscheinlich im Spiegelgang oder im Zeichensaal.«

»Was ist das?«, fragt Bailey und ist noch begieriger, etwas über das unbekannte Zelt zu erfahren als über Celia, die Poppet seines Wissens bisher nicht erwähnt hat.

»Das ist ein Zelt mit schwarzen Wänden, in dem Eimer voller Kreide stehen, mit der man überall zeichnen darf. Manche Besucher schreiben nur ihren Namen, andere zeichnen ganze Bilder. Widge schreibt manchmal kurze Geschichten auf, aber er malt auch, das kann er ziemlich gut.«

Während sie auf dem Platz spazieren gehen, drängt Poppet ihn, einen scharf gewürzten Kakao zu trinken, ein angenehm wärmendes, aber auch leicht schmerzhaftes Erlebnis. Bailey stellt fest, dass sein Appetit zurückgekehrt ist, und sie teilen sich eine Portion Teigtaschen und eine Packung Esspapier, auf dem zum Geschmack passende Bilder sind.

Anschließend schlendern sie durch ein Zelt voller Nebel, in dem ihnen Tiere aus Papier begegnen. Weiße Schlangen mit zuckenden schwarzen Zungen kriechen über den Boden, Vögel mit kohlefarbenen Flügeln flattern umher. Der Schatten eines undefinierbaren Wesens huscht Poppet über die Füße und verschwindet wieder. Sie behauptet, irgendwo im Zelt befinde sich ein feuerspuckender Papierdrache, und obwohl Bailey ihr glaubt, kann sein Verstand sich mit der Vorstellung eines feuerspeienden Papierwesens nur schwer anfreunden.

»Es wird langsam spät«, stellt Poppet auf ihrem Weg von Zelt zu Zelt fest. »Musst du nach Hause?«

»Ich kann noch bleiben«, sagt Bailey. Er schafft es immer besser, unbemerkt zurück ins Haus zu gelangen, so dass er jeden Abend etwas länger im Zirkus bleiben konnte.

Um diese Zeit sind nur noch wenige Besucher unterwegs, und auf ihrem Rundgang fällt Bailey auf, dass viele rote Schals tragen. Es sind Schals unterschiedlicher Art, von grober Wolle bis zu feinsten Spitze, doch alle haben die gleiche tiefrote Farbe, die vor dem schwarzweißen Hintergrund noch röter wirkt.

Nachdem Bailey genügend rote Farbtupfer gesehen hat, um einen Zufall auszuschließen, und er sich erinnert, dass auch die junge Frau mit der Rose einen roten Schal trug, fragt er Poppet, was es damit auf sich hat.

»Es ist ein Erkennungszeichen«, sagt sie. »Das sind die *rêveurs*. Einige reisen dem Zirkus hinterher. Sie bleiben immer länger als die anderen Leute. Am Rot erkennen sie sich.«

Bailey möchte noch mehr über die *rêveurs* und ihre Schals erfahren, doch Poppet zieht ihn unvermittelt in ein Zelt, und was er darin sieht, verschlägt ihm sofort die Sprache.

Das Gefühl erinnert ihn an den ersten Schneefall im Winter, an die ersten Stunden, wenn alles von weichem, stillem Weiß überzogen ist.

Alles in diesem Zelt ist weiß. Nichts Schwarzes, nicht einmal Streifen an der Wand. Ein schimmerndes, beinahe blendendes Weiß. Man sieht Bäume, Blumen und Wiesen, durch die sich kleine Kieswege schlängeln – und jedes Blatt, jede Blüte, jeder Halm strahlt in reinem Weiß.

»Was ist das?«, fragt Bailey. Er hatte das Schild am Eingang noch nicht gelesen. »Das ist der Eisgarten«, sagt Poppet und zieht ihn hinter sich her. Der Weg führt zu einem

großen Platz mit einem Springbrunnen in der Mitte, in dem durchsichtige Eisskulpturen von weißem Schaum überströmt werden. An den Zeltwänden stehen blasse Bäume, von deren Zweigen Schneeflocken rieseln.

Außer ihnen befindet sich niemand im Zelt, es herrscht ungestörte Ruhe. Bailey entdeckt neben sich eine Rose, und obwohl sie vereist und weiß bereift ist, verströmt sie zarten Duft: einen Duft nach Rosen, Eis und Zucker. Bailey muss unwillkürlich an die Zuckerwatte denken, die es auf dem Platz in der Mitte zu kaufen gibt.

»Lass uns Verstecken spielen«, schlägt Poppet vor, und Bailey ist gleich einverstanden. Daraufhin knöpft sie ihren Mantel auf, legt ihn auf eine verschneite Bank, und durch ihr weißes Kostüm ist sie plötzlich so gut wie unsichtbar.

»Das ist nicht fair!«, ruft Bailey, als sie hinter den Hängezweigen eines Weidenbaums verschwindet. Er folgt ihr um Bäume und Hecken, durch vereiste Wein- und Rosenranken, immer geleitet vom Schimmer ihrer roten Haare.

Buchhaltung

LONDON, MÄRZ 1900

Chandresh Christophe Lefèvre sitzt mit einer fast leeren Brandyflasche am großen Mahagonischreibtisch in seinem Arbeitszimmer. Irgendwann am Abend war da noch ein Glas gewesen, doch das findet er schon seit Stunden nicht mehr. Seine nächtlichen Streifzüge von einem Zimmer ins nächste sind eine von Schlaflosigkeit und Langeweile be-

flügelte Gewohnheit geworden. Er vermisst auch sein Jackett, das in einem der zuvor durchwanderten Zimmer liegt. Ein taktvolles Dienstmädchen wird es am Morgen kommentarlos zurückbringen.

Zwischen kurzen Schlucken aus der Brandyflasche versucht er zu arbeiten, das heißt, er schreibt mit Füllfederhaltern auf verschiedene Papierfetzen. Richtig gearbeitet hat er seit Jahren nicht mehr. Keine neuen Ideen, keine neuen Produktionen. Der frühere Kreislauf, ein Projekt auf die Beine zu stellen, durchzuführen und dann zum nächsten überzugehen, ist längst durchbrochen, und er weiß nicht, warum.

Er kann sich keinen Reim darauf machen. Weder an diesem Abend noch an einem anderen, egal, wie voll oder leer die Brandyflasche ist. Eigentlich ist es so nicht gedacht. Man fängt ein Projekt an, es wird entwickelt und organisiert und auf den Weg gebracht, und meistens läuft es irgendwann von selbst. Danach wird man nicht mehr gebraucht. Das ist nicht immer angenehm, aber so ist es nun mal, Chandresh kennt diesen Prozess zur Genüge. Man ist stolz, streicht das Honorar ein und geht, wenn auch leicht melancholisch, zum nächsten Punkt über.

Der Zirkus hat ihn zurückgelassen und ist weitergesegelt, er aber steht noch immer am Ufer. Er hatte mehr als genug Zeit, dem schöpferischen Prozess nachzutruern und ihn wieder zu entfachen, aber ihm fehlt der zündende Funke. Seit vierzehn Jahren gibt es keine neuen Aufgaben, bietet sich ihm nichts Größeres oder Besseres.

Vielleicht hat er sich ja selbst übertroffen. Aber das ist kein angenehmer Gedanke, deshalb ertränkt er ihn in Brandy und versucht ihn zu ignorieren.

Der Zirkus setzt ihm zu.

Besonders zu Zeiten wie dieser, wenn die Flasche fast leer ist, in der Stille der Nacht. Es ist noch nicht sehr spät, für einen Zirkus ist der Abend sogar noch ziemlich jung, doch die Ruhe ist schon jetzt erdrückend.

Und nun, da Flasche und Füllfederhalter fast versiegt sind, sitzt er einfach da, fährt sich zerstreut mit der Hand durchs Haar und starrt vor sich hin. Das Feuer im vergoldeten Kamin glimmt nur noch, die hohen, mit Kuriositäten und Relikten überladenen Bücherregale ragen im Halbdunkel empor.

Sein unsteter Blick wandert umher und bleibt an der Tür auf der anderen Flurseite hängen. Der Tür zu Marcos Büro, das versteckt zwischen zwei persischen Säulen liegt und Teil einer Zimmerflucht ist, die Marco gehört, damit er jederzeit auf Abruf bereitsteht; heute Abend ist er allerdings ausgegangen.

Den Kopf vom Alkohol vernebelt, fragt sich Chandresh, ob Marco vielleicht die Zirkusdokumente in seinem Büro aufbewahrt. Und was genau diese Dokumente wohl enthalten. Er hat die mit dem Zirkus verbundenen Papiere immer nur flüchtig gesehen und sich seit Jahren nicht mehr um Einzelheiten gekümmert. Jetzt ist er neugierig.

Die nunmehr leere Brandyflasche in der Hand, steht er auf und stolpert in den Flur. Wahrscheinlich abgeschlossen, denkt er, als er die glänzende dunkle Holztür erreicht, doch der silberne Knauf lässt sich mühelos drehen. Die Tür springt auf.

Chandresh zögert noch. Bis auf den Lichtkegel aus dem Flur und den trüben Dunstschleier der Straßenlaternen, der durch das einzige Fenster fällt, ist das winzige Büro dunkel.

Chandresh überlegt abermals. Wenn noch etwas Brandy in der Flasche wäre, würde er die Tür vielleicht wieder

schließen und gehen. Doch die Flasche ist leer, und im Übrigen ist es sein Haus. Er tastet nach dem Schalter an der Wandleuchte neben der Tür, das Licht geht an und erhellt das Zimmer.

Das Büro ist mit zu vielen Möbeln vollgestellt. Aktenschränke und Truhen stehen an den Wänden, Kartons mit Ordnern sind in akkuraten Reihen gestapelt. Der Schreibtisch in der Mitte, der den halben Raum einnimmt, ist eine kleinere, bescheidenere Ausgabe von dem im Arbeitszimmer, allerdings sind die Tintenfässer, Stifte und zahlreichen Notizbücher schön geordnet und gehen nicht in einem Wust von Figürchen, wertvollen Steinen und antiken Waffen unter.

Chandresh stellt die leere Flasche auf den Schreibtisch und fängt an, Schränke und Ordner zu durchsuchen. Er öffnet Schubladen und blättert in Papieren, ohne wirklich zu wissen, wonach er eigentlich sucht. Für den Zirkus gibt es offenbar keinen eigenen Bereich; ein paar Unterlagen finden sich in Büchern mit Theaterabrechnungen und Listen von Einnahmen aus Kartenverkäufen.

Er ist leicht überrascht, dass es kein erkennbares Ablagesystem gibt. Keine Etiketten auf den Kartons. Alles sieht ordentlich aus, ist aber eindeutig nicht organisiert.

In einem Aktenschrank findet Chandresh Baupläne und Skizzen. Viele tragen Mr Barris' Stempel und Initialen, auf einigen Schaubildern finden sich jedoch Handschriften, die Chandresh nicht kennt. In manchen Fällen kann er nicht mal die Sprache identifizieren, auch wenn jedes Dokument am Rand sorgfältig mit »Le Cirque des Rêves« beschriftet ist.

Chandresh geht mit den Papieren näher ans Licht und breitet sie auf dem wenigen freien Platz am Boden aus, be-

gutachtet sie Blatt für Blatt und lässt sie dann nacheinander fallen.

Selbst die von Mr Barris erstellten Originalpläne sind überschrieben worden und mit Ergänzungen in verschiedenen Handschriften versehen.

Chandresh lässt die Papiere auf dem Boden liegen und kehrt zurück zum Schreibtisch, zu dem ordentlichen Notizbuchstapel neben der leeren Brandyflasche. Es scheint sich um Kontenbücher zu handeln, reihenweise Zahlen und Berechnungen mit Anmerkungen, Summen und Daten. Chandresh wirft sie beiseite.

Er wendet seine Aufmerksamkeit jetzt dem Schreibtisch zu. Langsam zieht er die schweren Holzschubladen auf. Mehrere sind leer. Eine enthält jede Menge leere Notizbücher und ungeöffnete Tintenfässer. Eine andere ist voll mit alten Kalendern, die einzelnen Termine wurden von Marcos Hand sauber und ordentlich in einer Art Kurzschrift eingetragen.

Die letzte Schublade ist verschlossen.

Chandresh überlegt, ob er einen Karton mit Akten durchsehen soll, aber etwas zieht ihn zu der verschlossenen Schublade zurück.

Im Schreibtisch ist kein Schlüssel. An den anderen Schubladen sind keine Schlösser.

Er kann sich nicht erinnern, ob ein Schloss vorhanden war, als der Schreibtisch vor Jahren hier aufgestellt wurde, als das Büro nur den Schreibtisch und einen einzigen Aktenschrank enthielt und fast geräumig wirkte.

Nach einigem Suchen wird er ungeduldig, geht zurück in sein Arbeitszimmer und holt das Silbermesser, das in der Dartscheibe an der Wand steckt.

Zurück in Marcos Büro, legt er sich hinterm Schreibtisch auf den Fußboden, versucht das Schloss aufzustemmen und macht es dabei um ein Haar fast vollständig kaputt, doch dann gibt der Riegel mit einem befriedigenden Klicken nach.

Er legt das Messer auf den Boden, zieht die Schublade auf und findet nur ein Buch. Ein großes ledergebundenes Buch. Chandresh nimmt es aus der Schublade und lässt es, von seinem Gewicht überrascht, mit lautem Knall auf den Schreibtisch fallen.

Das Buch ist alt und staubig, das Leder abgewetzt, der Einband an den Kanten ausgefranst.

Er zögert nur kurz, dann schlägt er es auf.

Die Vorsatzblätter bedeckt eine ausnehmend schöne Zeichnung von einem mit Symbolen und Zeichen übersäten Baum. Er ist dicht beschrieben, mehr Tinte als leeres Papier. Chandresh kann nichts davon entziffern oder auch nur sagen, ob sich die Zeichen in Worte unterteilen oder fortlaufende Motivketten bilden. Hier und da entdeckt er ein bekanntes Zeichen. Einige sehen fast aus wie Zahlen. Andere ähneln ägyptischen Hieroglyphen. Das Ganze erinnert ihn an die Tätowierung der Schlangenfrau.

Auf den Buchseiten finden sich ähnliche Schriftbilder, allerdings enthalten sie vorwiegend Papierstücke, gesammelt aus anderen Dokumenten.

Nach ein paar Seiten stellt Chandresh fest, dass jeder Papierschnipsel eine Unterschrift trägt. Etliche Seiten weiter stellt er fest, dass er die Namen kennt.

Erst als er die Seite mit den beiden in Kinderschrift geschriebenen Namen der Murray-Zwillinge liest, ist er sich sicher, dass das Buch die Namen aller mit dem Zirkus verbundenen Personen enthält.

Und erst bei genauerem Hinsehen fällt ihm auf, dass sie mit Haarlocken versehen sind.

Die Seiten im hinteren Teil führen die Namen der ursprünglichen Gründungsmitglieder auf, wobei ein Name offensichtlich fehlt und ein zweiter entfernt wurde.

Auf der letzten Seite findet er seine eigene Unterschrift, mit schnörkeligen unleserlichen C, sorgfältig aus einem Stück Papier geschnitten, das eine Rechnung oder ein Brief gewesen sein könnte. Darunter ist eine einzige rabenschwarze Locke auf die Seite geklebt und von Symbolen und Buchstaben umgeben. Chandresh fasst unwillkürlich nach den Haarspitzen, die sich auf seinem Kragen kringeln.

Plötzlich fällt ein Schatten über den Schreibtisch, und Chandresh fährt erschrocken zurück. Das Buch klappt zu.

»Nun?«

Marco steht in der Tür und beobachtet Chandresh mit interessierter Miene.

»Ich ... ich dachte, du kommst erst morgen wieder«, sagt Chandresh. Er blickt vom Buch zu Marco.

»Wollte ich auch, aber ich hatte ein paar Sachen vergessen.« Marcos Blick wandert über die am Boden verstreuten Papiere und Baupläne. »Darf ich fragen, was Sie da tun?«

»Die gleiche Frage könnte ich dir stellen«, erwidert Chandresh. »Was ist das alles?« Er schlägt das Buch wieder auf, die Seiten flattern hoch und legen sich.

»Aufzeichnungen für den Zirkus«, antwortet Marco, ohne das Buch anzusehen.

»Was für Aufzeichnungen?«, will Chandresh wissen.

»Es handelt sich um ein von mir selbst entworfenes System«, sagt Marco. »Wie Sie wissen, muss beim Zirkus vieles in Ordnung gehalten werden.«

»Und wie lange machst du das schon?«

»Was?«

»Das alles aufbewahren ... was für ein Unsinn das auch sein mag.« Er blättert das Buch durch, obwohl er merkt, dass er es eigentlich nicht mehr anfassen möchte.

»Mein System geht bis zum Anfang des Zirkus zurück«, sagt Marco.

»Damit manipulierst du ihn und uns alle, oder?«

»Ich erledige nur meine Arbeit«, sagt Marco. Seine Stimme klingt jetzt gereizt. »Und, mit Verlaub, ich schätze es nicht, wenn Sie meine Bücher durchsehen, ohne mich zu informieren.«

Chandresh geht um den Schreibtisch herum zu Marco, steigt über Baupläne und stolpert, aber seine Stimme bleibt fest.

»Du bist mein Angestellter, ich habe jedes Recht zu sehen, was in meinem Haus vor sich geht und was mit meinen Projekten passiert. Du arbeitest für ihn, stimmt's? Du hast das alles die ganze Zeit vor mir versteckt, du hattest kein Recht, hinter meinem Rücken zu handeln –«

»Hinter Ihrem Rücken?«, fällt Marco ihm ins Wort. »Sie begreifen ja nicht mal annähernd, was hinter Ihrem Rücken vorgeht. Was schon alles hinter Ihrem Rücken vorgegangen ist, bevor das hier überhaupt anfing.«

»So habe ich mir diese Vereinbarung nicht vorgestellt«, sagt Chandresh.

»Bei dieser Vereinbarung hatten Sie nie die Wahl«, sagt Marco. »Sie haben keine Kontrolle und hatten sie nie. Und Sie wollten auch nie wissen, wie ich alles handhabe. Sie haben Belege unterschrieben, ohne sie auch nur anzusehen. Geld ist kein Thema, haben Sie gesagt. Ebenso wenig wie die Einzelheiten, die haben Sie immer mir überlassen.«

Die Papiere auf dem Schreibtisch kräuseln sich, als Marco seine Stimme hebt. Er verstummt und tritt einen Schritt zurück. Die Unterlagen werden wieder zu unordentlichen Haufen.

»Du hast dieses Unterfangen sabotiert«, sagt Chandresh. »Mir ins Gesicht gelogen. Und weiß Gott was in diesen Büchern aufbewahrt –«

»Welche Bücher?«, fragt Marco. Chandresh blickt auf den Schreibtisch. Da sind keine Papiere, kein Stapel Kontenbücher. Ein Tintenfass steht neben der Lampe, die Messingstatue einer ägyptischen Gottheit, eine Uhr und die leere Brandyflasche. Sonst befindet sich nichts auf der glänzenden Holzfläche.

Chandresh stolpert, blickt vom Schreibtisch zu Marco und zurück, nicht in der Lage, sich zu konzentrieren.

»So lasse ich mich nicht von dir behandeln«, sagt Chandresh und fuchtelt Marco mit der Brandyflasche vor der Nase herum. »Du bist entlassen. Du verlässt auf der Stelle mein Haus.«

Die Brandyflasche verschwindet. Chandresh stutzt und greift in die Luft.

»Ich kann nicht gehen«, sagt Marco gelassen und beherrscht. Er spricht jedes Wort langsam aus, als müsse er einem kleinen Kind etwas erklären. »Ich darf nicht. Ich muss hierbleiben und mit diesem *Unsinn*, wie Sie es so treffend nennen, weitermachen. Sie werden sich wieder Ihrer Trinkerei widmen und auf Ihre Partys gehen und sich gar nicht mehr daran erinnern, dass wir dieses Gespräch geführt haben. Alles wird weitergehen wie immer. Genau das wird passieren.«

Chandresh öffnet den Mund, um zu widersprechen, und schließt ihn dann verwirrt wieder. Er sieht von Marco zu-

rück zu dem leeren Schreibtisch. Betrachtet seine Hand, öffnet und schließt die Finger, will etwas greifen, das nicht mehr da ist, kann sich aber nicht erinnern, was es war.

»Tut mir leid«, sagt er zu Marco. »Ich ... ich habe den Faden verloren. Worüber haben wir gesprochen?«

»War nicht so wichtig«, sagt Marco. »Nur ein paar banale Einzelheiten über den Zirkus.«

»Natürlich«, sagt Chandresh. »Wo ist der Zirkus jetzt?«

»In Australien. In Sydney.« Seine Stimme bebte, aber er überdeckte es mit einem kurzen Husten, bevor er sich abwendete.

Chandresh nickt nur geistesabwesend.

»Darf ich die wegräumen?«, fragt Marco und zeigt auf die leere Flasche, die wieder auf dem Schreibtisch steht.

»Oh«, sagt Chandresh. »Ja, ja, natürlich.« Er registriert kaum, wie er Marco die Flasche gibt, ohne sie oder ihn anzusehen.

»Soll ich Ihnen eine neue holen?«

»Ja, danke«, sagt Chandresh und schlendert aus Marcos Büro zurück in sein Arbeitszimmer. Dort setzt er sich in einen Ledersessel am Fenster.

In seinem Büro sammelt Marco mit zitternden Händen die Notizbücher und Dokumente auf. Er rollt die Pläne zusammen, stapelt die Papiere und Bücher. Dann nimmt er das Silbermesser, das er weggeworfen am Boden findet, geht damit zur Dartscheibe im Arbeitszimmer und bohrt die Klinge ins Schwarze.

Anschließend leert er jede Schublade im Büro, nimmt sämtliche Akten und Dokumente heraus. Als alles beisammen ist, holt er aus den benachbarten Zimmern mehrere Koffer und packt sie so voll, dass sie fast platzen; das ledergebundene Buch liegt eingebettet zwischen Papiersta-

peln. Er streift durch seine Zimmer und entfernt jeden persönlichen Gegenstand.

Dann löscht er die Lichter und verschließt die Tür hinter sich.

Bevor er geht, die Arme beladen mit Koffern und Planrollen, stellt Marco eine volle Brandyflasche und ein Glas auf den Tisch neben Chandreshs Sessel. Chandresh nimmt ihn überhaupt nicht wahr. Er starrt zum Fenster hinaus in die Dunkelheit und den Regen. Er hört auch die Tür nicht ins Schloss fallen, als Marco geht.

»Er hat keinen Schatten«, sagt Chandresh zu sich selbst, dann schenkt er sich einen Brandy ein.

*

Sehr spät am Abend unterhält Chandresh sich ziemlich lange mit dem Geist eines alten Bekannten, den er nur als Zauberer Prospero kannte. Gedanken, die normalerweise auf Wogen von Brandy davongetrieben wären, bleiben heil und ganz in seinem Kopf, bestärkt und bewacht von einem durchscheinenden Zauberer.

Drei Tassen Tee mit Lainie Burgess

LONDON, BASEL UND KONSTANTINOPEL, 1900

Das Atelier von Mme. Ana Padva unweit des Highgate Cemetary ist von außergewöhnlichem Reiz und bietet mit seinen raumhohen Fenstern einen herrlichen Ausblick auf

London. Schneiderpuppen mit raffinierten Kleidern stehen gruppen- oder paarweise zusammen und vermitteln den Eindruck einer Party mit vielen kopflosen Gästen.

Lainie Burgess schlendert an einer Kollektion schwarz-weißer Kleider vorbei, während sie auf Mme. Padva wartet, bleibt stehen und bewundert ein Kleid aus elfenbeinfarbenem Satin mit einem Überwurf aus zart durchbrochenem schwarzem Samt, dessen Muster an verschnörkelte schmiedeeiserne Ranken erinnert.

»Für dich könnte ich das in Farbe machen, wenn du möchtest«, sagt Mme. Padva, als sie begleitet vom steten Klopfen ihres Gehstocks auf den Fliesen ins Zimmer tritt.

»Das ist zu prächtig für mich, Tante Padva«, sagt Lainie.

»Ohne Farbe lassen sich Kleider nur schwer ausgewogen gestalten«, sagt Mme. Padva, dreht die Puppe um und betrachtet mit zusammengekniffenen Augen die Schleppe. »Bei zu viel Weiß denken die Leute sofort an Hochzeitskleider, bei zu viel Schwarz werden sie deprimiert und mürrisch. Dies hier könnte etwas mehr Schwarz vertragen. Ich würde die Ärmel länger machen, aber Celia mag das nicht.«

Mme. Padva zeigt den Rest ihrer neuesten Kreationen, darunter auch eine Wand mit Skizzen aus der letzten Zeit, bevor sie sich zum Tee an einen Tisch bei einem der Fenster setzen.

»Immer wenn ich dich besuche, hast du eine neue Assistentin«, bemerkt Lainie, nachdem die jüngste Version den Tee auf einem Tablett serviert hat und schnell wieder verschwunden ist.

»Es langweilt sie, so lange zu warten, bis ich sterbe, deshalb reißen sie aus und arbeiten für jemand anderen, sobald sie entschieden haben, dass es zu mühsam ist, mich aus dem Fenster zu werfen und darauf zu hoffen, dass ich den

Berg hinunter ins Mausoleum rolle. Ich bin eine alte Frau mit viel Geld und ohne Erben; sie sind gut frisierte Geier. Die Kleine da bleibt nicht länger als einen Monat.«

»Ich dachte immer, du würdest Chandresh alles vermachen«, sagt Lainie.

»Chandresh ist finanziell abgesichert, und ich glaube nicht, dass er das Geschäft in meinem Sinne führen würde. Er hat keinen Blick dafür. Wobei er derzeit ohnehin für so gut wie nichts einen Blick hat.«

»Geht es ihm so schlecht?«, fragt Lainie und rührt in ihrem Tee.

»Er ist nicht mehr derselbe wie früher«, erwidert Mme. Padva. »Ich habe schon oft erlebt, wie er sich in etwas hineinsteigert, aber nicht in diesem Maße. Er ist nur noch ein Schatten seiner selbst, wobei Chandresh selbst als Abklatsch seines früheren Ichs immer noch mehr Leben in sich hat als die meisten anderen. Ich tue, was ich kann. Ich treibe für ihn Avantgarde-Balletttruppen auf, die ihm die Theater füllen. Ich stütze ihn, wenn wir in die Oper gehen, dabei sollte er das eigentlich umgekehrt für mich tun.« Sie trinkt einen Schluck Tee, bevor sie hinzufügt: »Und ich will wirklich kein heikles Thema ansprechen, meine Liebe, aber ich halte ihn von Zügen fern.«

»Das ist wahrscheinlich klug«, sagt Lainie.

»Ich kenne ihn seit seiner Kindheit, es ist das mindeste, was ich für ihn tun kann.«

Lainie nickt. Sie hat noch mehr Fragen, beschließt aber, sie für ihren Besuch bei jemand anderem aufzuheben. Den übrigen Nachmittag unterhalten sie sich nur noch über Mode und Kunstbewegungen. Mme. Padva besteht darauf, für sie eine schlichtere Ausführung des elfenbeinfarbenen und

schwarzen Kleids in Pfirsich und Creme anzufertigen und zeichnet es in wenigen Minuten als Skizze.

»Wenn ich mich irgendwann zur Ruhe setze, geht das alles an dich, meine Liebe«, sagt Mme. Padva, bevor Lainie sich verabschiedet. »Ich könnte es niemandem sonst anvertrauen.«

*

Das Büro ist groß, wirkt aber aufgrund der Menge seines Inhalts kleiner, als es ist. Die vorwiegend aus Milchglas bestehenden Wände werden größtenteils von Schränken und Regalen verdeckt. Der Zeichentisch am Fenster verschwindet völlig unter dem penibel geordneten Chaos aus Papieren, Schaubildern und Bauplänen. Der Mann mit der Brille, der dahinter sitzt, passt optisch so gut in seine Umgebung, dass er fast nicht zu sehen ist. Das Kratzen seines Bleistifts auf Papier ist so rhythmisch und präzise wie das Ticken der Uhr in der Ecke.

Es ist dasselbe Büro in ähnlichen Räumlichkeiten wie vorher in London, dann in Wien und nun hier in Basel.

Mr Barris legt den Bleistift ab und schenkt sich einen Tee ein. Als er aufblickt und Lainie Burgess in der Tür stehen sieht, fällt ihm die Tasse fast aus der Hand.

»Dein Assistent scheint im Augenblick nicht da zu sein«, sagt sie. »Ich wollte dich nicht erschrecken.«

»Schon in Ordnung«, sagt Mr Barris, stellt die Teetasse ab und erhebt sich. »Ich hatte erst später am Abend mit dir gerechnet.«

»Ich habe einen früheren Zug genommen«, sagt Lainie. »Und ich wollte dich sehen.«

»Mehr Zeit mit dir zu verbringen ist immer ein Vergnügen«, sagt Mr Barris. »Tee?«

Lainie nickt und bahnt sich den Weg durch das überfüllte Büro zum Stuhl auf der anderen Schreibtischseite.

»Worüber habt ihr gesprochen, als Tara dich in Wien besucht hat?«, fragt sie, noch ehe sie sitzt.

»Ich dachte, das wüsstest du«, antwortet er, ohne sie anzusehen, und schenkt ihr konzentriert Tee ein.

»Wir sind zwei unterschiedliche Menschen, Ethan. Nur weil du dich nie entscheiden konntest, in wen von uns du verliebt bist, macht uns das noch nicht austauschbar.«

Er stellt die Kanne ab und rührt ungefragt Milch und Zucker in ihren Tee, da er weiß, wie sie ihn gerne trinkt.

»Ich habe dich gebeten, mich zu heiraten, und du hast mir nie eine Antwort gegeben.«

»Du hast mich gefragt, nachdem sie tot war. Wie konnte ich da sicher sein, ob das eine von dir getroffene Wahl war oder eine, die für dich getroffen wurde?«

Er reicht ihr den Tee und legt seine Hand über ihre, als sie die Tasse nimmt.

»Ich liebe dich«, sagt er. »Ich habe sie auch geliebt, aber das war nie dasselbe. Ihr alle seid mir so lieb wie meine eigene Familie. In manchen Fällen sogar noch lieber.«

Er kehrt zu seinem Stuhl zurück, nimmt die Brille ab und putzt sie mit seinem Taschentuch.

»Ich weiß nicht, warum ich dieses Ding trage«, sagt er mit Blick auf die Brille. »Ich brauche sie seit Jahren nicht mehr.«

»Du trägst sie, weil sie dir steht.«

»Danke.« Er setzt sie wieder auf und sieht zu, wie Lainie an ihrem Tee nippt. »Mein Angebot steht immer noch.«

»Ich weiß«, sagt Lainie. »Ich denke drüber nach.«

»Lass dir Zeit«, sagt Mr Barris. »Allem Anschein nach haben wir jede Menge davon.«

Lainie nickt und stellt ihre Teetasse auf den Schreibtisch.

»Tara war immer die Rationale und Vernünftige«, sagt sie. »Wir haben uns gut ergänzt, das war mit ein Grund, warum wir in allem so gegläntzt haben. Sie hat mich mit meinen verrückten Ideen wieder auf den Boden geholt. Ich habe die Einzelheiten gesehen, sie das große Ganze. Deswegen bin ich hier und sie nicht. Ich habe alle Elemente separat betrachtet und mich nie darum gekümmert, ob sie richtig zusammenpassen.«

Nur das schwere Ticken der Uhr unterbricht das eintretende Schweigen.

»Ich will nicht darüber sprechen«, sagt Mr Barris, als das Ticken unerträglich wird. »Ich wollte es damals nicht mit ihr und ich will es auch jetzt nicht mit dir.«

»Du weißt, was hier vorgeht, oder?«, fragt Lainie.

Mr Barris rückt einen Papierstapel auf dem Schreibtisch gerade, während er seine Antwort überdenkt.

»Ja«, sagt er schließlich. »Allerdings.«

»Hast du es meiner Schwester erzählt?«

»Nein.«

»Dann erzähle es mir.«

»Ich kann nicht. Eine Erklärung wäre ein Vertrauensbruch, und dazu bin ich nicht bereit, auch nicht für dich.«

»Wie oft hast du mich angelogen?«, fragt Lainie und erhebt sich von ihrem Stuhl.

»Ich habe *nie* gelogen«, kontert Mr Barris und steht ebenfalls auf. »Ich behalte für mich, worüber zu sprechen mir nicht gestattet ist. Ich habe mein Wort gegeben, und ich habe die Absicht, es zu halten, aber ich habe dich nie angelogen. Du hast mich nie gefragt, weil du dachtest, ich wüsste nichts.«

»Tara hat dich gefragt«, entgegnet Lainie.

»Indirekt. Ich glaube, sie wusste nicht genau, wonach sie fragen sollte, und wenn sie es getan hätte, hätte ich nicht geantwortet. Ich habe mir Sorgen um sie gemacht und vorgeschlagen, sie solle mit Alexander sprechen, wenn sie Antworten will. Ich nehme an, deswegen war sie auf dem Bahnhof. Ich weiß nicht, ob sie je mit ihm gesprochen hat. Ich habe nicht gefragt.«

»Alexander weiß auch Bescheid?«, fragt Lainie.

»Ich glaube, es gibt wenig, wenn überhaupt etwas, von dem er nichts weiß.«

Lainie seufzt und kehrt zurück zu ihrem Stuhl. Sie hebt die Tasse hoch und stellt sie dann, ohne getrunken zu haben, wieder hin.

Mr Barris geht um den Schreibtisch herum zu ihr, nimmt ihre Hand und wartet, bis sie ihn ansieht, bevor er sagt: »Wenn ich könnte, würde ich es dir erzählen.«

»Das weiß ich, Ethan. Wirklich.« Sie drückt ihm beruhigend die Hand.

»Mir macht das nichts aus, Lainie«, sagt Mr Barris. »Ich ziehe alle paar Jahre mit meinem Büro um und stelle einen neuen Assistenten ein. Ich verfolge meine Projekte per Korrespondenz, das lässt sich gut einrichten, wenn man bedenkt, was ich im Gegenzug bekomme.«

»Verstehe«, sagt sie. »Wo ist der Zirkus jetzt?«

»Ich weiß es nicht genau. Ich glaube, vor kurzem hat er Budapest verlassen, aber ich habe keine Ahnung, wohin er unterwegs ist. Ich kann es herausfinden. Friedrich weiß es bestimmt, und ich bin ihm noch ein Telegramm schuldig.«

»Und woher kennt Herr Thiessen die Reiseroute des Zirkus?«

»Von Celia Bowen.«

Lainie stellt ihm keine weiteren Fragen.

Mr Barris ist erleichtert, dass sie seine Einladung zum Abendessen annimmt, und das umso mehr, als sie außerdem einwilligt, ihren Aufenthalt in der Schweiz zu verlängern, bevor sie dem Zirkus nachreist.

*

Gleich nach ihrer Ankunft lädt Lainie Celia ein, sie im Pera Palace Hotel in Konstantinopel zu besuchen, sobald sie die Stadt erreicht. Sie wartet im Teesalon, auf dem gekachelten Tisch vor ihr stehen zwei leicht dampfende, tulpenförmige Gläser mit passenden Untertassen.

Als Celia eintrifft, begrüßen sie sich herzlich. Celia erkundigt sich, wie Lainies Reise war, dann sprechen sie über die Stadt und das Hotel und die beeindruckende Höhe des Raums, in dem sie sitzen.

»Es ist fast wie im Akrobatenzelt«, bemerkt Lainie und blickt zu den Kuppeln in der Decke hinauf, in die umlaufende Bänder aus türkisfarbenem Glas eingelassen sind.

»Du bist viel zu lange nicht mehr im Zirkus gewesen«, sagt Celia. »Wir haben deine Kostüme dabei, wenn du willst, kannst du heute Abend bei den Statuen mitmachen.«

»Danke, aber lieber nicht«, sagt Lainie. »Ich bin nicht in der Stimmung, so still zu stehen.«

»Du bist jederzeit willkommen«, sagt Celia.

»Ich weiß. Aber um ehrlich zu sein, bin ich nicht wegen des Zirkus hier. Ich bin hier, um mit dir zu sprechen.«

»Worüber möchtest du denn sprechen?«, fragt Celia, und ihre Miene wird besorgt.

»Meine Schwester wurde nach einem Besuch im Midland Grand Hotel auf dem Bahnhof St. Pancras umgebracht«, sagt Lainie. »Weißt du, was sie dort wollte?«

Celia umklammert ihr Teeglas fester.

»Ich weiß, wen sie dort getroffen hat«, sagt sie, ihre Worte mit Bedacht wählend.

»Ich nehme an, das hat dir Ethan gesagt«, erwidert Lainie.

Celia nickt.

»Weißt du, warum sie ihn sehen wollte?«, fragt Lainie.

»Nein, keine Ahnung.«

»Weil sie ein komisches Gefühl hatte«, sagt Lainie. »Sie hat instinktiv gespürt, dass ihre Welt sich verändert hatte, und sie hatte keine Erklärung dafür, begriff es nicht, hatte nichts, woran sie sich klammern konnte. Ich glaube, wir haben alle dasselbe gespürt, nur gehen wir anders damit um. Ethan und Tante Padvá haben ihre Arbeit, um sich die Zeit zu vertreiben und auf andere Gedanken zu kommen. Ich hatte mich auch eine Weile nicht mehr damit befasst. Ich habe meine Schwester sehr geliebt und werde sie immer lieben, aber ich glaube, sie hat einen Fehler gemacht.«

»Ich dachte, es war ein Unfall«, sagt Celia leise, während sie das Kachelmuster auf dem Tisch anstarrt.

»Nein, davor. Ihr Fehler war, dass sie den falschen Leuten die falschen Fragen gestellt hat. Ich habe nicht vor, diesen Fehler zu wiederholen.«

»Und deshalb bist du hier.«

»Genau deshalb bin ich hier«, sagt Lainie. »Wie lange kennen wir uns jetzt, Celia?«

»Über zehn Jahre.«

»Dein Vertrauen zu mir ist inzwischen hoffentlich groß genug, dass du mir sagst, was hier wirklich vor sich geht. Und bitte sag mir nicht, es sei nichts oder ich soll mich nicht mit solchen Fragen belasten.«

Celia stellt ihr Glas auf die Untertasse. Sie erklärt alles, so gut sie kann. In den Details bleibt sie vage, sie erzählt

nur grob von der Prüfung und dass der Zirkus als Austragungsort dient. Dass bestimmte Leute mehr wissen als andere, wobei sie nicht jeden Einzelnen mit Namen nennt und deutlich macht, dass auch sie nicht alles weiß.

Lainie sagt nichts, hört nur aufmerksam zu und trinkt gelegentlich einen Schluck Tee.

»Wie lange weiß Ethan es schon?«, fragt sie, als Celia fertig ist.

»Schon sehr lange«, antwortet Celia.

Lainie nickt und hebt ihr Glas an die Lippen, doch statt zu trinken, öffnet sie die Finger und lässt los.

Die Tasse kracht auf die Untertasse.

Das Glas zersplittert, das Geräusch hallt durch den Raum. Der Tee fließt auf die Kacheln.

Noch ehe jemand den Lärm beachtet, steht die Tasse wieder aufrecht. Die zersplitterten Teile formen sich neu um die Flüssigkeit, das Glas ist wieder heil und die gekachelte Tischoberfläche trocken.

Die zu ihnen herübersehen, nehmen an, dass sie sich den Lärm wohl nur eingebildet haben, und widmen sich wieder ihrem Tee.

»Warum hast du es nicht gestoppt, bevor die Tasse zerbrochen ist?«, fragt Lainie.

»Ich weiß nicht«, antwortet Celia.

»Wenn du irgendwann etwas von mir brauchst, frag mich bitte«, sagt Lainie und steht auf, um zu gehen. »Ich bin es leid, dass alle ihre Geheimnisse hüten und andere dadurch umkommen. Wir sind alle in euer Spiel verstrickt, nur lassen wir uns nicht so leicht reparieren wie Teetassen.«

Nach Lainies Abschied bleibt Celia noch eine Weile allein sitzen, und beide Tees werden kalt.

Stürmische Meere

DUBLIN, JUNI 1901

Nachdem die Zauberkünstlerin sich verbeugt hat und vor den Augen des begeisterten Publikums verschwunden ist, geht der Beifall ins Leere. Die Zuschauer erheben sich von ihren Plätzen, und manche plaudern mit ihren Freunden, voll Bewunderung über diesen oder jenen Trick, während sie nacheinander zur Tür hinausgehen, die nunmehr wieder in der gestreiften Zeltwand erschienen ist.

Ein Mann erhebt sich nicht von seinem Platz im äußeren Stuhlkreis. Seine Augen, die im Schatten seiner Hutkrempe nahezu verborgen sind, blicken konzentriert auf die Stelle in der Kreismitte, wo noch vor wenigen Minuten die Zauberkünstlerin stand.

Der Rest des Publikums geht.

Der Mann bleibt weiterhin sitzen.

Nach einer Weile verblasst die Tür in der Zeltwand wieder und ist nicht mehr sichtbar.

Der Mann würdigt sie keines Blickes, starrt unverwandt auf die Stelle.

Wenig später sitzt Celia Bowen vor ihm, zur Seite gedreht, die Arme auf die Rückenlehne gestützt. Sie trägt noch immer ihr Kostüm, ein weißes Kleid, über und über mit einzelnen Puzzlestücken besät, die sich zum dunklen Saum hin zusammenfügen.

»Du kommst mich besuchen«, sagt sie und kann die Freude in ihrer Stimme kaum verbergen.

»Ich habe ein paar Tage frei«, antwortet Marco. »Und du bist schon länger nicht mehr in der Nähe von London gewesen.«

»Im Herbst kommen wir wieder nach London«, sagt Celia. »Das ist fast schon Tradition geworden.«

»So lange konnte ich nicht warten, ich musste dich vorher sehen.«

»Ich bin auch froh, dich zu sehen«, sagt Celia leise. Sie zieht seinen Hutrand gerade.

»Gefällt dir das Wolkenlabyrinth?«, fragt er und nimmt ihre Hand in seine.

»Ja, sehr«, erwidert sie, und ihr stockt der Atem, als seine Finger sich über ihren schließen. »Hast du unseren Mr Barris überredet, dir dabei zu helfen?«

»Ja, allerdings«, sagt Marco und streicht mit dem Daumen über die Innenseite ihres Handgelenks. »Ich dachte mir, beim Austarieren des Gleichgewichts könnte ich etwas Hilfe brauchen. Im Übrigen hast du dein Karussell, und das Labyrinth teilen wir uns, da fand ich es nur gerecht, dass ich auch ein Barris-Original habe.«

Sein eindringlicher Blick und seine Berührung überfluten Celia wie eine Welle, und sie entzieht ihm ihre Hand, bevor sie darin untergeht.

»Bist du gekommen, um mir deine illustren Illusionen zu zeigen?«, fragt sie.

»Eigentlich stand das nicht auf meinem Abendprogramm, aber wenn du möchtest ...«

»Meine hast du ja schon gesehen, es wäre nur gerecht.«

»Ich könnte dir die ganze Nacht zusehen«, sagt er.

»Hast du doch«, sagt Celia. »Mir ist aufgefallen, dass du heute Abend in jeder Vorstellung warst.«

Sie stellt sich in die Mitte des Kreises und wirbelt in ihrem Kleid herum.

»Ich sehe jeden Platz«, sagt sie. »Selbst wenn du in der hintersten Reihe sitzt, bleibst du mir nicht verborgen.«

»Ich dachte mir, wenn ich vorne sitze, ist die Versuchung zu groß, dass ich dich berühre«, sagt Marco und geht nach vorne zur ersten Stuhleihe, die das Bühnenrund säumt.

»Bin ich nah genug für dein Zauberstück?«, fragt sie.

»Wenn ich nein sage, kommst du dann näher?«, gibt er zurück, ohne sein Grinsen zu verbergen.

Anstelle einer Entgegnung tritt Celia noch einen Schritt auf ihn zu, bis ihr Kleidersaum über seine Schuhe streift. Nah genug für ihn, um ihr eine Hand auf die Taille zu legen.

»Letztes Mal musstest du mich nicht anfassen«, bemerkt sie, protestiert aber nicht.

»Ich dachte, ich probiere etwas Besonderes«, sagt Marco.

»Soll ich die Augen schließen?«, fragt Celia verschmitzt, doch statt einer Antwort wirbelt er sie herum, so dass sie mit dem Rücken zu ihm steht, seine Hand weiterhin auf ihrer Taille.

»Pass auf«, flüstert er ihr ins Ohr.

Die gestreiften Zeltbahnen versteifen sich, der weiche Stoff wird hart und schließlich zu Papier. Worte erscheinen an den Wänden, gedruckte Buchstaben über handgeschriebenem Text. Celia erkennt Sonette von Shakespeare und Bruchstücke von Hymnen an griechische Göttinnen. Das Zelt füllt sich zunehmend mit Dichtung, sie bedeckt Wände und Decke und breitet sich über dem Boden aus.

Und dann öffnet sich das Zelt allmählich, das Papier knickt und reißt. Die schwarzen Streifen reichen hinaus ins

Freie, die weißen beleben sich und wachsen zu Ästen empor.

»Gefällt es dir?«, fragt Marco, als alles am Platz ist und sie inmitten von matt glänzenden, mit Gedichten übersäten Bäumen stehen.

Celia kann nur nicken.

Widerstrebend lässt Marco sie los und folgt ihr zwischen den Bäumen hindurch, wo sie auf Ästen und Stämmen Auszüge von Verszeilen liest.

»Wie kommst du auf solche Bilder?« Celia legt die Hand auf die dicke Papierrinde eines Baums. Sie fühlt sich warm und fest unter ihren Fingern an und leuchtet von innen wie eine Laterne.

»Ich sehe Dinge im Kopf«, antwortet Marco. »In meinen Träumen. Ich stelle mir vor, was dir gefallen könnte.«

»Ich glaube nicht, dass du dir vorstellen sollst, wie du deine Gegenspielerin erfreuen könntest«, sagt Celia.

»Ich habe die Spielregeln nie ganz begriffen, deshalb folge ich lieber meinem Instinkt.«

»Mein Vater hält sich nach wie vor bedeckt, was die Spielregeln angeht. Vor allem, wenn ich ihn frage, wann oder wie das Urteil gefällt wird.«

»Alexander wollte es mir auch nicht sagen.«

»Ich hoffe, er liegt dir damit nicht genauso in den Ohren wie mein Vater mir«, sagt Celia. »Obwohl mein Vater natürlich auch nichts anderes zu tun hat.«

»Ich habe Alexander seit Jahren kaum gesehen. Er ist immer sehr ... distanziert und nicht sehr entgegenkommend gewesen, aber er ist nun mal der Mensch, der mir am nächsten steht. Und trotzdem erzählt er mir nichts.«

»Ich bin richtig neidisch«, erwidert Celia. »Mein Vater sagt mir ständig, was für eine Enttäuschung ich bin.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass du irgendwen enttäuschen könntest«, sagt Marco.

»Du hattest noch nie das Vergnügen, meinen Vater kennenzulernen.«

»Erzählst du mir, was ihm wirklich zugestoßen ist?«, fragt Marco. »Ich bin ziemlich neugierig.«

Celia seufzt und bleibt neben einem Baum stehen, in den sehnsuchtsvolle Liebeserklärungen eingeritzt sind. Bisher hat sie die Geschichte niemandem erzählt, hatte nie die Gelegenheit gehabt, sie jemandem mitzuteilen, der sie verstehen würde.

»Mein Vater war immer ein bisschen zu ehrgeizig«, setzt sie an. »Er wollte etwas tun, das ihm nicht gelungen ist, jedenfalls nicht so wie geplant. Er wollte aus der greifbaren Welt verschwinden.«

»Wie sollte das gehen?«, fragt Marco. Celia ist froh, dass er das Vorhaben nicht gleich als undurchführbar abtut. Sie sieht, wie er es sich vorzustellen versucht, und bemüht sich, es ihm so gut wie möglich zu erklären.

»Stell dir vor, ich hätte ein Glas Wein«, sagt sie. Ein Glas Rotwein erscheint in ihrer Hand. »Danke. Wenn ich diesen Wein in ein Wasserbecken, einen See oder gar ins Meer gießen würde, wäre er dann weg?«

»Nein, er wäre nur verdünnt.«

»Genau. Mein Vater hat herausgefunden, wie er das Glas verschwinden lassen kann.« Beim Sprechen löst das Glas in ihrer Hand sich auf, der Wein jedoch bleibt und schwebt in der Luft. »Aber statt ein Becken oder ein größeres Glas zu nehmen, hat er sich sozusagen gleich ins Meer ergossen. Er hat Probleme, sich wieder zusammenzusetzen. Natürlich schafft er es, aber es ist schwierig. Hätte er sich auf einen bestimmten Ort beschränkt, ginge es ihm wahrscheinlich

besser. Jetzt treibt er ziellos umher. Muss sich krampfhaft an Dingen festhalten. Er spukt in seinem Haus in New York herum. In Theatern, in denen er früher oft auftrat. Er hält sich an mir fest, wenn er kann, allerdings habe ich gelernt, ihm aus dem Weg zu gehen, wenn ich es möchte. Er hasst das, besonders weil ich mich dabei seiner eigenen Schutzmethode bediene, nur in verstärktem Maß.«

»Wäre es denn machbar?«, fragt Marco. »Was er versucht hat? So, dass es funktioniert, meine ich.«

Celia betrachtet den ohne sein Glas schwebenden Wein. Dann berührt sie ihn mit der Hand, und er zittert und zerfällt in kleine Tropfen, die sich wieder zusammensetzen.

»Ich denke schon«, sagt sie. »Mit den richtigen Gegebenheiten. Man bräuchte einen Maßstab. Einen Ort, einen Baum, etwas Greifbares, um sich daran festzuhalten. Damit man nicht frei im Raum schwebt. Ich nehme an, mein Vater wollte, dass die ganze Welt so funktioniert wie seine eigene, aber ich glaube, sie müsste dann stärker umgrenzt sein. Wie ein Glas, nur mit mehr Bewegungsfreiheit.«

Sie berührt erneut den schwebenden Wein und schiebt ihn zu dem Baum, neben dem sie steht. Die Flüssigkeit sickert in das Papier und durchtränkt es langsam, bis der ganze Baum als einziger in einem weißen Wald purpurfarben leuchtet.

»Du manipulierst mein Zauberwerk«, sagt Marco und mustert interessiert den weingetränkten Baum.

»Du lässt es zu«, entgegnet Celia. »Ich war mir nicht sicher, ob es klappt.«

»Könnte dir gelingen, was er versucht hat?«, fragt Marco.

Celia betrachtet nachdenklich den Baum. »Wenn ich einen Grund dazu hätte, dann vielleicht schon«, sagt sie.

»Aber ich mag die greifbare Welt ganz gern. Ich glaube, mein Vater hat sein Alter gespürt, das fortgeschrittener war, als es schien, und er fand die Vorstellung, in der Erde zu verrotten, nicht sehr reizvoll. Vielleicht wollte er sich auch zum Herrn über sein Schicksal aufschwingen, aber das weiß ich nicht genau, da er mich vor seinem Versuch nicht zu Rate gezogen hat. Er hat mich mit vielen offenen Fragen und einem vorgetäuschten Begräbnis zurückgelassen. Was übrigens einfacher ist, als man annehmen könnte.«

»Aber er spricht mit dir?«, fragt Marco.

»Ja, wenn auch nicht so oft wie früher. Er sieht auch genauso aus. Es ist wie ein Nachhall, sein Bewusstsein hat quasi die Form einer körperlichen Erscheinung angenommen. Aber es fehlt ihm an Festigkeit, und das ärgert ihn schrecklich. Vielleicht wäre er greifbarer geblieben, wenn er es anders angepackt hätte. Allerdings bin ich mir nicht sicher, ob ich für den Rest der Ewigkeit in einem Baum gefangen sein möchte.«

»Ich glaube, das hängt vom Baum ab«, erwidert Marco.

Er dreht sich zu dem purpurnen Baum, der sogleich stärker leuchtet, aus dem Glutrot wird ein warmes loderndes Feuer.

Die Bäume rundherum verändern sich auf dieselbe Weise.

Durch das zunehmende Licht wird es so hell, dass Celia die Augen schließt.

Der Boden unter ihren Füßen gerät mit einem Mal ins Schwanken, doch Marcos Hand an ihrer Taille stützt sie.

Als sie die Augen öffnet, stehen sie auf dem Achterdeck eines Schiffs mitten im Meer. Das Schiff besteht aus Büchern, mit Segeln aus Tausenden von überlappenden Seiten, und das Meer, auf dem es treibt, ist tiefschwarze Tinte.

Am Himmel erscheinen winzige Lichtpunkte wie Sternengewimmel und hell wie die Sonne.

»Ich dachte mir, nach dem vielen Gerede über beengte Räume wäre ein bisschen Weite ganz nett«, sagt Marco.

Celia tritt an den Schiffsrand und fährt mit den Händen über die Reling, die aus Buchrücken besteht. Eine leichte Brise, die den Duft von staubigen Büchern und feuchter, fetter Tinte birgt, spielt mit ihrem Haar.

Marco stellt sich neben sie, während sie auf das mitternächtliche Meer blickt, das sich in einen klaren Horizont erstreckt.

»Das ist schön«, sagt sie.

Sie runzelt die Stirn, als sie die bloßen, glatten Finger seiner rechten Hand auf der Reling sieht.

»Suchst du vielleicht danach?« Marco macht eine schwungvolle Handbewegung. Die Haut verändert sich und zeigt die Narbe um seinen Ringfinger. »Sie wurde von einem Ring verursacht, als ich vierzehn war. Etwas Lateinisches war eingraviert, aber ich weiß nicht mehr, was.«

»*Esse quam videri*«, sagt Celia. »Mehr Sein als Schein. Das Familienmotto der Bowens. Mein Vater hat es sehr gern in alles Mögliche eingravieren lassen. Ich weiß nicht genau, ob er sich der Ironie bewusst war. Dieser Ring war vermutlich so ähnlich wie meiner.«

Sie legt ihre rechte Hand neben seine. Die Gravur im Silberring an ihrem Finger, die Marco für ein filigranes Muster gehalten hatte, ist der gleiche Spruch in geschwungener Schrift.

Celia zieht den Ring über den Fingerknöchel und lässt Marco die Narbe sehen.

»Das ist die einzige Verletzung, die ich nie vollkommen heilen konnte«, sagt sie.

»Meiner war ähnlich«, entgegnet Marco und betrachtet ihren Ring, aber sein Blick schweift immer wieder zu der Narbe zurück. »Er war nur aus Gold. Deinen hast du von Alexander?«

Celia nickt.

»Wie alt warst du damals?«

»Ich war sechs. Ein schlichter silberner Ring. Es war das erste Mal, dass ich jemandem begegnet bin, der das Gleiche tun konnte wie mein Vater. Er sagte, ich sei ein Engel. Etwas Schöneres hatte mir noch nie jemand gesagt.«

»Das ist eine Untertreibung«, sagt Marco und legt seine Hand über ihre.

Eine jähe Brise reißt an den vielschichtigen Papiersegeln. Die Seiten flattern, während sich die tintenschwarze Fläche unten kräuselt.

»Das warst du«, sagt Marco.

»Nicht absichtlich«, erwidert Celia.

»Macht nichts«, sagt Marco und schlingt seine Finger um ihre. »Du weißt, ich kann das auch.«

Der Wind nimmt zu und lässt dunkle Tintenwellen gegen das Schiff schlagen. Seiten fallen aus den Segeln und umwirbeln sie wie Laub. Das Schiff neigt sich, und Celia verliert beinahe den Halt, doch sie lacht, als Marco ihr die Arme um die Taille legt.

»Das ist ziemlich beeindruckend, Mr Zauberer«, sagt sie.

»Nenn mich bei meinem Namen«, sagt Marco. Er hat sie noch nie seinen Namen aussprechen hören, und als er sie jetzt in den Armen hält, sehnt er sich plötzlich danach. »Bitte«, fügt er hinzu, als sie zögert.

»Marco«, sagt sie mit tiefer, leiser Stimme. Der Klang seines Namens auf ihrer Zunge ist noch berausgender, als

er es sich vorgestellt hatte, er beugt sich vor, um ihn zu schmecken.

Kurz bevor seine Lippen ihre berühren, wendet sie sich ab.

»Celia«, seufzt Marco ihr ins Ohr, und in ihrem Namen liegt all die Sehnsucht und Verzweiflung, die auch sie empfindet, als sein Atem auf ihrem Nacken brennt.

»Tut mir leid«, sagt sie. »Ich ... ich möchte nicht alles noch komplizierter machen, als es schon ist.«

Er erwidert nichts, hält die Arme weiter um sie geschlungen, aber die Brise legt sich, und die gegen das Schiff schlagenden Wellen verebben.

»Einen Großteil meines Lebens habe ich versucht, mich zu beherrschen«, sagt Celia und lehnt den Kopf an seine Schulter. »Mich in- und auswendig zu kennen, keine Unordnung zu dulden. Wenn ich bei dir bin, geht mir das verloren. Das ängstigt mich, und –«

»Ich will dich nicht ängstigen«, fällt Marco ihr ins Wort.

»Es ängstigt mich, wie sehr mir das gefällt«, vollendet Celia den Satz und dreht sich wieder zu ihm. »Es ist so verführerisch, mich in dir zu verlieren. Loszulassen. Zuzulassen, dass du mich davor bewahrst, Lüster zu zerbrechen, statt mich ständig selbst darum kümmern zu müssen.«

»Ich könnte das.«

»Ich weiß.«

Schweigend stehen sie da, während das Schiff dem endlosen Horizont entgegentreibt.

»Lass uns weggehen«, sagt Marco. »Irgendwohin. Fort vom Zirkus, fort von Alexander und deinem Vater.«

»Das geht nicht«, sagt Celia.

»Natürlich geht das«, widerspricht Marco. »Du und ich, zusammen könnten wir alles tun.«

»Nein«, erwidert Celia. »Nur hier können wir alles tun.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Hast du jemals darüber nachgedacht, einfach wegzugehen? Richtig, ernsthaft daran gedacht, den Plan durchzuführen, und nicht nur als Traum oder flüchtige Vorstellung?« Als er nicht antwortet, fährt sie fort. »Denk darüber nach, jetzt sofort. Stell dir vor, wir lassen diesen Ort und das Spiel hinter uns und fangen irgendwo anders von vorn an, ernsthaft.«

Marco schließt die Augen und malt es sich in Gedanken aus, konzentriert sich nicht auf die Wunschvorstellung, sondern auf die praktische Durchführbarkeit. Er stellt sich die banalsten Einzelheiten vor: die Übergabe von Chandreshs Büchern an einen neuen Buchhalter, das Packen der Koffer in seiner Wohnung, bis hin zu den Eheringen an ihren Fingern.

Im selben Moment fängt seine rechte Hand an zu brennen, der scharfe, durchdringende Schmerz schießt von der Narbe um seinen Finger den Arm hoch und verdunkelt jeden Gedanken in seinem Kopf. Es ist derselbe Schmerz wie damals, als die Narbe entstand, nur tausendfach stärker.

Das Schiff steht augenblicklich still. Das Papier zerbröckelt und das Tintenmeer verblasst, zurück bleibt nur ein Kreis aus Stühlen in einem gestreiften Zelt, wo Marco zu Boden fällt.

Der Schmerz verebbt allmählich, als Celia sich neben ihn kniet und seine Hand nimmt.

»Am Abend der Geburtstagsfeier«, sagt sie. »Der Abend, an dem du mich geküsst hast. Damals dachte ich auch daran. Ich wollte nicht mehr weiterspielen, ich wollte nur noch bei dir sein. Ich wollte dich fragen, ob du mit mir durchbrennst, und es war mir ernst. In dem Augenblick, als

ich mir eingeredet hatte, wir könnten es schaffen, überkam mich ein so starker Schmerz, dass ich kaum noch stehen konnte. Friedrich wusste nicht, was mit mir los war. Er hat mich in eine ruhige Ecke gesetzt, mir die Hand gehalten und nicht weiter nachgefragt, als ich es nicht erklären konnte. Er ist wirklich sehr nett.«

Sie betrachtet die Narbe auf Marcos Hand, während er mühsam um Atem ringt.

»Ich dachte, es hat vielleicht mit dir zu tun«, sagt sie. »Deshalb bin ich einmal bei der Abfahrt des Zuges nicht eingestiegen, und das war genauso schmerzhaft. Wir sind restlos gebunden.«

»Du wolltest mit mir durchbrennen«, sagt Marco lächelnd, obwohl seine Hand immer noch schmerzt. »Ich wusste nicht, dass dieser Kuss so wirkungsvoll war.«

»Du hättest dafür sorgen können, dass ich ihn vergesse, ihn aus meiner Erinnerung streichen können, wie du es bei den anderen auf dem Fest getan hast.«

»Das war nicht besonders leicht«, sagt Marco. »Außerdem wollte ich nicht, dass du ihn vergisst.«

»Hätte ich auch nicht gekonnt. Wie geht es dir?«

»Erbärmlich. Aber der Schmerz lässt langsam nach. An dem Abend habe ich Alexander gesagt, dass ich aufhören will. Offenbar war es mir nicht ernst. Ich wollte nur eine Reaktion von ihm.«

»Wahrscheinlich sollen wir nicht das Gefühl haben, dass wir gefangen sind«, sagt Celia. »Wir spüren die Gitter nur, wenn wir daran rütteln. Mein Vater meint, es wäre einfacher, wenn wir uns nicht so viel miteinander beschäftigen würden. Vielleicht hat er recht.«

»Ich habe es versucht«, sagt Marco und umfasst ihr Gesicht mit den Händen. »Ich habe versucht, dich gehen zu

lassen, aber ich kann nicht. Ich denke unentwegt an dich. Ich träume unentwegt von dir. Empfindest du nicht dasselbe für mich?«

»Doch«, sagt Celia. »Du bist immer bei mir. Ich sitze im Eisgarten, um einen Hauch von dem Gefühl zu bekommen, das du mir vermittelst. Ich habe es schon gespürt, bevor ich wusste, wer du bist, und immer wenn ich denke, es kann nicht mehr stärker werden, tut es das doch.«

»Was hält uns dann davon ab, jetzt zusammen zu sein?«, fragt er. Seine Hand gleitet von ihrem Gesicht herab und an ihrem Ausschnitt entlang.

»Ich möchte ja«, sagt Celia und holt tief Luft, als seine Hände weiter abwärtswandern. »Glaub mir, ich möchte es. Aber es geht nicht nur um dich und mich. In dieses Spiel sind so viele Leute verstrickt. Es wird immer schwerer, alles in Ordnung zu halten. Und das« – sie legt ihre Hände auf seine – »das ist äußerst ablenkend. Ich möchte nicht wissen, was passiert, wenn ich meine Konzentration verliere.«

»Du hast keine Kraftquelle«, sagt er. Celia sieht ihn verwirrt an.

»Eine Kraftquelle?«, wiederholt sie.

»So wie ich das Feuer benutze, als Verbindung. Ich borge mir Energie vom Feuer. Hast du nichts Vergleichbares? Arbeitest du nur aus dir selbst?«

»Eine andere Methode kenne ich nicht«, erwidert Celia.

»Du kontrollierst den Zirkus ständig?«, fragt Marco.

Celia nickt. »Ich habe mich daran gewöhnt. Meistens ist es machbar.«

»Das muss unglaublich aufreibend sein.«

Er küsst sie sanft auf die Stirn, dann lässt er sie los, bleibt ihr aber so nah wie möglich, ohne sie zu berühren.

Und dann erzählt er ihr Geschichten. Mythen, die er von seinem Lehrmeister gehört hat. Selbst ausgedachte Phantasien, die auf Auszüge und Teile von anderen Geschichten zurückgehen, gelesen in Büchern mit brüchigem Rücken. Zirkusideen, die nicht in Zelte passen würden.

Sie antwortet ihm mit Geschichten aus ihrer Kindheit, die sie in Hinterzimmern von Theatern verbrachte. Abenteuern in entlegenen Städten, die der Zirkus besucht hatte. Sie erzählt von Ereignissen aus ihren spiritistischen Sitzungen und ist froh, dass er dieses Unterfangen als genauso absurd empfindet wie sie seinerzeit.

Sie sitzen da und unterhalten sich bis kurz vor Tagesanbruch, er verlässt sie erst, als der Zirkus schon schließt.

Marco presst Celia an seine Brust, bevor er aufsteht und sie hochzieht.

Er nimmt eine Karte aus der Tasche, auf der nur der Buchstabe *M* und eine Adresse steht.

»Ich bin nicht mehr so oft bei Chandresh«, sagt er und reicht ihr die Karte. »Wenn ich nicht bei ihm bin, findest du mich dort. Du bist zu jeder Tages- und Nachtzeit willkommen. Wenn dir der Sinn nach etwas Abwechslung steht.«

»Danke«, sagt Celia. Sie dreht die Karte in ihren Fingern um, und sie verschwindet.

»Wenn das alles vorbei ist, lasse ich dich nicht mehr so leicht gehen, egal, wer von uns gewinnt. Einverstanden?«

»Einverstanden.«

Marco nimmt ihre Hand, führt sie an die Lippen und küsst den Silberring, der ihre Narbe verdeckt.

Celia fährt ihm mit den Fingerspitzen übers Gesicht. Dann dreht sie sich um und verschwindet, bevor er die Hand ausstrecken und sie zurückhalten kann.

Eine dringende Bitte

CONCORD, MASSACHUSETTS, 30. OKTOBER 1902

Die Schafe sind heute schlecht aufgelegt, als Bailey sie von einer Weide zur nächsten führen will. Sie widerstehen seinem Stupsen, Fluchen und Schieben, finden das Gras auf der jetzigen Wiese viel besser als das hinter dem Gatter in der niedrigen Steinmauer, ganz gleich, wie sehr Bailey sie vom Gegenteil zu überzeugen versucht.

Plötzlich meldet sich eine Stimme hinter ihm.

»Hallo, Bailey.«

Poppet sieht irgendwie anders aus, wie sie da hinter der Mauer steht. Das Licht ist zu hell, die Umgebung zu banal und grün. Ihre Kleidung wirkt zu elegant, obwohl sie ihre Inkognito-Sachen und nicht das Zirkuskostüm trägt. Ihr Rock ist zu gerüschelt für einen Werktag, und ihre Stiefel sind zwar staubig, aber zu schick und unpraktisch zum Herumlaufen auf einer Farm. Sie trägt keinen Hut, ihr rotes Haar ist offen, der Wind weht es ihr um den Kopf.

»Hallo, Poppet«, sagt er, nachdem sich seine Überraschung gelegt hat. »Was machst du hier?«

»Ich muss mit dir über etwas reden«, sagt sie. »Das heißt, dich etwas fragen.«

»Und das kann nicht bis heute Abend warten?«, fragt Bailey. Inzwischen trifft er Poppet und Widget jeden Abend, sobald der Zirkus öffnet.

Poppet schüttelt den Kopf.

»Ich dachte, es ist besser, wenn ich dir Zeit zum Nachdenken gebe«, sagt sie.

»Worüber nachdenken?«

»Ob du mit uns kommst.«

Bailey sieht sie mit zusammengekniffenen Augen an.
»Was?«, bringt er gerade noch hervor.

»Wir sind heute Abend zum letzten Mal hier«, sagt sie.
»Und ich möchte, dass du mit uns kommst, wenn wir gehen.«

»Das soll wohl ein Scherz sein«, sagt Bailey.

Poppet schüttelt den Kopf.

»Nein, ganz bestimmt nicht. Ich wollte mir ganz sicher sein, dass es richtig ist, dich darum zu bitten, und jetzt bin ich mir sicher. Es ist wichtig.«

»Was soll das heißen? Warum ist es wichtig?«, fragt Bailey.

Poppet seufzt. Sie blickt nach oben, als suche sie im blauen Himmel die hinter den flauschigen weißen Wolken verborgenen Sterne.

»Ich weiß, dass du mit uns kommen sollst«, sagt sie.
»Das weiß ich ganz genau.«

»Aber warum? Warum ich? Was soll ich denn tun, einfach nur hinterhertrotten? Ich bin nicht wie du und Widget. Ich kann nichts Besonderes. Ich gehöre nicht in den Zirkus.«

»Doch! Ich weiß noch nicht genau, warum, aber ich bin sicher, dass du zu mir gehörst. Ich meine, zu uns.« Eine tiefe Röte überzieht ihr Gesicht.

»Ich würde ja gerne, wirklich. Es ist nur ...« Bailey betrachtet die Schafe, das Haus und die Scheune auf dem mit Apfelbäumen gesäumten Hügel. Es würde entweder den Streit »Harvard gegen Farm« lösen oder ihn noch viel, viel schlimmer machen. »Ich kann nicht einfach weggehen«, sagt er, meint aber eigentlich etwas anderes.

»Ich weiß«, sagt Poppet. »Tut mir leid. Ich sollte das nicht von dir verlangen. Aber ich glaube ... Nein, ich glaube es nicht, ich weiß es. Ich weiß, wenn du nicht mit uns kommst, kehren wir nicht mehr zurück.«

»Ihr kehrt nicht mehr hierher zurück? Warum?«

»Wir kehren nirgendwohin mehr zurück«, sagt Poppet. Sie blickt noch einmal mit düsterem Gesicht nach oben, dann wendet sie sich wieder an Bailey. »Wenn du nicht mit uns kommst, gibt es keinen Zirkus mehr. Und frag mich nicht, warum, sie nennen mir keinen Grund.« Sie macht eine Handbewegung in Richtung Himmel, zu den Sternen hinter den Wolken. »Sie sagen mir nur, wenn es in Zukunft einen Zirkus geben soll, dann musst du dort sein. Du, Bailey. Du und ich und Widge. Ich weiß nicht, warum es wichtig ist, dass wir zu dritt sind, aber so ist es. Wenn nicht, bricht alles auseinander. Es hat schon angefangen.«

»Wovon redest du? Mit dem Zirkus ist doch alles in Ordnung.«

»Ich weiß nicht, ob man es auch von außen merkt. Es ist ... Wenn eins deiner Schafe krank wäre, würde ich das merken?«

»Wahrscheinlich nicht«, sagt Bailey.

»Würdest du es merken?«, fragt Poppet.

Bailey nickt.

»Genauso verhält es sich mit dem Zirkus. Ich weiß, wie er sich anfühlen muss, und im Moment fühlt er sich nicht so an, schon seit einiger Zeit nicht mehr. Ich merke genau, dass etwas nicht stimmt, und ich spüre, dass er zerfällt wie ein Kuchen, auf dem nicht genügend Zuckerguss ist, um ihn zusammenzuhalten, aber ich weiß nicht, was es ist. Ergibt das einen Sinn?«

Bailey starrt sie nur an, und sie seufzt.

»Erinnerst du dich noch an den Abend im Labyrinth? Als wir in dem Vogelkäfigraum festgesteckt haben?«

Bailey nickt.

»Das ist mir noch nie zuvor im Labyrinth passiert. Nie. Wenn wir den Ausgang aus einem Raum oder einem Flur nicht finden, konzentriere ich mich, und dann spüre ich, wo die Türen sind. Ich weiß genau, was sich hinter ihnen befindet. Meistens mache ich davon keinen Gebrauch, weil es dann nämlich nicht so lustig ist, aber an dem Abend habe ich mich konzentriert, und es hat nicht gewirkt. Alles fühlt sich immer fremder an, und ich weiß nicht, was ich dagegen tun soll.«

»Aber wie kann ich dabei helfen?«, fragt Bailey.

»Du warst es, der den Schlüssel schließlich gefunden hat, erinnerst du dich?«, sagt Poppet. »Ich suche ständig nach Antworten und möchte das Richtige tun, aber nichts ist klar, außer dem mit dir. Ich weiß, es ist zu viel von dir verlangt, dein Zuhause und deine Familie zu verlassen, aber der Zirkus ist mein Zuhause und meine Familie, ich darf ihn nicht verlieren. Nicht, wenn ich es irgendwie verhindern kann. Tut mir leid.«

Sie setzt sich auf die Steinmauer, das Gesicht von ihm abgewendet. Bailey, der noch immer die Wiese und die unverbesserlichen Schafe betrachtet, gesellt sich zu ihr. Schweigend sitzen sie eine Weile da. Die Schafe wandern in trägen Kreisen und knabbern am Gras.

»Gefällt es dir hier, Bailey?«, fragt Poppet und blickt hinüber zur Farm.

»Nicht besonders.«

»Hast du dir schon mal gewünscht, dass jemand kommt und dich wegholt?«

»Hat Widge dir das erzählt?«, fragt Bailey und überlegt, ob sein Wunsch so stark ist, dass er ihm ins Gesicht geschrieben steht.

»Nein«, sagt Poppet. »Das war nur geraten. Aber Widge hat mich gebeten, dir das zu geben.« Sie holt eine kleine Glasflasche aus ihrer Tasche und gibt sie ihm.

Bailey weiß, dass die Flasche wahrscheinlich nicht leer ist, auch wenn sie so aussieht, und er ist zu neugierig, um sie nicht augenblicklich zu öffnen. Er zieht den kleinen Stöpsel heraus, froh darüber, dass er mit einem kleinen Stück Draht an der Flasche befestigt ist.

Das Gefühl innen ist so vertraut, so tröstlich und erkennbar und echt, dass Bailey die Rauheit der Rinde spürt, den Duft der Eicheln riecht und sogar das Schnattern der Eichhörnchen hört.

»Er wollte, dass du deinen Baum immer bei dir behalten kannst«, sagt Poppet. »Falls du dich dafür entscheidest, mit uns zu gehen.«

Bailey steckt den Stöpsel wieder in die Flasche. Eine ganze Weile sagen beide nichts. Der Wind zieht an Poppets Haar.

»Wie viel Zeit bleibt mir, um darüber nachzudenken?«, fragt Bailey leise.

»Wir reisen ab, wenn der Zirkus heute Nacht schließt«, sagt Poppet. »Der Zug steht vor Tagesanbruch bereit, aber es wäre besser, wenn du früher kommen könntest. Die Abfahrt gestaltet sich manchmal ein bisschen ... schwierig.«

»Ich denke drüber nach«, sagt Bailey. »Aber ich kann nichts versprechen.«

»Danke, Bailey«, sagt Poppet. »Aber kannst du mir einen Gefallen tun? Wenn du nicht mit uns gehst, könntest du dann heute Abend bitte nicht in den Zirkus kommen? Und

das jetzt unseren Abschied sein lassen? Ich glaube, das wäre einfacher.«

Bailey starrt sie einen Moment lang verständnislos an, ihre Worte dringen nicht ganz zu ihm durch. Der Gedanke ist noch schrecklicher als die Frage, ob er mitgehen soll. Aber er nickt, weil er das Gefühl hat, es sei angemessen.

»In Ordnung«, sagt er. »Ich komme nur, wenn ich mit euch gehe. Versprochen.«

»Danke, Bailey.« Poppet lächelt, allerdings weiß er nicht, ob es ein glückliches Lächeln ist oder nicht.

Und bevor er ihr sagen kann, dass sie Widget von ihm grüßen soll, falls nötig, beugt sie sich vor und küsst ihn – nicht auf die Wange, wie sie es schon mehrmals getan hat, sondern auf den Mund, und im selben Moment weiß Bailey, dass er ihr überallhin folgen wird.

Poppet dreht sich wortlos um und geht. Bailey beobachtet sie, bis ihr rotes Haar nicht mehr zu sehen ist, und dann starrt er weiter hinter ihr her, die winzige Flasche fest in der Hand, immer noch unsicher, wie ihm zumute ist oder was er in den wenigen Stunden bis zu seiner Entscheidung tun soll.

Hinter ihm trotten die sich selbst überlassenen Schafe durch das offene Gatter auf die nächste Wiese.

Einladung

LONDON, 30. OKTOBER 1901

Obwohl Celia Bowen bei der Ankunft des Zirkus in London versucht ist, Marco sofort zu besuchen, geht sie zuerst ins Midland Grand Hotel.

Sie erkundigt sich nicht am Empfang.

Sie spricht mit niemandem.

Sie steht in der Mitte der Eingangshalle, unbemerkt von Personal und Gästen, die unterwegs sind zu anderen Schauplätzen, anderen Verabredungen und anderen Durchgangstationen.

Nachdem sie länger als eine Stunde dagestanden hat, starr wie eine Zirkusstatue, tritt ein Mann in einem grauen Anzug auf sie zu.

Er hört ihr reglos zu, und als sie fertig ist, nickt er nur.

Sie macht einen schönen Knicks, dreht sich dann um und geht.

Der Mann im grauen Anzug bleibt noch eine Weile allein und unbemerkt in der Eingangshalle stehen.

Überschneidungen I: Ein alter Hut

LONDON, 31. OKTOBER–1. NOVEMBER 1901

Am Abend vor Allerheiligen ist der Zirkus immer besonders festlich. Auf dem Platz hängen weiße runde Papierla-

ternen, auf denen die Schatten tanzen wie lautlos heulende Fratzen. Ledermasken in Weiß, Schwarz und Silber mit Bändern zum Befestigen stehen in Körben am Tor und überall im Zirkus bereit für Besucher, die sie aufsetzen möchten. Manchmal sind Zirkusmitarbeiter und Besucher nur schwer zu unterscheiden.

Es ist eine völlig andere Erfahrung, anonym durch den Zirkus zu wandern, in die Umgebung einzutauchen und ein Teil der Atmosphäre zu werden. Viele Gäste genießen das Erlebnis enorm, während andere es als befremdlich empfinden und lieber ihr Gesicht zeigen.

Jetzt, in den Stunden nach Mitternacht, da die Uhr in das eigentliche Allerheiligen hineintickt, hat sich die Menge erheblich gelichtet.

Die verbliebenen maskierten Besucher wandern wie Geister umher.

Die Schlange für die Wahrsagerin ist um diese Zeit verschwunden. Die meisten Leute lassen sich die Zukunft am frühen Abend deuten und behalten sich die späten Nachtstunden für weniger intellektuelle Beschäftigungen vor. Am frühen Abend kamen die Ratsuchenden fast ununterbrochen, doch beim Übergang von Oktober zu November wartet niemand mehr im Vorraum und hinter dem Perlenvorhang, um zu hören, welche Geheimnisse die Karten zu erzählen haben.

Und dann teilt sich der Perlenvorhang, obwohl sie niemanden hat kommen hören.

Was Marco ihr zu sagen hat, sollte sie nicht schockieren. Die Karten haben es ihr schon seit Jahren gesagt, aber sie hat die Augen davor verschlossen und es vorgezogen, nur die anderen Möglichkeiten zu sehen.

Es aus seinem Munde zu hören ist allerdings eine ganz andere Sache. Kaum hat er die Worte ausgesprochen, schiebt sich eine vergessene Erinnerung in ihr Gedächtnis. Zwei grün gekleidete Gestalten inmitten eines belebten Ballsaals, die so unbestreitbar ineinander verliebt sind, dass der ganze Raum vor Hitze pulsiert.

Sie fordert ihn auf, eine Karte zu ziehen. Es überrascht sie, dass er darauf eingeht.

Dass die von ihm gezogene Karte *Die Päpstin* ist, überrascht sie weniger.

Als er geht, entfernt Isobel ihr Schild für den Abend.

Manchmal tut sie das schon früher oder für eine bestimmte Zeit, wenn sie vom Kartenlegen müde ist und eine Pause braucht. Oft besucht sie dann Tsukiko, doch an diesem Abend geht sie nicht zu der Schlangenfrau, sondern setzt sich allein an ihren Tisch und mischt zwanghaft ihre Tarotkarten.

Sie dreht eine Karte um, dann noch eine und noch eine.

Nur Schwerter. Reihenweise spitz nach oben zeigende Schwerter. Vier. Neun. Zehn. Das Ass der Schwerter.

Sie schiebt die Karten wieder in den Haufen, lässt sie dann liegen und wendet sich etwas anderem zu.

Unter dem Tisch bewahrt sie eine Hutschachtel auf. Es ist der sicherste Platz, der ihr einfiel, und für sie am leichtesten zugänglich. Oft vergisst sie, dass die Schachtel überhaupt da ist, verborgen unter dem herabfallenden Samt. Immer zwischen ihr und den Ratsuchenden. Eine ständige unsichtbare Präsenz.

Jetzt greift sie unter den Tisch und zieht sie aus dem samtenen Schatten ins flackernde Kerzenlicht.

Eine schlichte runde Hutschachtel, bezogen mit schwarzer Seide. Sie hat kein Schloss und kein Scharnier, der De-

ckel wird von zwei sorgfältig verknoteten Bändern gehalten, eines schwarz, das andere weiß.

Isobel stellt die Schachtel auf den Tisch und wischt oben eine dicke Staubschicht ab, allerdings sitzt noch viel mehr davon in den verknoteten Bändern. Sie zögert und denkt einen Augenblick lang, es wäre besser, sie in Ruhe zu lassen und an ihren Platz zurückzustellen. Aber es scheint keine Rolle mehr zu spielen.

Langsam bindet sie die Bänder auf und löst die Knoten mit den Fingernägeln. Als sie locker genug sind und sie den Deckel öffnen kann, entfernt sie ihn vorsichtig, als fürchte sie sich vor dem, was sie im Inneren finden könnte.

In der Schachtel ist ein Hut.

Unverändert, wie sie ihn eingepackt hatte. Ein alter schwarzer Bowlerhut, am Rand leicht abgenutzt. Er ist mit weiteren schwarzen und weißen Bändern verschnürt, eingewickelt wie ein Geschenk in hellen und dunklen Schleifen. Unter den Knoten befindet sich eine einzelne Tarotkarte. Zwischen Hut und Karte steckt ein gefaltetes weißes Spitzentaschentuch mit gestickten schwarzen Verzierungen am Rand.

Es war alles so simpel gedacht. Die Knoten und was dahinterstand.

Während des Unterrichts damals hatte sie gelacht und ihre eigenen Karten bevorzugt. Sie schienen ihr so klar, trotz der unzähligen Bedeutungen.

Es war nur eine Vorsichtsmaßnahme. Unter so unvorhersehbaren Umständen sind Vorsichtsmaßnahmen klug. Auch nicht seltsamer, als wenn man an einem sonnigen Tag einen Regenschirm auf einen Spaziergang mitnimmt.

Aber setzt das alles hier nicht nur Staub an? Sie kann es nicht mit Sicherheit sagen, hat kein Barometer für etwas so

Ungreifbares. Kein Thermometer für Chaos. Im Augenblick hat sie das Gefühl, als laufe sie gegen die Leere an.

Vorsichtig nimmt Isobel den Hut aus der Schachtel, die langen Bänder ergießen sich wie ein Wasserfall rundherum. Dafür, dass es sich um einen alten Hut mit einem ausgefransten Band handelt, an dem ein Taschentuch und eine Karte befestigt sind, ist das Ganze auf seltsame Weise schön. Fast festlich.

»Der kleinste Zauber kann die größte Wirkung haben«, sagt Isobel, überrascht, dass ihr die Stimme versagt und sie den Tränen nahe ist.

Der Hut gibt keine Antwort.

»Ich glaube nicht, dass du überhaupt eine Wirkung hast«, sagt Isobel.

Wieder hält der Hut keine Antwort für sie bereit.

Eigentlich hatte sie den Zirkus nur im Gleichgewicht halten und verhindern wollen, dass zwei in Konflikt stehende Parteien sich oder ihrer Umgebung Schaden zufügen.

Sie hatte die Waagschalen vor dem Zerbrechen bewahren wollen.

Vor ihrem geistigen Auge sieht sie die beiden immer wieder zusammen im Ballsaal. Sie erinnert sich an Bruchstücke eines mitgehörten Streits. Wie Marco sagte, er hätte alles für *sie* getan, eine Bemerkung, die Isobel damals nicht verstanden und wenig später vergessen hatte.

Jetzt aber ist alles klar.

Die starken Gefühle in den Karten, wenn sie daraus etwas über ihn erfahren wollte, galten immer nur Celia.

Und der Zirkus, alles nur für sie. Für jedes schöne Zelt, das er schafft, baut sie eins im Gegenzug.

Und sie, Isobel, hat dazu beigetragen, alles im Gleichgewicht zu halten. Sie hat ihm geholfen. Ihnen beiden geholfen.

Sie blickt auf den Hut in ihren Händen.

Weißer Spitze an schwarzer Wolle, ineinander verschlungene Bänder. Unzertrennlich.

In einem jähen Wutanfall reißt Isobel an den Bändern und zerrt an den Schleifen.

Das Taschentuch schwebt wie ein Geist nach unten, die Initialen C. N. B. gut lesbar vor den gestickten Ranken.

Die Tarotkarte fällt zu Boden. Das Bild eines Engels prangt auf der Vorderseite, darunter das Wort *Ausgleich*.

Isobel hält atemlos inne. Sie wartet auf eine Nachwirkung, dass etwas geschieht, in Antwort auf diese Tat. Aber alles ist still. Die Kerzen flackern um sie herum. Der Perlenvorhang hängt reglos und gleichmütig da. Mit einem Mal kommt sie sich dumm und albern vor, allein in ihrem Zelt mit einem Haufen verknäueltem Band und einem alten Hut. Sie kann nicht fassen, dass sie so töricht war zu glauben, sie könnte dergleichen beeinflussen. Dass irgendetwas von ihr abhinge.

Sie greift nach unten, um die Karte aufzuheben, doch dann hört sie etwas, und ihre Hand erstarrt. Für den Bruchteil einer Sekunde klingt es wie die quietschenden Bremsen eines Zuges.

Erst einen Augenblick später wird Isobel klar, dass jemand draußen vor dem Zelt schreit und dieser Jemand Poppet Murray ist.

Am dunkelsten ist es vor dem Morgengrauen

CONCORD, MASSACHUSETTS, 31. OKTOBER 1902

Poppet und Widget stehen am Zirkustor, abseits vom Kasenhäuschen, obwohl die Schlange für Eintrittskarten zu dieser späten Stunde geschrumpft ist. Der sternenübersäte Tunnel wurde bereits entfernt und durch einen gestreiften Vorhang ersetzt. Die *Wunschtraumuhr* hinter ihnen schlägt dreimal. Widget bedient sich aus einer Tüte Popcorn mit Schokoladenglasur.

»Willst du noch länger warten?«, fragt er mit vollem Mund.

»Ich habe versucht, es ihm so gut wie möglich zu erklären«, sagt Poppet. »Ich glaube, ich habe es mit Kuchen verglichen.«

»Das sollte eigentlich funktioniert haben«, sagt Widget. »Wer könnte einem guten Kuchenvergleich widerstehen?«

»Ich weiß nicht, ob er mich verstanden hat. Ich glaube, er war sehr verstört, dass ich ihn gebeten habe, heute Abend nicht zu kommen, wenn er nicht mit uns geht. Ich wusste nicht, was ich sonst sagen sollte, ich wollte ihm nur klar machen, wie wichtig es ist.« Poppet seufzt und lehnt sich an den Eisenzaun. »Und ich habe ihn geküsst«, fügt sie hinzu.

»Ich weiß«, erwidert Widget.

Poppet schaut ihn böse an, und ihr Gesicht wird fast so rot wie ihr Haar.

»War keine Absicht«, sagt Widget mit einem Schulterzucken. »Du verbirgst es wirklich nicht gut. Du solltest mehr üben, wenn du nicht möchtest, dass ich bestimmte Dinge sehe. Hat Celia dir das nicht beigebracht?«

»Warum wirst du darin immer besser und ich immer schlechter?«, fragt Poppet.

»Glück?«

Poppet verdreht die Augen. »Hast du mit Celia geredet?«, fragt sie.

»Ja. Ich habe ihr erzählt, dass Bailey mit uns kommen sollte. Sie hat nur gesagt, sie würde nichts dagegen unternehmen.«

»Immerhin etwas.«

»Sie ist zerstreut«, sagt Widget und schüttelt seine Popcorntüte. »Sie hat mir nichts erzählt und kaum zugehört, als ich ihr erklären wollte, worum wir ihn gebeten haben. Ich hätte ihr aufpassen können, dass wir ein fliegendes Nilpferd als Haustier mitnehmen wollen, und sie hätte nichts dagegen gehabt. Aber Bailey kommt nicht nur zum Spaß mit, oder?«

»Ich weiß es nicht«, sagt Poppet.

»Was weißt du denn?«

Poppet blickt in den Nachthimmel. Die meisten Sterne werden von dunklen Wolken verdeckt, aber stellenweise kommen sie sanft funkelnd in Sicht.

»Erinnerst du dich noch, als wir im Sterngucker waren und ich etwas Helles sah, aber nicht wusste, was es war?«

Widget nickt.

»Es war der große Platz. Der ganze Platz, nicht nur das Feuer. Hell und lichterloh brennend. Und dann ... Ich weiß nicht, was passiert ist, aber Bailey war da. So viel steht fest.«

»Und das wird bald passieren?«, fragt Widget.

»Sehr bald, glaube ich.«

»Sollen wir ihn entführen?«

»Also wirklich, Widge.«

»Nein, im Ernst. Das ginge doch. Wir schleichen uns in sein Haus, schlagen ihm etwas Schweres auf den Kopf und schleppen ihn dann so unauffällig wie möglich hierher. Wir

können ihn stützen, dann denken die Leute, er ist ein Betrunkener aus der Stadt. Bevor er wieder bei Bewusstsein ist, sitzt er im Zug, und dann hat er keine Chance mehr. Schnell und schmerzlos. Jedenfalls schmerzlos für uns. Das heißt, außer der Schlepperei.«

»Das ist doch eine Schnapsidee, Widge.«

»Ach, komm schon, das wird bestimmt lustig.«

»Da bin ich anderer Meinung. Ich glaube, wir haben unser Teil getan, und jetzt müssen wir warten.«

»Bist du dir da ganz sicher?«, fragt Widget.

»Nein«, antwortet Poppet leise.

Wenig später geht Widget los und holt sich noch etwas zu essen. Poppet wartet allein am Tor und schaut gelegentlich über die Schulter zur Uhr.

Überschneidungen II: Blutrote Furien

und flammende Schicksale

LONDON, 31. OKTOBER–1. NOVEMBER 1901

Man kann den Zirkus an jedem Abend zu Recht als magisch bezeichnen«, schrieb Herr Friedrick Thiessen einmal, »doch am Abend vor Allerheiligen ist er etwas ganz Besonderes. Sogar die Luft knistert vor Geheimnissen.«

An diesem Halloween-Abend ist es kalt und klar. Die ausgelassenen Besucher sind in dicke Mäntel und Schals

gepackt. Viele tragen Masken, ihre Gesichter sind verborgen unter schwarzem, silbernem und weißem Stoff.

Das Licht im Zirkus ist gedämpfter als gewöhnlich. Aus jeder Ecke scheinen Schatten zu kriechen.

Chandresh Christophe Lefèvre betritt unbemerkt den Zirkus. Am Tor nimmt er eine silberne Maske aus einem Korb und zieht sie über sein Gesicht. Die Frau im Kassenhäuschen erkennt ihn nicht, als er sein Eintrittsgeld zahlt.

Er streift durch den Zirkus wie ein Mann in einem Traum.

Der Mann im grauen Anzug trägt keine Maske. Er geht gemächlich, mit einem ruhigen, fast trägen Gang. Er hat kein besonderes Ziel im Kopf und streift von Zelt zu Zelt. In manche tritt er ein, an anderen geht er vorbei. Er kauft sich einen Tee, bleibt auf dem Platz stehen und betrachtet eine Weile das Feuer, dann schlendert er wieder zurück auf die Wege zwischen den Zelten.

Er hat den Zirkus noch nie zuvor besucht und scheint sich sehr wohl zu fühlen.

Chandresh folgt ihm auf Schritt und Tritt. Er geht durch dieselben Zelte und sieht zu, wie er auf dem Platz seinen Tee bezahlt. Er blickt auf den Boden neben dem Mann im grauen Anzug und sucht dessen Schatten, aber sein Versuch wird durch das ständig wechselnde Licht vereitelt.

Außer Chandresh schenkt ihm niemand Beachtung. Die an ihm vorbeigehenden, würdigen ihn keines Blickes, trotz seiner Größe und seines tadellosen grauen Anzugs mit Zylinder. Selbst die Teeverkäuferin registriert ihn kaum und wendet sich schnell dem nächsten Kunden zu. Wie ein Schatten gleitet er durch den Zirkus. Er hat einen Stock mit silberfarbener Spitze bei sich, den er nicht benutzt.

Chandresh verliert ihn mehr als einmal in der Menge, und das Grau wird zu einem verschwommenen Fleck aus Schwarz und Weiß, vermischt mit Farben von den Besuchern. Es dauert nie lange, bis er den grauen Zylinder wiederfindet, aber in der Zwischenzeit wird er so nervös, dass er mit zitternden Händen an seinem Mantel und dem Inhalt seiner Taschen herumfummelt.

Chandresh murmelt vor sich hin. Die dicht genug an ihm vorbeigehen und es hören, sehen ihn befremdet an und machen einen Bogen um ihn.

Chandresh wiederum wird von einem jungen Mann verfolgt, der eine flüchtige Ähnlichkeit mit seinem Assistenten hat, den er jedoch nicht mal erkennen würde, wenn er ihm in die Augen sähe, weil seine Aufmerksamkeit einzig dem Mann im grauen Anzug gilt.

Marco, der immer auf Abstand bleibt und Chandresh nicht aus dem Auge lässt, trägt keine Maske, allerdings würde ihn mit diesem Gesicht nur Celia erkennen, und die Zauberkünstlerin ist anderweitig beschäftigt.

So geht es eine ganze Zeitlang. Mr A. H— dreht gemächlich seine Runden durch den Zirkus. Er besucht die Wahrsagerin, die ihn nicht erkennt und ihm die Zukunft in artigen Kartenreihen legt, dabei allerdings verwirrende Überlagerungen einräumt. Er sieht sich die Vorstellung der Zauberkünstlerin an, die seine Anwesenheit mit einem einzigen, subtilen Nicken quittiert. Dann geht er durch den Spiegelgang, begleitet von zahllosen Gestalten in denselben grauen Anzügen und Zylindern. Anschließend fährt er mit dem Karussell. Der Eisgarten scheint ihm besonders zu gefallen.

Chandresh folgt ihm von Zelt zu Zelt, wartet vor denen, die er nicht besucht, durchdrungen von stetig wachsender Unruhe.

Marco verliert sie beide nur einen Moment aus den Augen, als er sich kurz einer anderen Angelegenheit zuwendet.

Die Uhr am Tor tickt Minute um Minute auf Mitternacht zu, ihre Zierfiguren rucken und wirbeln durcheinander.

Den Wechsel von Oktober zu November bekommt nur mit, wer in der Nähe der Uhr steht, ansonsten verstreicht er weitgehend unbemerkt.

Die Menge schrumpft zunehmend. Masken werden in die Körbe auf dem Platz und am Tor zurückgegeben, ungeordnete Haufen von leeren Augen und Bändern. Kinder werden mit Versprechen davongeschleppt, dass sie am nächsten Abend wiederkommen dürfen, nur wird der Zirkus am nächsten Abend nicht mehr hier sein, und die Kinder werden sich später belogen und betrogen fühlen.

In einem ziemlich breiten Durchgang auf der Rückseite des Zirkus, in dem sich nur eine Handvoll Besucher aufhält, bleibt Mr A. H— stehen. Chandresh beobachtet ihn aus einiger Entfernung, kann aber nicht sehen, warum er stehen geblieben ist. Ob er sich vielleicht mit jemandem unterhält? Durch seine Maske sieht Chandresh nur den grauen Anzug und den schwebenden Zylinder. Ein freies Ziel ohne Hindernis dazwischen.

Eine Stimme versichert ihm, dass der Mann nicht echt ist. Ein Hirngespinnst seiner Phantasie. Nichts weiter als ein Traum.

Dann folgt eine Pause. Für einen kurzen Augenblick wird die Zeit langsamer, wie etwas, das sich im Fallen der Schwerkraft widersetzt. Der kalte Wind auf den unge-

schützten Zirkuswegen lässt nach. Nichts flattert mehr, weder die Zeltplanen noch die Bänder der vielen Masken.

Im höchsten Zelt verliert eine Akrobatin das Gleichgewicht und fällt ein gutes Stück, bevor einer ihrer Kollegen sie auffängt und nur knapp davor bewahrt, auf dem Boden aufzuschlagen.

Das Feuer auf dem großen Platz zischt und stößt unvermittelt eine schwarze Rauchwolke aus, die mehrere in der Nähe stehende Besucher hustend zurückspringen lässt.

Das Kätzchen, das gerade aus Poppets Hand auf die ihres Bruders springt, dreht sich plötzlich in der Luft, landet auf dem Rücken statt auf den Füßen und rollt sich empört schreiend zu Widget.

Die Zauberkünstlerin erstarrt mitten in ihrer geschmeidigen Vorführung und wird leichenblass. Sie schwankt, als sei sie einer Ohnmacht nahe, und mehrere aufmerksame Zuschauer wollen ihr schon helfen, aber sie fällt nicht.

Marco sackt zusammen, als hätte ihm ein unsichtbarer Angreifer einen Hieb in den Magen versetzt. Ein vorbeigehender Besucher packt ihn am Arm und stützt ihn.

Und Chandresh Christophe Lefèvre zieht das schwere Silbermesser aus seiner Manteltasche und wirft es, ohne zu zögern.

Das Messer fliegt aus seiner Hand und wirbelt in perfekten Umdrehungen Schneide über Griff durch die Luft.

Es folgt einem präzisen, vorgegebenen Ziel. So genau, wie es möglich ist.

Dann bewegt sich sein Zielobjekt.

Mr A. H—s maßgeschneiderter grauer Anzug gleitet zur Seite. Nur ganz wenig. Ein anmutiger Schritt. Eine unbewusste Geste. Eine Gewichtsverlagerung im Raum.

Und so streift das Messer nur seinen Ärmel und landet in der Brust des Mannes, mit dem er spricht. Die Klinge dringt mühelos durch den geöffneten schwarzen Mantel und trifft sein Herz, als wäre es schon immer das gesuchte Ziel gewesen, der silberne Griff ragt knapp unter dem roten Schal aus der Brust.

Mr A. H— fängt Herrn Friedrick Thiessen auf, als er nach vorne fällt.

Chandresh starrt seine leere Hand an, als könne er sich nicht entsinnen, was sie eben noch hielt. Taumelnd geht er in Richtung des Feuers zurück. Beim Verlassen des Zirkus vergisst er, seine Maske abzugeben, und als er sie am nächsten Tag in seinem Haus findet, weiß er nicht mehr, woher sie kommt.

Mr A. H— legt Herrn Thiessen auf den Boden und redet dabei unablässig auf ihn ein, zu leise, als dass jemand es hören könnte. Die wenigen Besucher ringsum merken zuerst nichts, wobei einige allerdings verwirrt feststellen, dass ein paar Meter weiter die beiden jungen Artisten ihre Vorstellung plötzlich unterbrochen haben und der Junge im schwarzen Anzug die sichtlich verstörten Kätzchen einsammelt.

Nach einer ganzen Weile verstummt Mr A. H—, fährt Herrn Thiessen mit seiner grau behandschuhten Hand übers Gesicht und schließt ihm sanft die staunenden Augen.

Die folgende Stille wird durch Poppet Murrays Schrei erschüttert, während sich die Blutlache auf dem Boden unter ihren weißen Stiefeln ausbreitet.

Bevor nach dem ersten Schock das Chaos ausbrechen kann, entfernt Mr A. H— vorsichtig das Messer aus Herrn Thiessens Brust, steht auf und geht.

Als er an dem verdutzten, noch immer schmerzgekrümmten Marco vorbeikommt, reicht er ihm ohne ein Wort oder einen Blick das blutverschmierte Messer und verschwindet in der Menge.

Die wenigen Besucher, die den Vorfall bezeugen, werden rasch fortgedrängt. Später glauben sie, dass alles nur ein schlauer Trick war. Ein Hauch Theatralik an einem ohnehin festlichen Abend.



DER TRÄNENTEICH



Zum Schild an diesem Zelt gehört ein Kästchen mit glatten schwarzen Steinen. Der Text weist an, beim Eintreten einen davon mitzunehmen.

Innen ist es dunkel, die Decke ist mit aufgespannten schwarzen Regenschirmen bedeckt, deren gebogene Griffe herabhängen wie Eiszapfen.

In der Mitte des Raums ist ein Becken. Ein Teich, umfriedet von einer schwarzen Steinmauer, die weiße Kiesel säumen.

In der Luft liegt ein salziger Meereshauch.

Du gehst an den Rand, um hineinzusehen. Unter deinen Füßen knirschen die Kiesel.

Der Teich ist flach, aber er leuchtet. Ein flackerndes Licht schimmert durch die Wasserfläche. Ein weicher

Glanz, der ausreicht, um den Teich und die am Grund liegenden Steine zu erleuchten. Es sind Aberhunderte, ein jeder wie der in deiner Hand. Das Licht dringt durch die Lücken zwischen den Steinen.

Wellige Spiegelungen an den Wänden lassen den Eindruck entstehen, als stünde das gesamte Zelt unter Wasser.

Du setzt dich an den Rand und drehst deinen schwarzen Stein zwischen den Fingern immer wieder um. Die Stille im Zelt entfaltet eine ruhige Melancholie. Erinnerungen schälen sich langsam aus den dunklen Winkeln deiner Gedanken. Flüchtige Enttäuschungen. Verpasste Gelegenheiten und aussichtslose Vorhaben. Liebeskummer und Schmerz und trostlose, schreckliche Einsamkeit.

Kummer, den du längst vergessen glaubtest, vermischt sich mit noch immer frischen Wunden.

Der Stein in deiner Hand wird schwerer.

Als du ihn zu den übrigen Steinen in den Teich fallen lässt, fühlst du dich leichter. Als hättest du mehr losgelassen als einen glattgeschmirligten Stein.

Abschied

CONCORD, MASSACHUSETTS, 30. UND 31. OKTOBER 1902

Bevor die Sonne untergeht, klettert Bailey auf die Eiche, um seine versteckte Schatulle zu holen. Er blickt zum Zirkus, der in dunkles Orange getaucht ist und lange spitze

Schatten über die Wiese wirft. Als er die Schatulle öffnet, findet er nichts, was er wirklich mitnehmen möchte.

Nur Poppets weißen Handschuh steckt er in seine Manteltasche, bevor er die Schatulle wieder zurückstellt.

Zu Hause zählt er seine Ersparnisse, die höher sind, als er erwartet hatte, dann packt er Wechselwäsche und einen Ersatzpullover ein. Er überlegt, ob er noch ein zusätzliches Paar Schuhe mitnehmen soll, kommt aber zu dem Schluss, dass er sich im Notfall wahrscheinlich welche von Widget leihen kann. Dann steckt er alles in eine Ledertasche und wartet, bis seine Eltern und Caroline im Bett liegen.

In der Zwischenzeit packt er die Tasche nochmals aus und wieder ein, weil er nicht recht weiß, was davon er mitnehmen soll und was nicht.

Als er sicher ist, dass alle schlafen, wartet er noch eine Stunde und dann vorsichtshalber noch eine. Mittlerweile ist er zwar recht gut darin geübt, sich zu den seltsamsten Zeiten ins Haus zu schleichen, aber unbemerkt hinauszukommen ist doch noch etwas anderes.

Er geht auf Zehenspitzen durch den Flur und staunt, wie spät es schon ist. Als seine Hand auf dem Türknopf liegt, dreht er noch einmal um, stellt die Tasche ab und sucht leise nach einem Stück Papier. Dann setzt er sich an den Küchentisch und schreibt seinen Eltern einen Brief. Er erklärt ihnen so gut wie möglich die Gründe für sein Weggehen und hofft, dass sie ihn verstehen. Harvard oder die Zukunft der Farm erwähnt er nicht.

Bailey erinnert sich daran, dass seine Mutter einmal sagte, sie wünsche ihm Glück und Abenteuer, als er noch sehr klein war. Und wenn das hier kein Abenteuer ist, dann weiß er es auch nicht.

»Was machst du da?«, fragt eine Stimme hinter ihm.

Caroline steht im Nachthemd mit einer Woldecke um die Schultern in der Tür, ihre Haare sind zu einem stacheligen Wirrwarr von Pin Curls hochgesteckt.

»Geht dich nichts an«, sagt er und wendet sich wieder seinem Brief zu. Er unterschreibt, faltet ihn zusammen und lehnt ihn an eine mit Äpfeln gefüllte Holzschale mitten auf dem Tisch. »Sieh zu, dass sie das lesen.«

»Brennst du durch?«, fragt Caroline mit Blick auf seine Tasche.

»So was in der Richtung.«

»Das ist nicht dein Ernst«, sagt sie gähnend.

»Ich weiß nicht, wann ich zurückkomme. Ich werde schreiben, wenn ich kann. Sag ihnen, sie sollen sich keine Sorgen machen.«

»Bailey, geh wieder ins Bett.«

»Geh du lieber wieder ins Bett, Caroline. Du siehst aus, als könnte dir etwas mehr Schönheitsschlaf nicht schaden.«

Als Antwort verzieht Caroline ihr Gesicht zu einer höhnischen Grimasse.

»Und außerdem«, fährt Bailey fort, »wann hast du dich jemals für mich interessiert?«

»Die ganze Woche schon führst du dich auf wie ein Baby«, zischt Caroline, immer noch im Flüsterton. »Ständig bist du in diesem Zirkus und bleibst die ganze Nacht weg. Wird endlich erwachsen, *Bailey*.«

»Genau das habe ich vor«, sagt Bailey. »Es ist mir egal, ob du mich verstehst. Ich werde hier nicht glücklich. Du schon, weil du fade und langweilig bist und dir ein fades, langweiliges Leben genügt. Mir nicht. Niemals. Deshalb gehe ich. Tu mir einen Gefallen und heirate jemanden, der sich gut um die Schafe kümmert.«

Er nimmt einen Apfel aus der Schale und wirft ihn in die Luft, fängt ihn auf und steckt ihn in seine Tasche, bevor er sich fröhlich winkend von Caroline verabschiedet.

Er lässt sie am Tisch stehen, wo sie in stummer Wut den Mund öffnet und schließt, während er leise das Haus verlässt.

Voller Energie macht Bailey sich auf den Weg. Er rechnet schon fast damit, dass Caroline hinter ihm herläuft oder sofort ihre Eltern weckt und ihnen alles erzählt. Doch mit jedem Schritt wird klarer, dass er wirklich fortgeht und nichts ihn aufhalten kann.

Der Weg kommt ihm länger vor in der stillen Nacht und ohne die Menschen, die jeden Abend dasselbe Ziel hatten wie er, wenn er zum Zirkus rannte, um schon vor dem Öffnen da zu sein.

Die Sterne sind noch zu sehen, als Bailey mit der Tasche über der Schulter die Eiche erreicht. Er ist später dran als geplant, doch bis zum Tagesanbruch bleibt noch reichlich Zeit.

Aber die Wiese, die sich unter dem sternensäten Himmel erstreckt, ist leer, als wäre dort nie etwas anderes gewesen als Gras und Laub und Nebel.

Rückblick

LONDON, 1. NOVEMBER 1901

Der Mann im grauen Anzug gleitet schnell durch die Menge der Zirkusbesucher. Auf seinem Weg zum Tor tei-

len sie sich wie Wasser und treten zur Seite, ohne auch nur zu überlegen.

Die Gestalt, die ihm am Rand des großen Platzes den Weg verstellt, ist durchsichtig und wirkt im Schein des Feuers und der sachte schaukelnden Papierlaternen wie eine Fata Morgana. Der Mann im grauen Anzug bleibt vor seinem Kollegen stehen, obwohl er problemlos durch die Erscheinung hindurchgehen könnte.

»Interessanter Abend, nicht wahr?«, fragt Hector ihn, was irritierte Blicke seitens der Besucher ringsum zur Folge hat.

Der Mann im grauen Anzug bewegt kaum merklich die Finger, als blätterte er eine Buchseite um, und das Starren hört auf, die neugierigen Blicke wandern weiter und richten sich auf andere Dinge.

Die Menge zieht in beiden Richtungen an den beiden Männern vorbei, ohne sie wahrzunehmen.

»Spar dir die Mühe«, sagt Hector geringschätzig. »Die Hälfte der Leute sieht sowieso hinter jeder Ecke Gespenster.«

»Die Sache ist außer Kontrolle geraten«, sagt der Mann im grauen Anzug. »Dieser Schauplatz war immer zu exponiert.«

»Gerade das macht es doch so lustig«, sagt Hector. Er wedelt mit dem Arm in Richtung der Menge. Seine Hand gleitet durch die Schulter einer Frau, die sich überrascht umdreht und dann weitergeht, als sie nichts entdeckt. »Hast du deine Tarnmethoden nicht schon zur Genüge eingesetzt, um das hier zu kontrollieren, nachdem du dich bei Chandresh eingeschmeichelt hast?«

»Ich kontrolliere gar nichts«, sagt der Mann im grauen Anzug. »Ich habe ein gewisses Regelwerk zur Geheimhal-

tung eingeführt und es mit einer Aura des Rätselhaften verschleiert. Auf meinen Rat hin zieht der Zirkus unangekündigt von Ort zu Ort. Das nützt beiden Spielern.«

»Und hält sie voneinander fern. Wenn du sie von Anfang an zusammengebracht hättest, hätte sie ihn schon vor Jahren geschlagen.«

»Macht dich dein jetziger Zustand etwa blind? Es war töricht von dir, in deine eigene Falle zu gehen, und es ist töricht von dir, wenn du nicht siehst, dass sie ineinander vernarrt sind. Wenn man sie nicht voneinander ferngehalten hätte, wäre es lediglich schon früher passiert.«

»Du hättest ein verdammter Kuppler werden sollen«, sagt Hector, dessen zusammengekniffene Augen im wogenden Licht immer wieder verschwinden. »Ich habe meine Spielerin besser trainiert.«

»Und trotzdem ist sie zu mir gekommen. Sie hat mich persönlich hierher eingeladen, während du –« Er hält inne, da ihm eine Gestalt ins Auge sticht.

»Hatte ich dir nicht empfohlen, einen Spieler zu suchen, der verlieren kann?«, sagt Hector und beobachtet, wie sein Gefährte dem verzweifelten jungen Mann mit dem Bowlerhut hinterherschaut, der, ohne sie zu bemerken, an ihnen vorbeigeht und Chandresh durch das Besuchergewimmel folgt. »Dir wachsen deine Schüler immer zu sehr ans Herz. Leider merken das nur die wenigsten.«

»Und wie viele deiner Schüler wollten das Spiel von sich aus beenden?«, fragt der Mann im grauen Anzug, nunmehr wieder an ihn gewandt. »Sieben? Wird deine Tochter die achte sein?«

»Das wird nicht wieder passieren«, erwidert Hector, jedes Wort scharf und schwer trotz seiner durchscheinenden Gestalt.

»Wenn sie gewinnt, wird sie dich dafür hassen, falls sie das nicht schon jetzt tut.«

»Sie wird gewinnen. Du solltest nicht vergessen, dass sie immer stärker war als dein Spieler.«

Der Mann im grauen Anzug hebt eine Hand in Richtung Feuer, worauf der Lärm hinter dem Platz stärker zu ihnen herüberhallt, und Hector hört, wie seine Tochter in wachsender Panik immer wieder Friedrichs Namen ruft.

»Hört sich das für dich nach Stärke an?«, fragt der Mann im grauen Anzug, senkt die Hand und lässt Celias Stimme im Getöse der Menge verebben.

Hector runzelt nur finster die Stirn, das lodernde Feuer lässt seine Miene noch verzerrter erscheinen.

»Ein unschuldiger Mann ist heute Abend hier gestorben«, fährt der Mann im grauen Anzug fort. »Ein Mann, den deine Spielerin ziemlich gern mochte. Wenn sie nicht schon angefangen hätte, schwach zu werden, dann wäre es spätestens jetzt so weit. Wolltest du das erreichen? Hast du nach all den Wettstreiten nichts gelernt? Man kann nie vorhersagen, wie eine Sache sich entwickelt. Es gibt auf beiden Seiten keine Garantien.«

»Das Ganze ist noch nicht vorbei«, sagt Hector und verschwindet in einem verschwommenen Fleck aus Licht und Schatten.

Der Mann im grauen Anzug geht weiter, als wäre er nie stehen geblieben, und bahnt sich den Weg durch die Samtvorhänge, die den Platz von der Außenwelt trennen. Bevor er den Zirkus verlässt, betrachtet er am Tor noch eine Weile die *Wunschtraumuhr*.

Schöner Schmerz

LONDON, 1. NOVEMBER 1901

Marcos Wohnung war früher schlicht und karg eingerichtet, ist inzwischen jedoch vollgestopft mit einem Sammelurium an Möbelstücken, die Chandresh irgendwann lästig geworden und in diesem Fegefeuer gelandet sind, statt komplett ausrangiert zu werden.

Da die Regale nicht mehr ausreichen, türmen die unzähligen Bücher sich mittlerweile auch auf alten chinesischen Hockern und mit Saristoffen bezogenen Kissen.

Die Uhr auf dem Kaminsims, ein Werk von Herrn Thiesen, zeigt auf kurz vor drei und ist mit winzigen Büchern verziert, deren Seiten sich im Sekundentakt umwenden.

Die größeren Bücher auf dem Schreibtisch folgen einem weniger gleichmäßigen Takt, da Marco ständig zwischen handgeschriebenen Bänden wechselt und auf losen Blättern Notizen macht oder Berechnungen anstellt. Immer wieder streicht er Symbole und Zahlen durch, legt Bücher beiseite, um sich andere zu holen, und kehrt dann wieder zu den beiseitegelegten zurück.

Plötzlich geht die Tür auf, Schlösser öffnen sich und Scharniere schwingen wie wild. Marco fährt vom Schreibtisch hoch und stößt ein Tintenfass um.

Celia steht in der Tür, ein paar Strähnen haben sich aus ihren hochgesteckten Haaren gelöst. Ihr cremefarbener Mantel, der für das Wetter zu leicht ist, hängt offen an ihr herunter.

Erst als sie ins Zimmer tritt und die Tür sich hinter ihr mehrfach klickend verriegelt, fällt Marco auf, dass ihr Kleid blutverschmiert ist.

»Was ist passiert?«, fragt er, und die Hand, mit der er das Tintenfass aufrichten wollte, hält mitten in der Luft inne.

»Du weißt ganz genau, was passiert ist«, sagt Celia. Ihre Stimme klingt ruhig, aber auf der dunklen vergossenen Tintenfläche bilden sich schon erste Kräuselwellen.

»Geht es dir gut?«, fragt Marco und tritt zu ihr.

»Mir geht es ganz und gar nicht gut«, sagt Celia. Das Tintenfass zersplittert, verspritzt Tinte über die Papiere und Marcos weiße Hemdsärmel und – unsichtbar – auch auf seine schwarze Weste. Seine Hände sind ebenfalls mit Tinte bekleckert, doch das Blut auf ihrem Kleid lenkt ihn noch immer ab; es leuchtet scharlachrot auf dem elfenbeinfarbenen Satin und verschwindet unter dem schwarzen samteneen Überwurf, der es wie einen Käfig bedeckt.

»Celia, was hast du getan?«, fragt er.

»Ich hab's versucht«, antwortet sie. Ihre Stimme versagt, sie muss es wiederholen. »Ich hab's versucht. Ich dachte, ich könnte es vielleicht wieder in Ordnung bringen. Ich habe ihn so lange gekannt. Ich dachte, es ist vielleicht so wie eine Uhr, die man einstellt und die dann wieder tickt. Ich wusste genau, was nicht in Ordnung war, aber ich konnte es nicht beheben. Er war mir so vertraut, aber es ... es hat nicht funktioniert.«

Ein Schluchzer entfährt ihrer Brust, und die seit Stunden zurückgehaltenen Tränen strömen ihr aus den Augen.

Marco eilt durchs Zimmer und zieht sie an sich.

»Es tut mir leid«, sagt er immer und immer wieder über ihr Schluchzen hinweg, bis sie sich beruhigt und ihre angespannten Schultern in seinen Armen locker werden.

»Er war mein Freund«, sagt sie leise.

»Ich weiß.« Marco wischt ihr die Tränen ab und hinterlässt dabei Tintenflecken auf ihren Wangen. »Es tut mir wirklich leid. Ich weiß nicht, was passiert ist. Etwas hat das Gleichgewicht gestört, aber ich weiß nicht, was.«

»Es war Isobel«, sagt Celia.

»Was?«

»Der Zauber, mit dem sie den Zirkus belegt hat, dich und mich. Ich wusste davon, ich konnte es spüren. Ich dachte, er könnte uns nicht viel anhaben, aber offenbar lag ich falsch. Ich weiß nicht, warum sie ausgerechnet den heutigen Abend gewählt hat.«

Marco seufzt.

»Weil ich ihr endlich gesagt habe, dass ich dich liebe«, antwortet er. »Ich hätte es ihr schon vor Jahren sagen sollen, aber ich habe es erst heute getan. Ich dachte, sie hätte es gut aufgenommen, aber ich habe mich offenbar getäuscht. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, was Alexander dort wollte.«

»Ich hatte ihn eingeladen.«

»Aber warum?«

»Ich wollte ein Urteil«, antwortet Celia, und ihr treten erneut Tränen in die Augen. »Ich wollte, dass alles vorbei ist, damit ich bei dir sein kann. Ich dachte, wenn er in den Zirkus kommt, könnte ein Sieger bestimmt werden. Ich weiß nicht, wie sie es sonst entscheiden wollen. Woher wusste Chandresh, dass er dort war?«

»Keine Ahnung. Ich weiß auch nicht, was in ihn gefahren ist, dass er so unbedingt hinwollte. Er bestand darauf, dass ich ihn nicht begleite, deshalb bin ich ihm heimlich gefolgt. Ich habe ihn nur kurz aus den Augen verloren, als

ich zu Isobel ging, um mit ihr zu reden, und als ich ihn wieder eingeholt hatte ...«

»Hattest du auch das Gefühl, als wäre dir der Boden unter den Füßen weggezogen worden?«

Marco nickt.

»Ich wollte Chandresh vor sich selbst beschützen. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, dass er für irgendwen eine Gefahr sein könnte.«

»Was ist das alles?«, fragt Celia und zeigt auf den Schreibtisch mit den vielen Büchern voller Glyphen und Symbole, eingekreisten Textstellen, die aus anderen Quellen ausgerissen, aneinandergesetzt und immer wieder überschrieben wurden. In der Mitte des Schreibtischs liegt ein großes, in Leder gebundenes Buch. Auf den Innendeckel ist etwas geklebt, umgeben von einem kunstvoll beschriebenen Baum, das Celia als Zeitungsausschnitt erkennt. Das einzige Wort, das sie entziffern kann, ist *transzendent*.

»So arbeite ich«, sagt Marco. »Dieses Buch verbindet alle im Zirkus. Es ist die Absicherung, ein besserer Ausdruck fällt mir nicht ein. Vor der Feuerzeremonie habe ich eine Abschrift in den Kessel gelegt, aber bei diesem habe ich einiges verändert.«

Celia blättert die Seiten mit den Namen durch. Auf einer entdeckt sie einen Papierfetzen mit der geschwungenen Unterschrift von Lainie Burgess, und daneben eine hellere, leere Stelle, wo ein gleich großes Stück herausgerissen wurde.

»Ich hätte Herrn Thiessen mit aufnehmen sollen«, sagt Marco. »Daran hatte ich nie gedacht.«

»Wenn es ihn nicht getroffen hätte, dann einen anderen Besucher. Wir können nicht alle beschützen. Unmöglich.«

»Es tut mir leid«, sagt Marco wieder. »Ich kannte Herrn Thiessen nicht so gut wie du, aber ich habe ihn und seine Arbeit sehr bewundert.«

»Er hat mir den Zirkus auf eine Weise gezeigt, wie ich ihn zuvor nie gesehen hatte«, sagt Celia. »Wie er von außen wirkt. Wir haben uns jahrelang Briefe geschrieben.«

»Ich hätte dir auch gern geschrieben, wenn ich in Worte fassen könnte, was ich dir sagen möchte. Ein Meer aus Tinte würde nicht dazu reichen.«

»Aber stattdessen hast du für mich Träume erschaffen«, sagt Celia und blickt zu ihm hoch. »Und ich habe für dich Zelte erschaffen, die du nur selten siehst. Ich hatte immer so viel von dir um mich herum und konnte dir nichts geben, was dir bleibt.«

»Ich habe immer noch deinen Schal«, sagt Marco.

Sie lächelt leicht und schließt das Buch. Die verschüttete Tinte daneben sickert zurück ins Glas, das sich aus den Scherben wieder zusammenfügt.

»Ich glaube, mein Vater würde das ›von außen nach innen arbeiten‹ nennen«, sagt sie. »Er hat immer davor gewarnt.«

»Dann würde er das andere Zimmer verabscheuen«, sagt Marco.

»Welches Zimmer?«, fragt Celia. Das Tintenfass steht da, als wäre es nie zerbrochen gewesen.

Marco führt sie zum benachbarten Zimmer. Er öffnet die Tür, tritt aber nicht ein, und als Celia ihm folgt, sieht sie auch den Grund dafür.

Der Raum könnte früher ein Arbeitszimmer oder ein Salon gewesen sein, nicht sehr groß, aber durchaus gemütlich, wären da nicht die vielen Papiere und Fäden, die von jeder freien Fläche hängen.

Fäden ziehen sich vom Lüster weiter über die Regalbretter. Sie sind ineinander verwoben wie ein von der Decke herabfallendes Netz.

Auf jeder freien Fläche, allen Tischen und Stühlen stehen penibel gebaute Zeltmodelle. Manche aus Zeitungspapier, andere aus Stoff. Fetzen von Bauplänen und Romanen und Briefpapier, gefaltet, ausgeschnitten und zu einer Vielzahl gestreifter Zelte geformt, alle mit noch mehr schwarzem, weißem und rotem Faden verknotet. Sie sind an Uhrwerkteilen, Spiegelscherben und tropfenden Kerzenstümpfen befestigt.

In der Mitte des Raums, auf einem runden, schwarz gestrichenen Tisch mit hellen Perlmutterstreifen, steht ein kleiner Eisenkessel, in dem ein munteres Feuer aus strahlend weißen Flammen lange Schatten auf die Wände wirft.

Celia tritt in das Zimmer und duckt sich, um nicht die von der Decke hängenden Fäden zu berühren. Das Gefühl ist dasselbe wie beim Betreten des Zirkus, bis hin zum Karamellduft, der in der Luft schwebt, aber es geht tiefer, etwas Uraltes, Gewichtiges verbirgt sich unter dem Papier und den Fäden.

Marco bleibt in der Tür stehen, während Celia sich vorsichtig durch das Zimmer bewegt und immer darauf achtet, dass ihr Kleid nichts streift, wenn sie in die winzigen Zelte späht und mit den Fingern behutsam über die Fadenstücke und Uhrenteile fährt.

»Das ist sehr alte Zauberkunst, oder?«, fragt sie.

»Es ist die einzige, die ich kenne«, erwidert Marco. Er zieht an einem Faden neben der Tür, und die Bewegung setzt sich durch den Raum fort, das gesamte Zirkusmodell funkelt, als Metallstreifen das Feuerlicht reflektieren.

»Auch wenn ich meine Zweifel habe, dass sie jemals für diesen Zweck gedacht war.«

Celia bleibt bei einem Zelt stehen, das einen mit Kerzenwachs bedeckten Ast enthält. Sie entdeckt ein weiteres, dessen Wände mit Shakespeare-Sonetten bedruckt sind, schiebt vorsichtig die Papiertür auf und sieht einen Kreis winziger Stühle, der ihre eigene Bühne darstellt.

Celia lässt die Papiertür zufallen.

Am Ende ihres Rundgangs geht sie wieder zu Marco und schließt leise die Tür hinter sich.

Kaum ist sie über die Schwelle getreten, schwindet das Gefühl, im Zirkus zu sein, und mit einem Mal wird Celia bewusst, was sich im Raum nebenan befindet. Die Wärme des Feuers, die gegen die Zugluft von den Fenstern kämpft. Der Duft von Marcos Haut unter der Tinte und seinem Rasierwasser.

»Danke, dass du mir das gezeigt hast«, sagt sie.

»Dein Vater würde das wohl nicht gutheißen, oder?«, fragt Marco.

»Eigentlich interessiert es mich nicht mehr, was mein Vater gutheißt.«

Celia schlendert am Schreibtisch vorbei zum Kamin, wo sie zusieht, wie sich die winzigen Seiten auf der Uhr durch die Zeit blättern.

Neben der Uhr liegt eine Spielkarte. Die Herzzwei. Man sieht ihr nicht an, dass sie einmal ein Dolch aus dem osmanischen Zeitalter durchbohrt hat. Keine Spur davon, dass sie vor langer Zeit mit Celias Blut verschmiert war, aber sie weiß, es ist dieselbe Karte.

»Ich könnte mit Alexander sprechen«, schlägt Marco vor. »Vielleicht hat er genug gesehen und kann ein Urteil fällen. Oder er disqualifiziert mich. Ich bin sicher, inzwi-

schen hält er mich für eine Enttäuschung, er könnte dich als Siegerin be—«

»Hör auf«, sagt Celia, ohne sich umzudrehen. »Bitte, kein Wort mehr. Ich will nicht über das verdammte Spiel reden.«

Marco will Einspruch erheben, doch ihm versagt die Stimme. Er räuspert sich, bringt aber kein Wort heraus. Schließlich lässt er seufzend die Schultern sinken.

»Ich bin es leid, Dinge zusammenzuhalten, die man nicht zusammenhalten kann«, sagt Celia, als er zu ihr tritt. »Zu kontrollieren, was sich nicht kontrollieren lässt. Ich bin es leid, auf Dinge zu verzichten, die ich möchte, nur aus Angst, ich könnte sie zerbrechen und nicht mehr reparieren. Egal, was wir tun, sie werden ohnehin zerbrechen.«

Celia lehnt sich an ihn, und er nimmt sie in den Arm und streichelt ihr mit seiner tintenfleckigen Hand zärtlich den Nacken. Eine Weile stehen sie so da, neben dem prasselnden Feuer und der tickenden Uhr.

Als Celia den Kopf hebt, begegnet er ihrem Blick, streift ihr den Mantel von den Schultern und legt seine Hände auf ihre bloßen Arme.

Celia wird von der vertrauten Leidenschaft überflutet, die sie bei jeder Berührung von ihm empfindet, und sie kann und will sich nicht länger dagegen wehren.

»Marco«, sagt sie und fingert an den Knöpfen seiner Weste herum. »Marco, ich —«

Bevor sie den Satz beenden kann, küsst er sie heiß und fordernd.

Während sie Knopf um Knopf öffnet, zieht er blindlings an Verschlüssen und Bändern, ohne die Lippen von ihnen zu nehmen.

Das sorgsam gefertigte Kleid sinkt zu einem Häufchen um ihre Füße zusammen.

Marco wickelt sich die gelösten Korsettschnüre um die Handgelenke und zieht Celia mit sich zu Boden.

Sie entkleiden sich weiter, bis nichts mehr sie trennt.

Mit der Zunge malt Marco stumme Entschuldigungen und Komplimente über Celias Körper, all das, was er nicht laut aussprechen kann.

Er findet andere Möglichkeiten, es ihr zu sagen, seine Finger hinterlassen schwache Tintenspuren. Er genießt jeden Laut, den er ihr entlockt.

Der gesamte Raum zittert, als sie sich vereinen.

Und trotz der vielen hauchfeinen Gegenstände geht nichts zu Bruch.

Über ihnen blättert die Uhr weiterhin Seiten um und treibt Geschichten voran, die zu klein sind, um sie zu lesen.

*

Marco erinnert sich nicht daran, wann er eingeschlafen ist. Eben noch hält er Celia in den Armen, ihr Kopf liegt auf seiner Brust und er lauscht ihrem Herzschlag, und im nächsten Moment ist er allein.

Das Feuer ist nur noch glimmende Asche. Die graue Morgendämmerung fällt durch die Fenster und wirft weiche Schatten.

Auf dem Kaminsims liegt ein Silberring mit einer lateinischen Gravur auf der Herzzwei. Marco lächelt und streift sich Celias Ring über den kleinen Finger, neben der Narbe am Ringfinger.

Erst später merkt er, dass das große ledergebundene Buch auf seinem Schreibtisch verschwunden ist.

TEIL IV

FUNKENFLUG

Gewiss gibt es Zelte, die mir bei meinen zahlreichen Besuchen im Zirkus entgangen sind. Auch wenn ich sehr viel gesehen habe und zahlreiche Wege gegangen bin – immer bleiben manche Winkel unerforscht und manche Türen ungeöffnet.

– *Friedrick Thiessen*, 1896

Technische Details

LONDON, 1. NOVEMBER 1901

Celia lauscht Marcos gleichmäßigem Herzschlag, in den sich das Ticken der Uhr mischt, und wünscht, sie könnte die Zeit anhalten. Sie möchte für immer in diesem Augenblick verweilen, an Marco geschmiegt, dessen Hände zärtlich über ihren Rücken streichen. Sie möchte nicht gehen müssen.

Es gelingt ihr nur, Marcos Herzschlag so zu drosseln, dass er in tiefen Schlaf fällt.

Sie könnte ihn wecken, doch draußen wird der Himmel schon hell, und sie scheut den Gedanken, sich von ihm verabschieden zu müssen.

Deshalb küsst sie ihn sanft auf die Lippen und zieht sich leise an. Sie nimmt den Ring vom Finger und legt ihn auf

den Kaminsims zwischen die beiden Herzen auf der Spielkarte.

Als sie in ihren Mantel schlüpft, hält sie inne und betrachtet die auf dem Schreibtisch liegenden Bücher.

Wenn sie besser verstünde, nach welchen Methoden er vorgeht, könnte sie vielleicht mit ihrer Hilfe ein eigenständigeres Gebilde aus dem Zirkus machen. Und sich damit selbst einen Teil der Last abnehmen. Vielleicht könnten sie dann mehr als nur ein paar gestohlene Stunden zusammen sein, ohne die Spielregeln herauszufordern.

Es ist das schönste Geschenk, das sie ihm ihrer Ansicht nach machen kann, wenn sie schon von keinem ihrer Lehrmeister ein Urteil erzwingen können.

Sie nimmt das Buch mit den vielen Namen. Es scheint ihr ein guter Anfang zu sein, da sie begreift, was es leisten soll.

Nachdem Celia mit dem ledergebundenen Buch unterm Arm in den Flur geschlichen ist, schließt sie die Tür zu Marcos Wohnung so leise wie möglich. Die Schlösser rasten eins nach dem anderen gedämpft ein.

Sie bemerkt die im Schatten verborgene Gestalt erst, als sie spricht.

»Du hinterlistige kleine Schlampe«, sagt ihr Vater.

Celia schließt die Augen und versucht sich zu konzentrieren, aber es ist schon immer schwer gewesen, ihn abzuwimmeln, wenn er sie erst mal im Griff hat, und sie schafft es nicht.

»Ich staune, dass du im Flur gewartet hast, um mir das an den Kopf zu werfen, Papa«, erwidert sie.

»Diese Wohnung ist geradezu absurd gut abgesichert«, sagt Hector und gestikuliert zur Tür. »Niemand käme da hinein, wenn Marco es nicht wirklich will.«

»Gut«, sagt Celia. »Du kannst dich von ihm fernhalten, und du kannst dich von mir fernhalten.«

»Was hast du damit vor?«, fragt er und deutet auf das Buch unter ihrem Arm.

»Nichts, womit du dich befassen müsstest.«

»Du darfst dich nicht in seine Arbeit mischen.«

»Ich weiß, Einmischung gehört zu den wenigen Dingen, die offenbar gegen die Regeln verstoßen. Ich habe nicht vor, mich einzumischen, ich will nur seine Methoden verstehen, damit ich im Zirkus endlich auch mal was aus der Hand geben kann.«

»Seine Methoden. *Alexanders* Methoden sind nichts, womit du dich abgeben solltest. Du hast ja keine Ahnung, was du da tust. Ich habe deine Fähigkeiten überschätzt.«

»Das ist die Prüfung, oder?«, fragt Celia. »Es geht darum, wie wir mit den Auswirkungen der Magie umgehen, wenn sie an einem öffentlichen Schauplatz ausgetragen wird, in einer Welt, die nicht an solche Dinge glaubt. Es ist ein Test für Durchhaltevermögen und Kontrolle, nicht für Talent.«

»Es ist ein Stärketest«, sagt Hector. »Und du bist schwach. Schwächer, als ich dachte.«

»Dann lass mich in Ruhe«, sagt Celia. »Ich bin erschöpft, Papa. Ich kann das nicht mehr länger durchhalten. Glaub nicht, dass du über einer Flasche Whiskey große Töne spucken kannst, wenn der Sieger ernannt ist.«

»Es wird kein Sieger *ernannt*«, sagt ihr Vater. »Das Spiel wird zu Ende gespielt und nicht abgebrochen. So viel solltest du inzwischen begriffen haben. Früher warst du etwas klüger.«

Celia schaut ihn böse an, denkt aber gleichzeitig über seine Worte nach und lässt sich die unklaren Antworten in

Bezug auf die Regeln, die sie im Laufe der Jahre von ihm bekommen hat, durch den Kopf gehen. Und mit einem Mal nehmen die Punkte, denen er stets ausgewichen ist, schärfer umrissene Formen an, wird der zugrundeliegende unbekannte Faktor klarer.

»Der Sieger ist derjenige, der noch steht, wenn der andere nicht mehr kann«, sagt Celia, für die das Ausmaß des Wettstreits endlich einen niederschmetternden Sinn ergibt.

»Das ist eine krasse Verallgemeinerung, aber sie erfüllt wohl ihren Zweck.«

Celia dreht sich zu Marcos Wohnung um und presst die Hand an die Tür.

»Jetzt hör endlich auf, so zu tun, als würdest du ihn lieben«, sagt Hector. »Über solche Banalitäten bist du doch erhaben.«

»Du bist bereit, mich dafür zu opfern«, sagt sie leise. »Du lässt zu, dass ich mich selbst zerstöre, nur damit du etwas beweisen kannst. Du hast mich zu diesem Spiel verpflichtet und den Einsatz gekannt, und du hast mich glauben lassen, alles sei nur eine schlichte Herausforderung an mein Talent.«

»Schau mich nicht so an, als wäre ich ein Unmensch.«

»Ich durchschaue dich«, faucht Celia. »Das erfordert nicht gerade viel Phantasie.«

»Es wäre nicht anders, wenn ich noch so wäre wie früher.«

»Und was wird aus dem Zirkus, wenn das Spiel zu Ende ist?«, fragt Celia.

»Der Zirkus ist nur der Schauplatz«, sagt er. »Ein Stadion. Eine sehr festliche Arena. Wenn du gewinnst, könntest du ihn weiter nutzen, allerdings dient er ohne Spiel keinem Zweck.«

»Und die anderen Beteiligten dienen wohl auch keinem Zweck?«, fragt Celia. »Ihr Schicksal ist lediglich eine unabwendbare Folge?«

»Jede Handlung hat Auswirkungen«, sagt Hector. »Das gehört zum Spiel.«

»Warum hast du mir das alles nicht viel früher erzählt, sondern erst jetzt?«

»Früher hätte ich nicht gedacht, dass du diejenige sein könntest, die verliert.«

»Du meinst, diejenige, die stirbt.«

»Ein technisches Detail«, sagt ihr Vater. »Ein Spiel ist zu Ende, wenn nur noch ein Spieler übrig ist. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht. Deine törichten Träume, für diesen *Niemand*, den Alexander in London aus der Gosse geholt hat, weiterhin die Hure zu spielen, wenn das hier vorbei ist, kannst du vergessen.«

»Und wer bleibt dann übrig?«, fragt Celia, ohne auf seine Bemerkung einzugehen. »Du hast gesagt, die letzte Herausforderung hätte Alexanders Schüler gewonnen. Was ist mit ihm passiert?«

Ein spöttisches Lachen erschüttert die Dunkelheit, bevor Hector antwortet.

»Sie verbiegt und verrenkt sich in deinem werten Zirkus.«



SPIEL MIT DEM FEUER



Die einzige Beleuchtung in diesem Zelt kommt vom Feuer. Die Flammen flackern strahlendweiß, wie beim Feuer auf dem Platz in der Mitte.

Du gehst an einem Feuerschlucker vorbei, der auf einem gestreiften Podest steht. Er hält kleine Flammen auf langen Stöcken am Brennen, während er sich anschickt, sie in einem Stück zu verschlucken.

Auf einem anderen Podest hält eine Frau zwei lange Ketten mit jeweils einer Flammenkugel am Ende. Sie schwingt sie in Schleifen und Kreisen, die leuchtende Spuren aus weißem Licht hinterlassen und sich so schnell bewegen, dass sie aussehen wie Feuerschnüre und nicht wie einzelne Flammen an Kettenenden.

Auf vielen Podesten jonglieren Akrobaten mit Fackeln, wirbeln sie hoch in die Luft. Manchmal werfen sie einander die brennenden Fackeln in einem Funkenregen zu.

Anderswo schlüpfen Akrobaten durch brennende Reifen auf verschiedenen Ebenen, so mühelos, als wären die Reifen nur aus Metall und stünden nicht lichterloh in Flammen.

Die Akrobatin auf diesem Podest hält kleine Flammen in ihren bloßen Händen und macht daraus Schlangen

und Blumen und alle möglichen Gestalten. Sternschnuppen versprühen Funken, Vögel flammen auf und verschwinden gleich winzigen Phönixen in ihren Händen.

Sie lächelt dich an, während du zusiehst, wie ihre geschickten Finger aus den weißen Flammen ein Boot formen. Ein Buch. Ein Herz aus Feuer.

月子

UNTERWEGS VON LONDON NACH MÜNCHEN, 1. NOVEMBER
1901

Der Zug tuckert unauffällig durch die Landschaft und stößt graue Rauchwolken in die Luft. Die Lokomotive ist fast gänzlich schwarz, die von ihr gezogenen Waggons haben die gleiche Farbe. Die mit Fenstern haben dunkel getöntes Glas, die ohne sind kohlrabenschwarz.

Der Zug bewegt sich lautlos, ohne Pfeifen und Tuten. Die Räder auf den Gleisen quietschen nicht, sondern gleiten weich und ruhig dahin. Er fährt fast unbemerkt seine Strecke entlang und hält nirgendwo an.

Von außen gleicht er einem Kohlenzug oder etwas Ähnlichem. Er ist völlig unscheinbar.

Die Innenausstattung ist eine andere Sache.

Innen ist der Zug opulent, vergoldet und warm. Die meisten Wagen sind mit dicken gemusterten Teppichen ausgelegt, die Samtpolster burgunderrot, violett und cremefarben – als wären sie in einen Sonnenuntergang getaucht

worden und verharrten im Dämmerlicht in der Schweben, bis Mitternacht und Sterne sie verblässen lassen.

Den Korridor säumen Wandleuchter, von denen Kristalle niederregnen und sich im Takt des Zuges wiegen. Heiter und beruhigend.

Kurz nach der Abfahrt stellt Celia das ledergebundene Buch zu ihren eigenen Bänden, offen sichtbar und vor allen Blicken sicher.

Sie tauscht ihr blutverschmiertes Kleid gegen ein fließendes in mondhellem Grau mit schwarzen, weißen und anthrazitfarbenen Bändern, eines von Friedrichs Lieblingskleidern.

Die Bänder wehen hinter ihr her, als sie durch den Zug läuft.

An der einzigen Tür mit zwei kalligraphierten Buchstaben und einem handgeschriebenen Namensschildchen bleibt sie stehen.

Auf ihr höfliches Klopfen erfolgt sofort die Aufforderung einzutreten.

Während die meisten Zugabteile vor Farbe strotzen, ist Tsukikos Privatwaggon fast völlig neutral. Ein karger Raum, umgeben von Trennwänden aus Papier und Vorhängen aus Rohseide, in dem es nach Ingwer und Balsam duftet.

Tsukiko, die einen roten Kimono trägt, sitzt mitten im Raum auf dem Boden. Ein schlagendes purpurnes Herz in seiner fahlen Kammer.

Aber sie ist nicht allein. Isobel liegt mit dem Kopf in Tsukikos Schoß und schluchzt leise.

»Ich wollte nicht stören«, sagt Celia. Sie steht zögernd in der Tür und macht Anstalten, wieder zu gehen.

»Du störst überhaupt nicht«, sagt Tsukiko und winkt sie herein. »Vielleicht kannst du mir ja helfen, Isobel zu überreden, dass sie etwas Ruhe braucht.«

Celia sagt nichts, aber Isobel wischt sich die Augen trocken und nickt, während sie aufsteht.

»Danke, Kiko«, sagt sie und streicht die Falten in ihrem Kleid glatt. Tsukiko bleibt sitzen, ihre Aufmerksamkeit gilt Celia.

Isobel bleibt neben Celia stehen und sagt: »Das mit Herrn Thiessen tut mir leid.«

»Mir auch.«

Einen Augenblick lang glaubt Celia, dass Isobel sie gleich umarmt, doch sie nickt nur und schließt die Tür leise hinter sich.

»Die letzten Stunden sind für uns alle lang gewesen«, sagt Tsukiko, nachdem Isobel weg ist. »Du brauchst einen Tee«, fügt sie hinzu, noch ehe Celia den Grund für ihr Kommen erklären kann. Tsukiko lässt sie auf einem Kissen Platz nehmen und verschwindet stumm hinter einer hohen Trennwand, um ihre Teeutensilien zu holen.

Sie vollführt nicht die gesamte Teezeremonie, wie sie es bei mehreren Gelegenheiten im Laufe der Jahre getan hat, aber es ist trotzdem schön und beruhigend, mit anzusehen, wie Tsukiko zwei Schalen grünen Matcha-Tee zubereitet.

»Warum hast du mir das nie erzählt?«, fragt Celia, als Tsukiko sich ihr gegenüber niedergelassen hat.

»Dir was erzählt?«, fragt Tsukiko und lächelt über ihrem Tee.

Celia seufzt. Sie fragt sich, ob Lainie Burgess damals in Konstantinopel, ebenfalls beim Tee, ähnlich verzweifelt war. Sie hätte nicht übel Lust, Tsukikos Teeschale zu zerschlagen, nur um zu sehen, was sie tun würde.

»Hast du dich verletzt?«, fragt Tsukiko und nickt in Richtung der Narbe an Celias Finger.

»Vor fast dreißig Jahren hat man mich an eine Herausforderung gebunden«, sagt Celia und nippt an ihrem Tee. »Zeigst du mir jetzt auch deine Narbe, nachdem du meine gesehen hast?«

Tsukiko lächelt und stellt ihre Tasse vor sich ab. Dann dreht sie sich um und schiebt den Kragen ihres Kimonos nach unten. An ihrem Nacken, zwischen einer Vielzahl tätowierter Symbole und eingebettet in der Wölbung einer Mondsichel, befindet sich eine verblasste Narbe von der Größe und Form eines Rings.

»Wie du siehst, bleiben die Narben länger, als das Spiel dauert«, sagt Tsukiko und rückt ihren Kimono um die Schultern gerade.

»Sie stammt von einem Ring meines Vaters«, sagt Celia, doch Tsukiko bestätigt die Bemerkung weder, noch streitet sie sie ab.

»Wie schmeckt dein Tee?«, fragt sie.

»Warum bist du hier?«, kontert Celia.

»Ich wurde als Schlangenfrau engagiert.«

Celia stellt ihren Tee ab.

»Ich bin nicht in der Stimmung für solche Spielchen, Tsukiko.«

»Wenn du deine Fragen sorgfältiger wählst, bekommst du vielleicht befriedigendere Antworten.«

»Warum hast du mir nie erzählt, dass du von der Herausforderung weißt?«, fragt Celia. »Dass du selbst schon mitgespielt hast?«

»Ich hatte vereinbart, dass ich mich nur zu erkennen gebe, wenn man mich direkt anspricht«, sagt Tsukiko. »Ich halte mein Wort.«

»Warum bist du überhaupt hierhergekommen?«

»Ich war neugierig. So eine Herausforderung hat es seit meiner nicht mehr gegeben. Ich hatte nicht vor zu bleiben.«

»Und warum bist du geblieben?«

»Ich mochte Monsieur Lefèvre. Der Austragungsort bei meiner Herausforderung war etwas intimer, und dieser hier schien mir einzigartig. Man stößt selten auf Orte, die wirklich einzigartig sind. Ich bin geblieben, um alles zu verfolgen.«

»Du hast uns beobachtet«, sagt Celia.

Tsukiko nickt.

»Erzähl mir mehr über das Spiel«, sagt Celia, in der Hoffnung, auch auf eine ungezielte Frage Antwort zu erhalten, da Tsukiko nun entgegenkommender wirkt.

»Es steckt mehr dahinter, als du dir vorstellen kannst«, sagt Tsukiko. »Ich habe die Regeln damals auch nicht verstanden. Es geht nicht nur um Magie. Glaubst du etwa, ein neues Zelt zum Zirkus hinzuzufügen wäre ein Schachzug? Es ist mehr als das. Alles, was du tust, jeder Augenblick bei Tag und bei Nacht, ist ein Schachzug. Du trägst dein Schachbrett immer bei dir, auch außerhalb von gestreiften Zeltplanen. Allerdings ist dir und deinem Gegner nicht der Luxus vergönnt, hübsch artig auf Feldern zu bleiben.«

Celia nippt an ihrem Tee und denkt darüber nach. Sie versucht sich mit dem Gedanken anzufreunden, dass alles, was mit dem Zirkus und mit Marco passiert ist, ein Teil des Spiels war.

»Liebst du ihn?«, fragt Tsukiko und mustert sie nachdenklich und mit einem Anflug von Lächeln, das mitfühlend sein könnte, allerdings fand Celia Tsukikos Gesichtsausdruck schon immer schwer zu deuten.

Celia seufzt. Es gibt keinen vernünftigen Grund, ihre Liebe abzustreiten. »Ja.«

»Und glaubst du, dass er dich liebt?«

Celia antwortet nicht. Die Formulierung der Frage ärgert sie. Noch vor wenigen Stunden war sie sich ganz sicher. Jetzt, da sie in dieser Höhle aus zart parfümierter Seide sitzt, erscheint ihr alles, was vorher beständig und unbestreitbar war, so flüchtig wie der Dampf über ihrem Tee. Zerbrechlich wie eine Illusion.

»Liebe ist launisch und vergänglich«, fährt Tsukiko fort. »Man sollte lieber keine Entscheidungen auf sie gründen, in keinem Spiel.«

Celia schließt die Augen, damit ihre Hände nicht zittern. Sie braucht länger, als ihr lieb ist, um ihre Fassung wiederzugewinnen.

»Isobel dachte auch einmal, dass er sie liebt«, fährt Tsukiko fort. »Sie war sich ganz sicher. Deshalb ist sie hierhergekommen, sie wollte helfen.«

»Aber er liebt mich«, sagt Celia, weniger fest, als es sich in ihren Gedanken angehört hat.

»Vielleicht«, erwidert Tsukiko. »Er kann ziemlich geschickt manipulieren. Hast du nicht auch schon Leute belogen und ihnen nur das gesagt, was sie hören wollten?«

Celia weiß nicht, was schlimmer ist. Zu wissen, dass einer von ihnen sterben muss, damit das Spiel zu Ende ist, oder die Möglichkeit, dass sie ihm nichts bedeutet. Dass sie nur eine Spielfigur auf einem Brett ist, die darauf wartet, in die Enge getrieben und schachmatt gesetzt zu werden.

»Der Unterschied zwischen Gegner und Partner ist eine Frage der Perspektive«, sagt Tsukiko. »Wenn du einen Schritt zur Seite trittst, kann dieselbe Person das eine oder das andere sein, oder beides oder etwas ganz anderes. Es ist

schwer zu ergründen, welches das wahre Gesicht ist. Und außer deinem Gegner musst du noch viele andere Faktoren berücksichtigen.«

»War das bei dir nicht so?«, fragt Celia.

»Mein Schauplatz war nicht so grandios. Und es gab weniger Beteiligte, er war statischer. Ohne die Herausforderung, die darin steckte, war an ihm nichts Bewahrenswertes. Heute ist er größtenteils ein Teegarten, glaube ich. Nach dem Ende des Spiels bin ich nicht mehr dorthin zurückgekehrt.«

»Der Zirkus könnte weitermachen, wenn diese Herausforderung ... vorbei ist«, sagt Celia.

»Das wäre schön«, entgegnet Tsukiko. »Eine angemessene Würdigung für deinen Herrn Thiessen. Allerdings wäre es kompliziert, den Zirkus von dir und deinem Gegner völlig abzukoppeln. Du hast ziemlich viel Verantwortung für das alles hier übernommen. Du bist entscheidend für sein Fortbestehen. Wenn ich dir jetzt ein Messer ins Herz stieße, würde der Zug entgleisen.«

Celia stellt ihren Tee ab und sieht zu, wie sich das Schaukeln des Zugs in sanften Kräuselwellen auf der Oberfläche der Flüssigkeit fortsetzt. Sie rechnet aus, wie lange es dauern würde, den Zug anzuhalten, und wie lange sie ihr Herz weiterschlagen lassen könnte. Sie kommt zu dem Schluss, dass es vermutlich vom Messer abhängen würde.

»Vielleicht«, sagt sie.

»Wenn ich das Feuer oder seinen Hüter auslöschen würde, wäre das auch problematisch, oder?«

Celia nickt.

»Du hast einiges zu tun, wenn dieser Zirkus fortbestehen soll«, sagt Tsukiko.

»Bietest du deine Hilfe an?«, fragt Celia, in der Hoffnung, Tsukiko könnte ihr bei der Verdeutlichung von Marcos Methoden behilflich sein, denn immerhin hatten die beiden denselben Lehrmeister.

»Nein«, antwortet Tsukiko mit höflichem Kopfschütteln, und ihr Lächeln mildert das harsche Wort. »Wenn du es allein nicht schaffst, schreite ich ein. Es dauert eigentlich schon viel zu lange, aber ich gebe dir noch ein bisschen Zeit.«

»Wie viel Zeit?«

Tsukiko trinkt einen Schluck Tee. »Zeit ist etwas, das ich nicht kontrollieren kann«, sagt sie. »Wir werden sehen.«

Umgeben vom Duft nach Ingwer und Balsam sitzen sie in stiller Betrachtung da und lassen die unkontrollierbare Zeit verstreichen, während der Zug dahinrauscht und die Samtvorhänge bauscht.

»Was ist aus deinem Gegenspieler geworden?«, fragt Celia.

Tsukiko starrt in ihren Tee. »Meine Gegnerin ist jetzt eine Aschensäule auf einer Wiese in Kyoto«, sagt sie. »Wenn nicht Wind und Zeit sie davongetragen haben.«

Hemmung

CONCORD UND BOSTON, 31. OKTOBER 1902

Bailey geht ein paarmal um die leere Wiese herum, bis er glauben kann, dass der Zirkus tatsächlich fort ist. Es ist nichts mehr da, nicht mal ein geknickter Grashalm zeigt an, dass hier noch vor Stunden etwas war.

Er setzt sich auf den Boden und hält den Kopf in den Händen, und obwohl er seit seiner Kindheit auf genau diesen Wiesen gespielt hat, fühlt er sich völlig verloren.

Dann fällt ihm ein, dass Poppet einen Zug erwähnt hat.

Ein Zug müsste erst nach Boston fahren, um von dort einen ferner gelegenen Zielort zu erreichen.

Kaum ist ihm dieser Gedanke gekommen, springt Bailey auf und rennt, so schnell er kann, in Richtung Bahnhof.

Als er dort ankommt, außer Atem und mit schmerzendem Rücken von seiner Tasche, ist nicht ein einziger Zug zu sehen. Bailey war sich zwar nicht sicher, ob es den Zirkuszug überhaupt gibt, hatte aber irgendwie gehofft, dass er noch da wäre und warten würde.

Stattdessen ist der Bahnhof verlassen, nur zwei Gestalten sitzen auf einer Bank am Bahnsteig, ein Mann und eine Frau in schwarzen Mänteln.

Es dauert einen Moment, bis Bailey ihre roten Schals entdeckt.

»Ist alles in Ordnung?«, fragt die Frau, als er zu ihnen auf den Bahnsteig rennt. Bailey kann ihren Akzent nicht genau festmachen.

»Sind Sie wegen dem Zirkus hier?«, fragt Bailey und ringt nach Luft.

»Ja, das sind wir«, sagt der Mann, ähnlich gedehnt wie die Frau. »Allerdings ist er abgereist, wie du sicher bemerkt hast.«

»Und er hat frühzeitig geschlossen, aber das ist nicht ungewöhnlich«, fügt die Frau hinzu.

»Kennen Sie Poppet und Widget?«, fragt Bailey.

»Wen?«, fragt der Mann. Die Frau neigt den Kopf, als hätte sie die Frage nicht ganz verstanden.

»Es sind Zwillinge, sie machen eine Vorführung mit Kätzchen«, erklärt Bailey. »Sie sind meine Freunde.«

»Die Zwillinge!«, ruft die Frau. »Und ihre wunderschönen Katzen! Wie kommt es, dass sie deine Freunde sind?«

»Das ist eine lange Geschichte.«

»Dann erzähle sie uns doch, solange wir hier warten«, sagt sie lächelnd. »Bist du auch auf dem Weg nach Boston?«

»Ich weiß nicht«, antwortet Bailey. »Ich wollte dem Zirkus folgen.«

»Genau das tun wir auch«, sagt der Mann. »Allerdings können wir ihnen nicht folgen, solange wir nicht wissen, wohin er gereist ist. Das dürfte einen Tag dauern.«

»Ich hoffe, er fährt irgendwohin, wo er gut erreichbar ist«, sagt die Frau.

»Wie finden Sie heraus, wo er ist?«, fragt Bailey leicht ungläubig.

»Wir *rêveurs* haben unsere Methoden«, sagt die Frau schmunzelnd. »Aber wir müssen eine Weile warten, das lässt uns jede Menge Zeit für ein paar Geschichten.«

Der Mann heißt Victor, seine Schwester Lorena. Sie befinden sich auf einem längeren Zirkusurlaub – so nennen sie es – und folgen dem Cirque des Rêves an möglichst viele Orte. Normalerweise tun sie das nur in Europa, doch in diesem Urlaub haben sie beschlossen, ihm auch auf die andere Seite des Atlantiks zu folgen. Vor kurzem waren sie in Kanada.

Bailey erzählt ihnen eine Kurzversion, wie es dazu kam, dass Poppet, Widget und er Freunde wurden, wobei er die seltsameren Einzelheiten auslässt.

Gegen Tagesanbruch stößt eine weitere *rêveuse* zu ihnen, eine Frau namens Elizabeth, die im Gasthaus vor Ort abge-

stiegen war und nach der Abreise des Zirkus nun ebenfalls nach Boston will. Die Frau wird herzlich begrüßt, und sie scheinen Freunde zu sein, allerdings sagt Lorena, sie hätten sich erst vor einigen Tagen kennengelernt. Während sie auf den Zug warten, holt Elizabeth ihre Stricknadeln und einen dunkelroten Wollstrang hervor.

Lorena stellt ihr Bailey als schallosen jungen *rêveur* vor.

»Eigentlich bin ich gar kein *rêveur*«, sagt Bailey. Er ist immer noch nicht ganz sicher, ob er die Bedeutung des Wortes versteht.

Elizabeth schaut ihn über ihr Strickzeug hinweg an und taxiert ihn mit schmalen Augen, die ihn an seine strengste Lehrerin erinnern, obwohl er viel größer ist als sie. Sie beugt sich verschwörerisch vor.

»Liebst du den Zirkus auch so sehr?«, fragt sie ihn.

»Ja«, sagt Bailey, ohne zu zögern.

»Mehr als alles auf der Welt?«, fügt sie hinzu.

»Ja.« Trotz ihres ernststen Tonfalls und der Aufregung, die sein Herz noch immer nicht gleichmäßig schlagen lässt, muss er unwillkürlich lächeln.

»Dann bist du ein *rêveur*«, sagt Elizabeth. »Egal, was du anhast.«

Sie erzählen ihm Geschichten vom Zirkus und weiteren *rêveurs*. Dass es eine Art Gesellschaft gibt, welche die Reiseroute des Zirkus verfolgt und andere *rêveurs* benachrichtigt, damit sie ihm von Ort zu Ort nachreisen können. Victor und Lorena folgen dem Zirkus schon seit Jahren, wann immer es in ihren Zeitplan passt, während Elizabeth eigentlich nur Ausflüge in die nähere Umgebung von New York macht und dieser für sie ein längerer ist, wobei es in der Stadt einen losen Zusammenschluss von *rêveurs* gibt, die

gelegentliche Treffen abhalten, um in der Abwesenheit des Zirkus in Kontakt zu bleiben.

Der Zug fährt kurz nach Sonnenaufgang ein, und auf dem Weg nach Boston werden weitere Geschichten erzählt, während Elizabeth strickt und Lorena den Kopf müde auf den Arm legt.

»Wo übernachtetest du eigentlich?«, will Elizabeth wissen.

Darüber hat Bailey noch nicht nachgedacht, denn er geht Schritt für Schritt vor und versucht, sich keine Sorgen darüber zu machen, was aus ihm wird, wenn sie in Boston sind.

»Ich weiß es noch nicht genau«, sagt er. »Wahrscheinlich bleibe ich im Bahnhof, bis ich weiß, wohin es als Nächstes geht.«

»Unsinn«, sagt Victor. »Du bleibst bei uns. Wir haben fast eine ganze Etage im Parker House. Du kannst Augusts Zimmer haben, er ist gestern zurück nach New York, und ich habe im Hotel nicht Bescheid gesagt, dass ein Zimmer frei ist.«

Bailey will widersprechen, doch Lorena unterbricht ihn.

»Er ist schrecklich stur«, flüstert sie. »Wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hat, gibt es für ihn kein Nein.«

Und tatsächlich verfrachten sie Bailey, kaum dass sie aus dem Zug steigen, in ihre Kutsche. Bei ihrer Ankunft im Hotel wird seine Tasche zusammen mit Elizabeths Gepäck hineingetragen.

»Stimmt etwas nicht?«, fragt Lorena, als er sich staunend in dem prächtigen Foyer umsieht.

»Ich komme mir vor wie eins von diesen Mädchen aus dem Märchen, wie die, die nicht mal Schuhe hat und dann doch zum Tanzball ins Schloss kommt«, flüstert Bailey,

und sie lacht so laut, dass mehrere Leute sich umdrehen und sie anstarren.

Bailey wird zu einem Zimmer geführt, das halb so groß ist wie sein ganzes Haus, stellt dann aber fest, dass er trotz der schweren Vorhänge, die das Sonnenlicht ausschließen, nicht schlafen kann. Er geht auf und ab, bis er irgendwann befürchtet, er könnte den Teppich beschädigen, deshalb setzt er sich ins Fenster und beobachtet die Menschen unten.

Er ist erleichtert, als es am Nachmittag klopft.

»Wissen Sie schon, wo der Zirkus ist?«, fragt er, bevor Victor etwas sagen kann.

»Noch nicht, mein Junge«, antwortet er. »Manchmal werden wir über die nächste Station im Voraus informiert, aber in letzter Zeit nicht. Ich gehe davon aus, dass wir in ein paar Stunden Nachricht erhalten, und wenn unser Glück anhält, fahren wir morgen in aller Frühe ab. Hast du einen Anzug?«

»Nicht dabei«, sagt Bailey und muss an den Anzug denken, der zu Hause in einer Truhe liegt und immer nur zu besonderen Anlässen hervorgeholt wurde. In der Zwischenzeit ist er wahrscheinlich zu klein, Bailey kann sich allerdings auch nicht mehr an den letzten anzugwürdigen Anlass erinnern.

»Dann werden wir dir einen besorgen«, sagt Victor, als wäre das die einfachste Sache der Welt.

Sie treffen Lorena in der Eingangshalle, und die beiden schleppen ihn durch die Stadt, erledigen dies und das und machen auch bei einem Schneider für seinen Anzug halt.

»Nein, nein«, sagt Lorena, als sie die Auswahl durchsehen. »Die passen farblich gar nicht zu ihm. Er braucht einen grauen. Einen schönen dunkelgrauen.«

Nach aufwendigem Abstecken und Maßnahmen bekommt Bailey einen Anzug in Anthrazitgrau, der schöner ist als alle, die er in seinem Leben je besessen hat, schöner sogar als der beste Anzug seines Vaters. Trotz seiner Einwände kauft Victor ihm außerdem noch sehr glänzende Schuhe und einen neuen Hut.

Sein Spiegelbild sieht ihm so unähnlich, dass Bailey sich kaum wiedererkennt und sich ernsthaft fragt, ob das wirklich er ist.

Als sie beladen mit Päckchen ins Parker House zurückkehren und auf ihre Zimmer gehen, bleibt ihnen kaum Zeit für eine kurze Pause, denn schon bald kommt Elizabeth und will mit ihnen zum Essen gehen.

Zu Baileys Erstaunen warten unten im Restaurant bereits ein Dutzend *rêveurs*, von denen einige dem Zirkus nachreisen und andere in Boston bleiben werden. Seine Befangenheit beim Anblick des feinen Restaurants legt sich angesichts der lockeren, ausgelassenen Stimmung der Gruppe. Wie nicht anders zu erwarten, sind alle fast ausschließlich in Schwarz und Weiß und Grau gekleidet, nur die Krawatten und Taschentücher setzen leuchtend rote Punkte.

Als Lorena sieht, dass Bailey nichts Rotes trägt, stibitzt sie eine Rose aus einem Blumenstrauß und steckt sie ihm ans Revers.

Bei jedem Gang werden endlose Geschichten aus dem Zirkus erzählt; Zelte werden erwähnt, die Bailey völlig unbekannt sind, und Länder, von denen er noch nie gehört hat. Bailey beschränkt sich weitgehend aufs Zuhören und staunt immer noch, dass er einer Gruppe von Menschen über den Weg gelaufen ist, die den Zirkus ebenso liebt wie er.

»Haben ... haben Sie den Eindruck, dass mit dem Zirkus irgendetwas nicht in Ordnung ist?«, fragt Bailey leise, als

sich am Tisch verschiedene Gesprächsrunden gefunden haben. »In letzter Zeit, meine ich?«

Victor und Lorena sehen einander an, als wollten sie abwägen, wer antworten soll, doch Elizabeth kommt ihnen zuvor.

»Seit Herrn Thiessens Tod ist der Zirkus nicht mehr wie früher«, sagt sie. Victor runzelt plötzlich die Stirn, während Lorena zustimmend nickt.

»Wer ist Herr Thiessen?«, fragt Bailey. Leicht verwundert über seine Ahnungslosigkeit sehen die drei sich an.

»Friedrick Thiessen war der erste *rêveur*«, sagt Elizabeth. »Er war ein Uhrmacher. Von ihm stammt die Uhr am Tor.«

»Diese Uhr hat jemand gemacht, der nicht zum Zirkus gehört? Ist das wahr?«, fragt Bailey. Er wäre nie auf die Idee gekommen, Poppet und Widget danach zu fragen, denn er dachte, die Uhr sei etwas unmittelbar aus dem Zirkus Geborenes. Elizabeth nickt.

»Er hat auch geschrieben«, sagt Victor. »So haben wir ihn vor vielen Jahren kennengelernt. Wir haben einen seiner Artikel über den Zirkus gelesen und ihm einen Brief geschrieben, den er beantwortet hat und so fort. Das war noch, bevor man uns *rêveurs* nannte.«

»Mir hat er eine Uhr gemacht, die aussieht wie ein Karussell«, sagt Lorena mit wehmütigem Blick. »Mit kleinen Tieren, die sich durch Wolken und silberne Zahnradchen schlängeln. Ein wunderschönes Stück, ich wünschte, ich könnte es immer bei mir tragen. Aber natürlich ist es auch schön, wenn man zu Hause eine Erinnerung an den Zirkus hat.«

»Mir ist zu Ohren gekommen, dass er eine heimliche Affäre mit der Zauberkünstlerin hatte«, bemerkt Elizabeth und lächelt über ihrem Wein.

»Klatsch und Unsinn«, sagt Victor verächtlich.

»Aus seinen Artikeln sprach immer viel Liebe zu ihr«, sagt Lorena, als überdenke sie die Möglichkeit.

»Wie könnte sie jemand nicht lieben?«, fragt Victor, worauf Lorena ihn interessiert mustert. »Sie ist äußerst begabt«, murmelt er, und Bailey sieht, dass Elizabeth ein Lachen unterdrückt.

»Und ohne diesen Herrn Thiessen ist der Zirkus nicht mehr, wie er war?«, fragt Bailey und überlegt, ob das etwas mit Poppets Bemerkung zu tun hat.

»Ohne ihn ist er für uns natürlich anders«, sagt Lorena. Sie hält nachdenklich inne, ehe sie fortfährt. »Wobei der Zirkus sich auch ein bisschen verändert hat. Nicht im Einzelnen, nur etwas ...«

»Etwas aus der Spur«, wirft Victor ein. »Wie eine Uhr, deren Pendel nicht richtig schwingt.«

»Wann ist er gestorben?«, fragt Bailey. Er bringt es nicht über sich, nach der Todesursache zu fragen.

»Heute Abend vor einem Jahr, um genau zu sein«, sagt Victor.

»Oh, das war mir nicht bewusst«, erwidert Lorena.

»Auf Herrn Thiessen«, sagt Victor laut genug, dass der ganze Tisch es hört, und hält sein Glas hoch. Überall werden Gläser erhoben, und Bailey schließt sich den anderen an.

Während des Nachtischs werden weiter Geschichten von Herrn Thiessen erzählt, unterbrochen nur von einer Diskussion darüber, warum man diesen Kuchen eigentlich Tarte nennt, wenn es doch ganz offensichtlich ein Kuchen ist.

Victor, der nichts zu diesem Thema beitragen möchte, entschuldigt sich nach dem Kaffee.

Als er an den Tisch zurückkehrt, hält er ein Telegramm in der Hand.

»Meine Freunde, wir fahren nach New York.«

Sackgasse

MONTREAL, AUGUST 1902

Nachdem die Zauberkünstlerin sich verbeugt hat und vor den Augen des begeisterten Publikums verschwunden ist, geht der Beifall ins Leere. Die Zuschauer erheben sich von ihren Plätzen, und manche plaudern mit ihren Freunden, voll Bewunderung über diesen oder jenen Trick, während sie nacheinander zur Tür hinausgehen, die nunmehr wieder in der gestreiften Zeltwand erschienen ist.

Ein Mann erhebt sich nicht von seinem Platz im inneren Stuhlkreis. Seine Augen, die im Schatten seiner Hutkrempe nahezu verborgen sind, blicken konzentriert auf die Stelle in der Kreismitte, wo noch vor wenigen Minuten die Zauberkünstlerin stand.

Der Rest des Publikums geht.

Der Mann bleibt weiterhin sitzen.

Nach einer Weile verblasst die Tür in der Zeltwand wieder und ist nicht mehr sichtbar.

Der Mann würdigt sie keines Blickes, starrt unverwandt auf die Stelle.

Wenig später sitzt Celia Bowen vor ihm. Sie trägt noch immer das Kostüm, das sie während der Vorstellung anhatte, ein schwarzes, mit zarter weißer Spitze bedecktes Kleid.

»Normalerweise sitzt du hinten«, sagt sie.

»Ich wollte dich besser sehen können«, erwidert Marco.

»Du hast einen weiten Weg auf dich genommen.«

»Ich musste mir freinehmen.«

Celia betrachtet ihre Hände.

»Du hast nicht damit gerechnet, dass ich von so weit her komme«, sagt Marco.

»Nein, wirklich nicht.«

»Es ist schwer, sich zu verstecken, wenn man mit einem ganzen Zirkus reist.«

»Ich habe mich nicht versteckt.«

»Doch«, sagt Marco. »Ich wollte bei Herrn Thiessens Beerdigung mit dir reden, aber du bist gegangen, bevor ich dich finden konnte, und dann hast du den Zirkus nach Übersee verfrachtet. Du hast mich sehr wohl gemieden.«

»Es war nicht mit voller Absicht«, sagt Celia. »Ich musste eine Zeitlang nachdenken. Danke übrigens für den Tränenteich.«

»Ich wollte, dass du einen Platz hast, an dem du ungestört weinen kannst, wenn ich nicht bei dir bin.«

Sie schließt die Augen und bleibt stumm.

»Außerdem hast du mein Buch gestohlen«, sagt Marco nach einer Weile.

»Tut mir leid«, sagt sie.

»Solange es sich an einem sicheren Ort befindet, ist es egal, ob ich es aufbewahre oder du. Trotzdem hättest du fragen können. Und dich verabschieden.«

Celia nickt. »Ich weiß.«

Beide schweigen eine Weile.

»Ich versuche, den Zirkus unabhängig zu machen«, sagt Celia. »Ich will ihn von dem Wettstreit loskoppeln. Von uns. Von mir. Ich musste mir deine Methoden aneignen, damit es richtig funktioniert. Ich kann nicht einen Ort einfach verschwinden lassen, der für so viele Leute wichtig ist. Der für sie Wunder, Trost und Geheimnis in einem ist, etwas, das sie nirgendwo sonst haben. Wenn du so etwas hättest, würdest du es nicht auch bewahren wollen?«

»Ich habe das, wenn ich bei dir bin«, sagt Marco. »Ich möchte dir helfen.«

»Ich brauche deine Hilfe nicht.«

»Du schaffst das nicht allein.«

»Ich habe Ethan Barris und Lainie Burgess«, sagt Celia. »Sie haben mir versprochen, sich um die groben Abläufe zu kümmern. Und mit etwas mehr Training dürften Poppet und Widget in der Lage sein, die Manipulationen zu übernehmen, die Ethan und Lainie nicht beherrschen. Ich ... ich brauche dich nicht.«

Celia kann ihm nicht in die Augen sehen.

»Du vertraust mir nicht.«

»Isobel hat dir vertraut«, sagt Celia und blickt zu Boden. »Genau wie Chandresh. Wie soll ich glauben, dass du zu mir ehrlich bist und zu ihnen nicht, wenn dir doch am meisten daran liegen müsste, mich zu täuschen?«

»Ich habe Isobel nicht ein einziges Mal gesagt, dass ich sie liebe«, erwidert Marco. »Ich war jung und schrecklich einsam und hätte sie nicht in dem Glauben lassen dürfen, dass meine Gefühle für sie stärker sind, als sie es waren, aber was ich für sie empfand, ist nicht mit dem zu vergleichen, was ich für dich empfinde. Das ist keine Taktik, um dich zu täuschen. Hältst du mich etwa für so gemein?«

Celia erhebt sich von ihrem Stuhl.

»Gute Nacht, Mr Alisdair.«

»Celia, warte«, sagt Marco und steht ebenfalls auf, ohne sich ihr zu nähern. »Du brichst mir das Herz. Du hast mir einmal gesagt, dass ich dich an deinen Vater erinnere. Dass du nie so leiden wolltest, wie deine Mutter seinetwegen gelitten hat, aber genau das tust du jetzt mir an. Immer wieder gehst du von mir weg. Ich verzehre mich nach dir, und du gehst fort, immer und immer wieder, dabei würde ich alles dafür geben, damit du bleibst, und das bringt mich um.«

»Einen von uns muss es umbringen«, sagt Celia leise.

»Was?«

»Wer überlebt, ist der Sieger«, sagt sie. »Der Gewinner lebt, der Verlierer stirbt. So endet das Spiel.«

»Das –« Marco hält inne und schüttelt den Kopf. »Das kann nicht der Zweck des Ganzen sein.«

»Doch«, sagt Celia. »Es ist ein Durchhaltetest, es geht nicht um Fähigkeiten oder Talent. Ich möchte den Zirkus auf eigene Füße stellen, bevor ...« Sie kann es nicht aussprechen, kann ihm immer noch nicht in die Augen sehen.

»Du tust also, was dein Vater getan hat«, sagt Marco. »Du entfernst dich selbst vom Brett.«

»Nicht ganz«, entgegnet Celia. »Ich glaube, ich war immer eher die Tochter meiner Mutter.«

»Nein«, sagt Marco. »Das kann nicht dein Ernst sein.«

»Anders ist das Spiel nicht zu stoppen.«

»Dann spielen wir eben weiter.«

»Ich kann nicht«, sagt Celia. »Ich halte das nicht mehr aus. Jeden Abend wird es schwerer. Und ich ... ich muss dich gewinnen lassen.«

»Ich will nicht gewinnen«, sagt Marco. »Ich will *dich*. Im Ernst, Celia, verstehst du das denn nicht?«

Celia sagt nichts, aber ihr laufen Tränen über die Wangen.

»Wie kannst du nur denken, dass ich dich nicht liebe?«, fragt Marco. »Celia, du bedeutest mir alles. Ich weiß nicht, wer dich vom Gegenteil überzeugen will, aber du musst mir glauben, bitte.«

Mit nassen Augen sieht Celia ihn fest an, so wie damals, als sie zum ersten Mal seinem Blick standhielt.

»In dem Augenblick wusste ich, dass ich dich liebe«, sagt Marco.

Sie stehen einander gegenüber auf einem Sims in einem kleinen, runden Raum; er ist dunkelblau gestrichen und mit Sternen übersät, der Boden ganz mit edelsteinfarbenen Kissen bedeckt. Über ihnen hängt ein schimmernder Lüster.

»Ich war von Anfang an von dir bezaubert«, sagt Marco, »doch in dem Moment wusste ich es genau.«

Der Raum um sie herum verändert sich erneut und wird zu einem leeren Ballsaal, durch dessen Fenster das Mondlicht fällt.

»Und ich wusste es in diesem Moment«, sagt Celia mit Flüsterstimme, die leise durch den Raum hallt.

Marco tritt auf sie zu und küsst ihre Tränen weg, dann sucht er ihren Mund.

Als er sie küsst, erglüht das Feuer stärker. Jede Drehung der Akrobaten ist perfekt ausgeleuchtet. Der ganze Zirkus funkelt und blendet sämtliche Besucher.

Und dann fällt alles auseinander, als Celia sich widerstrebend löst.

»Es tut mir leid«, sagt sie.

»Bitte.« Marco will sie nicht gehen lassen, hält sich am Spitzenbesatz ihres Kleides fest. »Bitte geh nicht wieder weg.«

»Es ist zu spät«, sagt sie. »Es war schon zu spät, als ich nach London kam und dein Notizbuch in eine Taube verwandelt habe, schon damals waren zu viele Leute beteiligt. Was wir beide tun, wirkt sich auf jeden hier aus, auf jeden Besucher, der durch das Tor tritt. Hunderte, wenn nicht Tausende Menschen. Alles Fliegen in einem Spinnennetz, das gesponnen wurde, als ich sechs war, und jetzt bin ich fast starr vor Angst, noch jemanden zu verlieren.«

Sie blickt zu ihm auf, hebt die Hand und streichelt seine Wange.

»Willst du etwas für mich tun?«, fragt sie.

»Alles«, antwortet Marco.

»Komm nicht mehr wieder«, sagt sie mit brüchiger Stimme.

Noch ehe Marco protestieren kann, verschwindet sie so schlicht und elegant wie am Ende ihrer Vorstellung, ihr Kleid verblasst unter seinen Händen. Nur ihr Parfüm schwebt noch in dem Raum, wo sie bis vor wenigen Sekunden stand.

Marco ist allein in einem Zelt mit zwei Stuhlkreisen und einer offenen Tür, die wartet, dass er hindurchschreitet.

Bevor er geht, zieht er eine Spielkarte aus seiner Tasche und legt sie auf Celias Stuhl.

Besuche

SEPTEMBER 1902

Celia Bowen sitzt umgeben von Büchern an einem Schreibtisch. Schon vor einiger Zeit ist ihre Bibliothek zu

klein geworden, doch statt den Raum zu vergrößern, hat sie sich entschieden, die Bücher zum Raum zu machen. Überinandergestapelt dienen sie als Tische, andere hängen neben großen goldenen Käfigen mit mehreren lebenden Tauben darin von der Decke.

Ein weiterer runder Käfig, der auf einem Tisch steht, enthält eine raffinierte Uhr. Sie zeigt die Zeit und die Sternbewegung an und tickt sich stetig durch den Nachmittag.

Ein großer schwarzer Rabe schläft neben den gesammelten Werken von Shakespeare.

Wild zusammengewürfelte Kerzen in silbernen dreiarmigen Kandelabern umgeben den Schreibtisch in der Mitte des Raums. Auf dem Tisch selbst befinden sich eine langsam kalt werdende Tasse Tee, ein Schal, teilweise aufgetrennt zu einem Knäuel scharlachroter Wolle, die gerahmte Fotografie eines verstorbenen Uhrmachers, eine seit langem von ihrem Satz getrennte Spielkarte und ein aufgeschlagenes Buch mit Zeichen, Symbolen und Unterschriften, die von anderen Blättern entfernt wurden.

Celia sitzt mit Notizbuch und Stift da und bemüht sich, das System zu enträtseln, in dem das Buch geschrieben ist.

Sie versucht so zu denken wie Marco beim Verfassen des Textes und stellt sich vor, wie er jede Seite beschrieben und die filigranen tintenschwarzen Baumäste gezeichnet hat, die sich durch das gesamte Buch ziehen.

Immer wieder liest sie die Unterschriften und überprüft, wie sicher jede Haarlocke festgeklebt wurde, untersucht jedes Symbol.

Sie hat das alles schon so oft getan, dass sie das Buch auswendig wiedergeben könnte, und trotzdem begreift sie das System noch nicht ganz.

Der Rabe sträubt die Federn und krächzt etwas im Halbdunkel an.

»Du störst Huginn«, sagt Celia, ohne aufzublicken.

Das Kerzenlicht erfasst nur die Konturen ihres Vaters, der in der Nähe steht, hebt die Falten seiner Jacke und seinen Hemdkragen hervor und schimmert in seinen dunklen Augenhöhlen.

»Du solltest dir wirklich noch einen besorgen«, sagt er und späht zu dem verstörten Raben hin. »Einen Muninn, damit sie komplett sind.«

»Ich halte es eher mit Gedanken als mit Erinnerungen, Papa«, sagt Celia.

Als Antwort kommt nur ein »Hrmpf«.

Celia ignoriert ihn, als er sich über ihre Schulter beugt und ihr beim Durchblättern der beschriebenen Seiten zusieht.

»Das ist ein gotterbärmliches Durcheinander«, sagt er.

»Eine Sprache, die du nicht beherrschst, muss nicht unbedingt ein gotterbärmliches Durcheinander sein«, erwidert Celia und überträgt eine Abfolge von Symbolen in ihr Notizbuch.

»Das ist heilloses Wirrwarr, Bindungszauber und Hokuspokus«, sagt Hector und schwebt auf die andere Schreibtischseite, um besser sehen zu können. »Typisch Alexander, viel zu kompliziert und geheimnisvoll.«

»Aber wenn man sich gründlich genug damit befasst, könnte es jeder. Ein ziemlicher Gegensatz zu deinen Predigten früher, dass ich etwas Besonderes bin.«

»Du bist etwas Besonderes. Du hast solche« – er wedelt mit seiner durchscheinenden Hand über den Bücherstapel – »solche Gerätschaften und Konstrukte nicht nötig. Mit dei-

nem Talent könntest du so viel mehr erreichen. So viel mehr erforschen.«

»Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als Eure Schulweisheit sich träumt, Horatio«, zitiert Celia.

»Bitte, kein Shakespeare.«

»Ich werde vom Geist meines Vaters verfolgt, dann darf ich wohl *Hamlet* zitieren, so lange es mir gefällt. Früher mochtest du Shakespeare recht gern, Prospero.«

»Du bist zu intelligent für ein solches Verhalten. Ich habe mehr von dir erwartet.«

»Entschuldige, dass ich deine absurden Erwartungen nicht erfülle, Papa. Kannst du nicht jemand anderen belästigen?«

»In diesem Zustand kann ich mich nur mit sehr wenigen Leuten unterhalten. Alexander ist schrecklich langweilig, wie immer. Chandresh war ziemlich interessant, aber der Knabe hat sein Gedächtnis so oft verändert, dass ich ebenso gut Selbstgespräche führen könnte. Aber vielleicht wäre es zur Abwechslung mal ganz nett.«

»Du redest mit Chandresh?«, fragt Celia.

»Manchmal«, sagt Hector und betrachtet die Uhr, die sich im Käfig dreht.

»Du hast Chandresh gesagt, dass Alexander an dem Abend im Zirkus ist. Du hast ihn dorthin geschickt.«

»Ich habe einem Betrunkenen einen Vorschlag gemacht. Betrunkene sind sehr empfänglich für Vorschläge. Und unterhalten sich gern mit Toten.«

»Du wusstest genau, dass er Alexander nichts anhaben kann«, sagt Celia. Seine Argumentation folgt keiner Logik, aber das ist bei ihrem Vater nichts Neues.

»Ich dachte mir, der alte Mann könnte zur Abwechslung ein Messer im Rücken vertragen. Sein Schüler brannte ja

geradezu darauf, es selber zu tun, und zwar so sehr, dass Chandresh den Plan bereits im Kopf hatte: All die Wut, der er so lange ausgesetzt war, hat sich in sein Unterbewusstsein eingeschlichen. Ich musste ihn nur noch in die richtige Richtung schubsen.«

»Hattest du nicht gesagt, es gäbe eine Regel in Bezug auf Einmischung?«, fragt Celia und legt ihren Stift ab.

»Einmischung bei dir und deinem Gegenspieler«, stellt ihr Vater klar. »Bei anderen darf ich mich einmischen, sooft ich will.«

»Deine *Einmischung* hat Friedrich umgebracht!«

»Es gibt noch mehr Uhrmacher auf der Welt«, sagt Hector. »Du könntest dir einen neuen suchen, wenn du weitere Zeitmesser brauchst.«

Mit zitternden Händen nimmt Celia ein Buch vom Shakespeare-Stapel und wirft es nach ihm. *Wie es euch gefällt* durchdringt widerstandslos seine Brust, trifft auf die dahinter liegende Zeltwand und fällt zu Boden. Der Rabe sträubt erneut seine Federn und krächzt.

Die Käfige mit den Tauben und der Uhr beginnen zu beben. Das Glas über der gerahmten Fotografie zersplittert.

»Verschwinde, Papa«, stößt Celia durch ihre geschlossenen Zähne hervor, um Fassung ringend.

»Du kannst mich nicht ständig wegschieben«, sagt er.

Celia wendet ihre Aufmerksamkeit den Kerzen auf dem Schreibtisch zu und konzentriert sich auf eine einzige tanzende Flamme.

»Glaubst du etwa, du könntest mit diesen Leuten persönliche Beziehungen aufbauen?«, fährt Hector fort. »Glaubst du etwa, du bedeutest ihnen etwas? Irgendwann sterben sie alle. Du lässt deine Macht von deinen Gefühlen untergraben.«

»Du bist ein Feigling«, erwidert Celia. »Ihr seid beide Feiglinge. Ihr kämpft durch Stellvertreter, weil ihr zu feige seid, um euch direkt herauszufordern. Ihr habt Angst, dass ihr versagt und niemandem die Schuld dafür in die Schuhe schieben könnt.«

»Das stimmt nicht«, protestiert Hector.

»Ich hasse dich«, sagt Celia, die noch immer in die Flamme starrt.

Der Schatten ihres Vaters schaudert und verschwindet.

*

An den Fenstern in Marcos Wohnung sind keine Eisblumen, deshalb schreibt er mit seinen tintengeschwärzten Fingern eine Abfolge von Symbolen in der Form des Buchstaben *A* auf die Scheiben. Die Tinte läuft wie Regen über das Glas nach unten.

Er sitzt da, starrt auf die Tür und dreht den Ring unruhig um den Finger, bis es früh am nächsten Morgen endlich klopft.

Der Mann im grauen Anzug schimpft nicht, dass Marco ihn gerufen hat. Mit den Händen auf dem Gehstock steht er draußen im Flur vor der Tür und wartet, was Marco zu sagen hat.

»Sie glaubt, einer von uns muss sterben, damit das Spiel zu Ende ist«, sagt Marco.

»Sie hat recht.«

Die Vermutung bestätigt zu bekommen ist schlimmer, als Marco erwartet hatte. Die schwache Hoffnung, dass Celia sich irren könnte, ist durch diese drei schlichten Wörter zunichte gemacht.

»Gewinnen wäre schlimmer als verlieren«, sagt er.

»Hatte ich dir nicht gesagt, deine Gefühle für Miss Bowen würden dir die Herausforderung nur erschweren?«, entgegnet sein Lehrmeister.

»Warum tust du mir das eigentlich an?«, fragt Marco.
»Warum hast du mich dafür jahrelang unterrichtet?«

Die Pause vor der Antwort wiegt schwer.

»Ich hielt es immer noch für besser als das Leben, das du sonst geführt hättest, ungeachtet der möglichen Folgen.«

Marco schließt und verriegelt die Tür.

Der Mann im grauen Anzug hebt die Hand, um erneut zu klopfen, überlegt es sich dann aber anders und geht.



CHARMANT, ABER TÖDLICH



Du folgst dem Klang einer Flöte in einen versteckten Winkel, die hypnotische Melodie lockt dich immer näher.

Auf dem Boden, versteckt in einer Nische, sitzen zwei Frauen auf gestreiften Seidenkissen. Eine spielt die Flöte, die du gehört hast. Zwischen ihnen steht eine glühende Weihrauchspirale neben einem großen Korb mit schwarzem Deckel.

Langsam versammelt sich eine kleine Zuschauermenge. Die andere Frau hebt vorsichtig den Deckel vom

Korb und greift ihrerseits zu einer Flöte, auf der sie die Gegenmelodie zur ersten spielt.

Zwei weiße Kobras schlingen sich umeinander, während sie in vollkommenem Einklang zur Musik aus dem geflochtenen Korb emporsteigen. Einen Augenblick lang sehen sie aus wie eine Schlange und nicht zwei, doch dann trennen sie sich wieder, winden sich an den Korbseiten nach unten und gleiten ganz nah an deinen Füßen auf den Boden.

Die Schlangen bewegen sich gemeinsam vor und zurück wie bei einem höfischen Tanz. Elegant und anmutig.

Die Musik wird schneller, die Schlangen gebärden sich jetzt heftiger, kampflustiger. Der Walzer wird zu einem Wettstreit. Sie umkreisen einander, und du wartest darauf, dass eine der beiden angreift.

Eine zischt leise, die andere reagiert entsprechend. Sie umkreisen sich unentwegt, während die Musik und der Weihrauch in den sternenklaren Himmel emporsteigen.

Du weißt nicht, welche Schlange als Erste zuschlägt, schließlich sehen beide gleich aus. Doch als sie sich aufbäumen und zischend aufeinander losgehen, fällt dir plötzlich auf, dass sie beide nicht mehr schneeweiß sind, sondern wunderschön ebenholzschwarz.

Vorausahnung

UNTERWEGS VON BOSTON NACH NEW YORK,

31. OKTOBER 1902

Die meisten Passagiere haben es sich in ihren Waggon oder Abteilen gemütlich gemacht und verbringen die Reise lesend, schlafend oder sie vertreiben sich die Zeit anderweitig. Die Gänge, auf denen es bei der Abfahrt von Menschen wimmelte, sind jetzt, als Poppet und Widget sich leise wie Katzen von Waggon zu Waggon schleichen, nahezu leer.

An allen Abteiltüren hängen Schildchen mit handgeschriebenen Namen. Bei dem mit der Aufschrift »C. Bowen«
bleiben

sie stehen, und Widget klopft behutsam an die Milchglas-scheibe.

»Herein«, ruft eine Stimme von innen, worauf Poppet die Tür aufschiebt.

»Stören wir gerade?«, fragt sie.

»Nein«, antwortet Celia. »Kommt ruhig rein.« Sie schließt das mit Symbolen gefüllte Buch, in dem sie gelesen hat, und legt es auf den Tisch. Das ganze Abteil sieht aus wie eine Bibliothek, in der eine Explosion stattgefunden hat – Bücherstapel und Papierhaufen zwischen samtbezogenen Bänken und glänzenden Holztischen. Das Licht tanzt mit dem Schaukeln des Zugs und spiegelt sich in den Kristalllüstern.

Widget schiebt die Tür hinter sich zu und verriegelt sie.

»Möchtet ihr vielleicht einen Tee?«, fragt Celia.

»Nein, danke«, sagt Poppet und schaut nervös zu Widget, der nur nickt.

Celia mustert die beiden. Poppet beißt sich auf die Lippen und meidet Celias Blick, Widget lehnt an der Tür.

»Heraus damit«, sagt sie.

»Wir ...«, setzt Poppet an. »Wir haben ein Problem.«

»Und was für eins?« Celia räumt Bücherstapel beiseite, damit die Zwillinge sich auf die violetten Bänke setzen können, aber sie bleiben, wo sie sind.

»Ich glaube, es sollte etwas passieren, das dann doch nicht passiert ist«, sagt Poppet.

»Und was wäre das?«, fragt Celia.

»Unser Freund Bailey sollte eigentlich mit uns kommen.«

»Ach ja, Widget hat mir davon erzählt«, sagt Celia. »Und das ist er also nicht?«

»Nein«, sagt Poppet. »Wir haben auf ihn gewartet, aber er ist nicht gekommen, allerdings weiß ich nicht, ob es daran liegt, dass er nicht wollte oder dass wir früher abgefahren sind.«

»Verstehe«, sagt Celia. »Sich zu entscheiden, ob man weglaufen und sich dem Zirkus anschließen soll oder nicht, scheint mir eine ziemlich große Herausforderung zu sein. Vielleicht hatte er nicht genug Zeit, um es sich gut zu überlegen.«

»Aber er sollte doch mitkommen«, sagt Poppet. »Ich weiß, dass er mitkommen sollte.«

»Hast du etwas gesehen?«, fragt Celia.

»Ein bisschen.«

»Wie geht das, ein bisschen sehen?«, fragt Celia.

»Es ist anders als vorher«, sagt Poppet. »Ich sehe nichts mehr so deutlich wie früher. Nur noch Ausschnitte und

Bruchstücke, die keinen Sinn ergeben. Seit einem Jahr ergibt hier nichts mehr einen Sinn, und das weißt du.«

»Ich glaube, das ist übertrieben, aber ich verstehe, dass es einem so vorkommen kann«, sagt Celia.

»Das ist nicht übertrieben«, sagt Poppet mit erhobener Stimme.

Die Lüster fangen an zu beben, und Celia schließt die Augen, holt tief Luft und wartet, bis sie wieder sanft schwingen, dann ergreift sie das Wort.

»Poppet, was letztes Jahr passiert ist, empört mich mehr als irgendjemanden sonst. Und ich habe dir schon einmal gesagt, es ist nicht deine Schuld, und niemand hätte es verhindern können. Weder du noch ich oder irgendein anderer.«

»Ja«, sagt Poppet. »Aber was nützt es, die Zukunft zu sehen, wenn ich nichts tun kann, um sie aufzuhalten?«

»Du kannst Dinge nicht aufhalten«, entgegnet Celia. »Du kannst dich nur auf sie vorbereiten.«

»Du könntest sie aufhalten«, murmelt Poppet mit einem Blick auf die vielen Bücher. Celia legt einen Finger unter Poppets Kinn und dreht ihren Kopf zu sich.

»Nur eine Handvoll Menschen in diesem Zug ahnt ansatzweise, wie wenig der Zirkus ohne mich wäre«, sagt sie. »Und obwohl ihr beide dazugehört und äußerst klug seid, könnt ihr nicht ermessen, was hier vorgeht, und wenn ihr es wüsstet, würde es euch nicht gefallen. Und jetzt erzähl mir das bisschen, das du gesehen hast.«

Poppet schließt die Augen und versucht sich zu konzentrieren. »Ich weiß nicht«, sagt sie. »Es war hell, alles hat gebrannt, und Bailey war da.«

»Du musst dich schon etwas mehr bemühen«, sagt Celia.

»Ich kann nicht«, erwidert Poppet. »Ich habe nichts mehr klar gesehen, seit –«

»Deshalb wolltest du danach vermutlich nichts mehr deutlich sehen, und das kann ich dir wirklich nicht verübeln. Aber wenn ich etwas verhindern soll, egal was, brauche ich mehr Informationen.«

Sie öffnet den Verschluss der langen Silberkette an ihrem Hals, überprüft die Zeit auf der daran hängenden Taschenuhr und hält sie dann Poppet vor die Nase.

»Bitte, Poppet«, sagt Celia. »Du brauchst dazu nicht die Sterne. Konzentriere dich einfach. Auch wenn du nicht willst.«

Poppet runzelt die Stirn und richtet ihre Aufmerksamkeit auf die silberne Uhr, die im warmen Licht schaukelt. Sie kneift die Augen zusammen und konzentriert sich auf die Spiegelungen in dem gewölbten Glas, dann wird ihr Gesichtsausdruck milder, und sie blickt auf etwas jenseits der Uhr und des Zugs.

Leise zuckend schließen sich ihre Augen, sie beginnt zu schwanken und fällt nach hinten. Widget springt herbei und fängt sie rasch auf, bevor sie zu Boden fällt.

Mit Celias Hilfe trägt er Poppet zu einer der samtbezogenen Bänke am Tisch, während eine geblümete Porzellantasse auf einem Bord in der Nähe sich von selbst mit dampfendem Tee füllt.

Poppet blinzelt und betrachtet die Lüster wie zum ersten Mal, wendet sich dann wieder Celia zu und nimmt von ihr den Tee entgegen.

»Das hat weh getan«, sagt sie.

»Tut mir leid, Liebes«, erwidert Celia. »Ich glaube, deine Fähigkeit zu sehen wird besser, und deshalb ist es noch mühsamer, sie zu unterdrücken.«

Poppet nickt und reibt sich die Schläfen.

»Erzähl mir alles, was du gesehen hast«, sagt Celia. »Alles. Macht nichts, wenn es keinen Sinn ergibt. Versuch, es zu beschreiben.«

Poppet schaut in ihren Tee.

»Da ist ein Feuer«, sagt sie. »Damit fängt es an. Es ist größer als das auf dem Platz, und nichts hält es auf. Als würde der ganze Platz brennen, es ist furchtbar laut und heiß und ...« Poppet verstummt und schließt die Augen, während sie sich auf die Bilder in ihrem Kopf zu konzentrieren versucht. Sie schaut wieder zu Celia. »Du bist auch da. Jemand ist bei dir, und ich glaube, es regnet, und dann bist du nicht mehr da, aber irgendwie trotzdem noch, ich kann es nicht erklären. Und dann ist Bailey da, nicht während des Feuers, sondern danach, glaube ich.«

»Wie sieht der aus, der bei mir war?«, fragt Celia.

»Ein Mann. Groß. Mit einem Anzug und einem Bowlerhut, glaube ich. Schwer zu sagen.«

Celia legt kurz den Kopf in die Hände.

»Wenn es der ist, den ich vermute, dann ist er im Augenblick mit Sicherheit in London, vielleicht steht es also doch nicht so unmittelbar bevor, wie du glaubst.«

»Doch, ich bin ganz sicher«, widerspricht Poppet.

»Zeitangaben waren nie deine große Stärke. Du hast selbst gesagt, dass dein Freund bei diesem Ereignis dabei sein wird, und dann kommst du und beklagst dich, dass er nicht hier ist. Es könnte noch Wochen, Monate oder Jahre dauern, bis das passiert, Pet.«

»Aber wir müssen unbedingt etwas unternehmen«, sagt Poppet und knallt ihre Tasse auf den Tisch. Als wäre er von einer unsichtbaren Wand umgeben, schwappt der Tee nur

kurz und spritzt nicht auf das danebenliegende offene Buch.
»Um vorbereitet zu sein, wie du gesagt hast.«

»Ich werde alles tun, um zu verhindern, dass der Zirkus in Rauch aufgeht. Ich mache ihn so feuerfest wie nur möglich. Reicht dir das fürs Erste?«

Poppet überlegt eine Weile und nickt.

»Gut«, sagt Celia. »In ein paar Stunden steigen wir aus dem Zug, den Rest können wir später besprechen.«

»Moment«, sagt Widget, der sich bisher aus der Diskussion herausgehalten hat. Jetzt wendet er sich an Celia. »Bevor du uns wegschickst, habe ich noch eine Frage.«

»Und die wäre?«

»Du hast gesagt, wir könnten nicht ermessen, was hier vorgeht«, sagt er.

»Das war vielleicht nicht die beste Wortwahl.«

»Es ist ein Spiel, oder?«, fragt Widget.

Celia sieht ihn an, mit einem müden, traurigen Lächeln um die Lippen.

»Du hast sechzehn Jahre gebraucht, um das herauszufinden«, sagt sie. »Ich hätte mehr von dir erwartet, Widge.«

»Ich hatte es schon eine ganze Weile vermutet«, sagt er. »Es ist nicht leicht, Dinge zu sehen, von denen du nicht willst, dass ich sie weiß, aber in letzter Zeit habe ich mir einiges zusammengereimt. Du warst nicht so wachsam wie sonst.«

»Ein Spiel?«, fragt Poppet und schaut zwischen ihrem Bruder und Celia hin und her.

»Wie ein Schachspiel«, sagt Widget. »Der Zirkus ist das Brett.«

»Nicht ganz«, sagt Celia. »Es ist nicht so einfach wie Schach.«

»Wir spielen alle ein Spiel?«, fragt Poppet.

»Nicht wir«, sagt Widget. »Sie und noch jemand. Wir Übrigen sind, nun ja, Statisten?«

»So ist es nicht«, sagt Celia.

»Wie ist es dann?«, fragt Widget.

Als Antwort sieht Celia ihm nur unverwandt in die Augen.

Widget hält ihrem Blick eine Zeitlang stand, während Poppet die beiden neugierig betrachtet. Schließlich blinzelt Widget, die Überraschung auf seinem Gesicht ist offensichtlich. Dann senkt er den Blick auf seine Schuhe.

Celia seufzt und wendet sich nun an beide.

»Wenn ich euch gegenüber nicht ganz ehrlich war, dann nur, weil ich sehr viel weiß, das ihr bestimmt nicht wissen wollt. Bitte vertraut mir, wenn ich euch sage, dass ich versuche, die Sache zu richten. Es ist eine extreme Gratwanderung, bei der viele Faktoren mitspielen. Im Augenblick ist es am besten, wir nehmen alles so, wie es kommt, und grämen uns nicht um Dinge, die passiert sind, oder Dinge, die vor uns liegen. Einverstanden?«

Widget nickt, und Poppet tut es ihm widerstrebend gleich.

»Danke«, sagt Celia. »Und jetzt geht bitte und versucht euch ein bisschen auszuruhen.«

Poppet umarmt sie, bevor sie aus der Tür in den Gang schlüpft.

Widget bleibt noch einen Moment.

»Es tut mir leid«, sagt er.

»Dir muss nichts leid tun«, entgegnet Celia.

»Es tut mir trotzdem leid.«

Er küsst sie auf die Wange und geht ebenfalls hinaus, ohne eine Antwort abzuwarten.

»Worum ging es da eben?«, fragt Poppet.

»Sie hat zugelassen, dass ich sie lese«, sagt Widget. »Alles, ohne etwas zu verbergen. Das hat sie noch nie getan.« Mehr möchte er nicht dazu sagen, als sie leise durch den Zug zurückgehen.

»Was meinst du, was sollen wir tun?«, fragt Poppet, sobald sie ihren Wagen erreicht haben, wo ein orangefarbenes Kätzchen auf ihren Schoß krabbelt.

»Warten. Ich glaube, mehr können wir im Augenblick nicht tun.«

*

Wieder allein in ihrem Abteil, zerreißt Celia langsam ihr seidenes Spitzentaschentuch. Sie lässt einen Streifen nach dem anderen in eine leere Teetasse fallen und zündet ihn an, so oft, bis der Stoff brennt, ohne zu verkohlen, mitten in der Flamme strahlend hell und weiß bleibt.

Verfolgungsjagd

UNTERWEGS VON BOSTON NACH NEW YORK,

1. NOVEMBER 1902

Es ist ein kalter Morgen, und Baileys verschossener grauer Mantel sieht zu seinem neuen anthrazitfarbenen Anzug nicht besonders elegant aus. Er weiß nicht so recht, ob die zwei Farbtöne zueinander passen, aber auf den Straßen und am Bahnhof ist zu viel Betrieb, als dass er sich groß um seine Aufmachung sorgt.

Auch andere *rêveurs* wollen nach New York, aber sie erhalten nur noch Karten für einen späteren Zug, und so gilt es, ringsum Abschied zu nehmen und einen wirren Haufen mit Dutzenden Taschen auseinanderzusortieren, bevor sie in den Zug steigen.

Die Fahrt geht langsam voran. Bailey sitzt da und starrt aus dem Fenster auf die wechselnde Landschaft, während er geistesabwesend an seinen Fingernägeln knabbert.

Victor kommt mit einem roten ledergebundenen Buch in den Händen und setzt sich zu ihm.

»Ich dachte, du würdest zum Zeitvertreib vielleicht gern etwas lesen«, sagt er und gibt Bailey das Buch.

Bailey schlägt es auf und stellt beim Durchblättern erstaunt fest, dass es sich um ein penibel geführtes Notizbuch handelt. Ein Großteil der schwarzen Seiten ist mit ausgeschnittenen Zeitungsartikeln gefüllt, aber auch handgeschriebene Briefe sind darunter, manche nur wenige Jahre alt, andere mehr als ein Jahrzehnt.

»Nicht alles davon ist auf Englisch«, erklärt Victor, »aber die meisten Artikel kannst du wohl lesen.«

»Danke«, sagt Bailey.

Victor nickt und kehrt zu seinem Platz im selben Waggon zurück.

Auf der weiteren Zugfahrt vergisst Bailey die Landschaft voll und ganz. Immer wieder liest er die Texte von Herrn Friedrich Thiessen, die er zugleich vertraut und fesselnd findet.

»Ich habe noch nie erlebt, dass du dich so sehr für einen neuen *rêveur* interessierst«, hört er Lorena zu ihrem Bruder sagen. »Schon gar nicht so, dass du ihm deine Bücher gibst.«

»Er erinnert mich an Friedrich« ist Victors knappe Antwort.

Sie sind fast in New York, als Elizabeth sich auf den leeren Platz ihm gegenüber setzt. Bailey markiert sich die Stelle in einem Artikel, in dem das Zusammenspiel von Licht und Schatten in einem bestimmten Zelt mit indonesischem Puppentheater verglichen wird, dann legt er das Buch beiseite.

»Wir führen ein seltsames Leben, jagen unseren Träumen von Ort zu Ort hinterher«, sagt Elizabeth leise und schaut aus dem Fenster. »Ich bin noch nie einem so jungen *rêveur* begegnet, der so starke Gefühle für den Zirkus hegt wie wir, die ihm seit Jahren folgen. Ich möchte dir das hier schenken.«

Sie reicht ihm den roten Wollschal, an dem sie mit Unterbrechungen immer wieder gestrickt hat. Er ist länger, als Bailey gedacht hätte, mit einem komplizierten Zopfmuster an beiden Enden.

»Das kann ich nicht annehmen.« Einerseits fühlt Bailey sich hochgeehrt, andererseits wünscht er sich, die Leute würden endlich aufhören, ihm ständig Sachen zu schenken.

»Unsinn«, sagt Elizabeth. »Ich stricke ständig welche und habe jede Menge Wolle. Diesen hier fing ich an, ohne einen bestimmten *rêveur* im Kopf zu haben, deshalb ist er eindeutig für dich bestimmt.«

»Danke«, sagt Bailey und wickelt sich trotz der Wärme im Zug den Schal um den Hals.

»Gern geschehen«, sagt Elizabeth. »Wir sind jetzt bald da, dann müssen wir nur noch warten, bis die Sonne untergeht.«

Sie lässt ihn an seinem Fensterplatz zurück. Bailey starrt mit einer Mischung aus Wohlbehagen, Aufregung und Ner-

vosität, die er nicht ganz zusammenbringt, in den grauen Himmel.

Bei ihrer Ankunft in New York fällt ihm sofort auf, wie seltsam hier alles aussieht. Obwohl sich die Stadt gar nicht so sehr von Boston unterscheidet, war ihm Boston irgendwie vertraut. Jetzt, ohne die behagliche Ruhe des Zugs, merkt er, wie weit entfernt er von zu Hause ist.

Victor und Lorena wirken ebenfalls verwirrt, nur Elizabeth ist auf vertrautem Boden. Sie führt sie über Kreuzungen und treibt sie in Straßenbahnen, bis Bailey sich allmählich vorkommt wie eins seiner Schafe. Aber es dauert nicht lange, bis sie ihr Ziel erreichen, einen Ort außerhalb des Stadtgebiets, wo sie sich mit einem weiteren hiesigen *rêveur* namens August treffen, derselbe Mann, dessen Zimmer Bailey in Boston geerbt hatte und der sie großzügigerweise in sein Haus eingeladen hat, bis sie anderswo Zimmer finden.

Nach Baileys erstem Eindruck hat August, ein sympathischer, wohlbeleibter Mann, Ähnlichkeit mit seinem Haus: ein gedrungenes Gebäude mit einer Veranda vorne, warm und einladend. Bei der Begrüßung hebt er Elizabeth fast vom Boden, und als Bailey ihm vorgestellt wird, drückt er ihm so begeistert die Hand, dass Bailey hinterher die Finger weh tun.

»Ich habe eine gute und eine schlechte Nachricht«, sagt August, während er ihnen hilft, die Taschen auf die Veranda zu tragen. »Welche zuerst?«

»Die gute«, antwortet Elizabeth, noch ehe Bailey sagen kann, was er bevorzugt. »Wir waren zu lange unterwegs, um gleich mit schlechten Nachrichten empfangen zu werden.«

»Die gute Nachricht ist«, sagt August, »dass meine Vorhersage tatsächlich richtig war und Le Cirque sich ganz in der Nähe niedergelassen hat. Ihr könnt die Zelte vom Ende der Veranda aus sehen, wenn ihr euch ordentlich vorbeugt.« Von seinem Platz auf der Treppe aus zeigt er nach links.

Bailey eilt hin, dicht gefolgt von Lorena. Durch die Bäume sind die Spitzen der gestreiften Zelte in einiger Entfernung zu sehen, leuchtend weiße Punkte vor grauem Himmel und braunen Bäumen.

»Herrlich«, sagt Elizabeth und lacht über Lorena und Bailey, die über dem Geländer hängen. »Und die schlechte Nachricht?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob sie wirklich schlecht ist«, sagt August, als wüsste er nicht so recht, wie er es erklären soll. »Vielleicht eher enttäuschend. Was den Zirkus betrifft.«

Bailey steigt vom Geländer und wendet sich wieder der Unterhaltung zu. Die große Freude, die er eben noch empfunden hat, fällt augenblicklich von ihm ab.

»Enttäuschend?«, fragt Victor.

»Na ja, das Wetter ist nicht ideal, wir ihr sicher schon bemerkt habt«, sagt August und zeigt auf die schweren grauen Wolken. »Gestern Abend hatten wir einen heftigen Sturm. Der Zirkus hat natürlich nicht aufgemacht, was schon für sich genommen merkwürdig war, denn ich habe es noch nie erlebt, dass er aufgebaut war und am ersten Abend wegen Schlechtwetters geschlossen bleibt. Na, jedenfalls war gegen Mitternacht irgendein, ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, irgendein Lärm. Ein Krach, der das ganze Haus erschüttert hat. Ich dachte, irgendwo hat vielleicht der Blitz eingeschlagen. Über dem Zirkus war ziemlich viel Qualm, und ein Nachbar schwört, er habe einen

taghellen Blitz gesehen. Heute Morgen habe ich einen Spaziergang dorthin gemacht, und alles scheint in Ordnung zu sein. Das *Geschlossen*-Schild hängt allerdings immer noch am Tor.«

»Wie seltsam«, bemerkt Lorena.

Ohne ein Wort springt Bailey über das Verandageländer und rennt, so schnell er kann, zwischen den Bäumen hindurch in Richtung der gestreiften Zelte; sein roter Schal weht hinter ihm her.

Alte Geister

LONDON, 31. OKTOBER 1902

Es ist spät, und trotz der Straßenlaternen entlang der grauen Steinhäuser ist der Gehsteig dunkel. Isobel steht an der Treppe des Gebäudes, das sie fast ein Jahr lang ihr Zuhause nannte – inzwischen kommt es ihr wie ein ganzes Leben vor. Sie wartet auf Marcos Rückkehr und hat ein hellblaues Tuch um die Schultern gezogen, ein Streifen tagheller Himmel in der Nacht.

Es vergehen Stunden, bis Marco an der Ecke auftaucht. Als er sie sieht, umklammert er seine Aktentasche fester.

»Was tust du hier?«, fragt er. »Bist du nicht eigentlich in den Staaten?«

»Ich habe den Zirkus verlassen«, sagt Isobel. »Ich bin gegangen. Celia hatte nichts dagegen.«

Sie zieht einen verblichenen Papierfetzen aus ihrer Tasche, auf dem ihr Name steht, ihr richtiger Name, den sie

vor vielen Jahren auf sein Drängen hin in eines seiner Notizbücher schreiben sollte.

»Natürlich hatte sie nichts dagegen«, sagt Marco.

»Darf ich mit nach oben kommen?«, fragt Isobel und zupft an ihrem Tuch.

»Nein.« Marco schaut zu den Fenstern hoch. Ein schwaches Licht erhellt das Glas. »Sag einfach, was du zu sagen hast.«

Isobel zieht die Stirn kraus. Sie schaut sich auf der Straße um, aber die ist dunkel und leer, nur eine kühle Brise fegt hindurch und lässt die Blätter im Rinnstein rascheln.

»Es tut mir leid«, sagt Isobel leise. »Ich hätte dir sagen sollen, dass ich mitgemischt habe. Was letztes Jahr passiert ist, ist zum Teil meine Schuld.«

»Du solltest dich bei Celia entschuldigen, nicht bei mir.«

»Das habe ich schon«, sagt Isobel. »Ich wusste, dass sie in jemanden verliebt ist, aber ich dachte, es sei Herr Thiesen. Bis zu dem Abend war mir nicht klar, dass du es warst. Aber ihn hat sie auch geliebt, und sie hat ihn verloren, und das lag an mir.«

»Es war nicht deine Schuld«, sagt Marco. »Da waren viele Faktoren im Spiel.«

»Es waren schon immer viele Faktoren im Spiel«, sagt Isobel. »Eigentlich wollte ich in das Ganze nicht so verstrickt werden. Ich wollte nur helfen. Ich wollte die Sache durchstehen ... damit alles wieder so ist wie früher.«

»Wir können nicht rückwärtsgehen«, sagt Marco. »Vieles ist nicht mehr so, wie es früher war.«

»Ich weiß«, sagt Isobel. »Ich kann sie nicht hassen. Ich habe es versucht. Ich schaffe es nicht mal, sie nicht zu mögen. Sie hat mich jahrelang einfach machen lassen, obwohl ich ihr misstraut habe, aber sie war immer nett zu mir. Und

ich habe den Zirkus geliebt. Ich hatte das Gefühl, endlich ein Zuhause zu haben, einen Ort, wo ich hingehöre. Nach einiger Zeit hatte ich nicht mehr den Eindruck, dass ich dich vor ihr beschützen muss, sondern eher, dass ich alle anderen vor euch beiden beschützen sollte und euch beide voreinander. Nach deinem Besuch in Paris, als du dich wegen des Wunschbaums so aufgeregt hast, habe ich damit angefangen, aber als ich Celia die Karten gelegt hatte, wusste ich, dass ich weitermachen muss.«

»Wann war das?«

»An dem Abend in Prag, als wir uns treffen wollten. Bis letztes Jahr hast du mir nie erlaubt, dir die Karten zu legen, nicht ein einziges Mal. Das war mir nie aufgefallen. Wenn ich schon vorher die Gelegenheit dazu gehabt hätte, hätte ich das vielleicht nicht so lange weiterlaufen lassen. Es hat ewig gedauert, bis ich endlich verstanden habe, was ihre Karten sagen. Ich wollte einfach nicht sehen, was direkt vor mir lag. Ich habe so viel Zeit verschwendet. Es ging immer nur um euch beide, noch bevor ihr euch kanntet. Ich war nur ein Zeitvertreib.«

»Du warst kein Zeitvertreib.«

»Hast du mich jemals geliebt?«

»Nein«, gibt Marco zu. »Ich dachte, ich könnte es vielleicht, aber ...«

Isobel nickt.

»Ich dachte, du würdest mich lieben«, sagt sie. »Ich war mir ganz sicher, obwohl du es nie gesagt hast. Ich konnte nicht unterscheiden, was wirklich war und was ich als wirklich sehen wollte. Auch als es sich mit euch beiden länger und länger hinzog, dachte ich noch, es wäre nicht von Dauer. Aber darin habe ich mich geirrt. Von Anfang an. Ich bin

diejenige, die nicht von Dauer war. Ich dachte immer, wenn sie fort wäre, würdest du zu mir zurückkommen.«

»Wenn sie fort wäre, wäre ich nichts«, sagt Marco. »Du würdest dich herabsetzen, wenn du dich damit begnügst.«

Schweigend stehen sie auf der leeren Straße, und die kühle Nacht legt sich zwischen sie.

»Gute Nacht, Miss Martin«, sagt Marco und geht langsam die Treppe hoch.

»Zeit ist am schwersten vorherzusagen«, sagt Isobel, worauf Marco stehen bleibt und sich zu ihr umdreht. »Vielleicht weil sie so viel verändert. Ich habe vielen Leuten zu unendlich vielen Themen die Karten gelegt, und immer waren Zeitpunkte am schwersten zu bestimmen. Ich wusste das, und trotzdem hat es mich überrascht. Wie lange ich bereit war, auf etwas zu warten, das nur eine Möglichkeit war. Ich dachte immer, es sei nur eine Frage der Zeit, aber ich lag falsch.«

»Ich hatte nicht damit gerechnet, dass es so lange gehen würde –«, setzt Marco an, aber Isobel unterbricht ihn.

»Es war alles eine Frage der Zeit«, sagt sie. »Mein Zug hatte Verspätung an dem Tag, als du dein Notizbuch verloren hast. Wäre er pünktlich gewesen, wären wir uns nie begegnet. Vielleicht hätten wir uns auch nie begegnen sollen. Es war eine Möglichkeit, eins zu tausend, aber nicht unvermeidbar, im Gegensatz zu anderen Dingen.«

»Isobel, es tut mir leid«, sagt Marco. »Es tut mir leid, dass ich dich in das alles mit hineingezogen habe. Es tut mir leid, dass ich dir nicht schon früher gesagt habe, wie ich zu Celia stehe. Ich weiß nicht, was du noch von mir willst. Was könnte ich dir geben?«

Isobel nickt und zieht ihr Tuch enger um die Schultern.

»Vor einer Woche habe ich jemandem die Karten gelegt«, sagt sie. »Er war jung, jünger, als ich es war, als ich dich traf. Hoch aufgeschossen und offensichtlich noch nicht daran gewöhnt. Er hat mich sogar nach meinem Namen gefragt. Und alles stand in seinen Karten. Alles. Es war wie eine Lesung für den Zirkus, mir ist das erst einmal zuvor passiert: als ich Celia die Karten legte.«

»Warum erzählst du mir das?«, fragt Marco.

»Weil ich dachte, er hätte dich retten können. Ich wusste nicht, wie ich dazu stehen sollte, weiß es immer noch nicht. Es stand in seinen Karten, zusammen mit allem anderen, so klar und deutlich wie noch nie. In dem Moment dachte ich, das Ganze würde anders enden. Ich habe mich geirrt. Offenbar irre ich mich ziemlich oft. Vielleicht wird es Zeit, dass ich mir eine neue Beschäftigung suche.«

Marco ist wie erstarrt, sein Gesicht wird im Lampenlicht kreidebleich.

»Was hast du da gesagt?«, fragt er.

»Ich habe gesagt, dass du eine Chance hattest. Eine Chance, bei ihr zu sein. Eine Chance, dass sich alles von allein zum Guten wendet. Ich möchte immer noch, dass du glücklich bist. Und die Möglichkeit war da.« Sie lächelt ihn traurig an und greift in ihre Tasche. »Aber es ist nicht der richtige Zeitpunkt.«

Sie zieht die Hand aus der Tasche und öffnet die Finger. In ihrer Hand liegt ein Häufchen funkelnder schwarzer Kristalle, fein wie Asche.

»Was ist das?«, fragt Marco, als sie die Hand an die Lippen hebt.

Als Antwort bläst Isobel vorsichtig in die Asche, die Marco in einer beißenden schwarzen Wolke umfliegt.

Als der Staub sich legt, steht Marcos Aktentasche herrenlos auf dem Gehsteig zu ihren Füßen. Isobel nimmt sie und geht.

Nachwirkung

NEW YORK, 1. NOVEMBER 1902

Trotz der veränderten Umgebung sieht der Zirkus genauso aus wie auf seiner Wiese zu Hause, denkt Bailey, als er schließlich den Zaun erreicht, mit Seitenstechen und keuchend vom Laufen durch eine Gegend, die eher Wald ist als Wiese.

Aber noch etwas ist anders. Es dauert eine Weile, bis er am Tor stehend wieder normal atmet und das Schild

Wegen schlechten Wetters geschlossen

liest, das über dem normalen Schild mit den Öffnungszeiten hängt.

Es ist der Geruch, stellt er fest. Nicht der Duft nach Karamell, der sich sonst so wohltuend mit dem holzigen Rauch eines wärmenden Feuers vermischt, sondern der schwere Geruch von etwas Verbranntem und Nassem, mit einem widerlich süßen Beigeschmack.

Ihm wird übel davon.

Kein Laut dringt aus dem Inneren des Eisenzauns. Die Zelte stehen reglos da. Nur die Uhr jenseits des Tors tickt langsam durch die Nachmittagsstunden.

Bailey merkt schnell, dass er nicht mehr so mühelos durch die Gitterstäbe schlüpfen kann wie damals mit zehn. Die Zwischenräume sind zu eng, egal, wie er die Schultern dreht und wendet. Eigentlich hat er halbwegs damit gerechnet, dass Poppet da sein und auf ihn warten würde, aber keine Menschenseele ist in Sicht.

Der Zaun ist zu hoch, um darüberzuklettern, und Bailey überlegt, ob er sich einfach vors Tor setzen und bis Sonnenuntergang warten soll, als er einen gebogenen Ast entdeckt, der zwar nicht ganz, aber ziemlich dicht bis zum Zaun reicht und über den verschnörkelten Eisenspitzen hängt.

Von dort aus könnte er springen. Wenn er den richtigen Winkel erwischt, landet er auf einem Pfad zwischen den Zelten. Wenn er den falschen Winkel erwischt, bricht er sich wahrscheinlich das Bein, aber das wäre nur ein kleineres Problem, mit dem er leben könnte, denn dann wäre er zumindest schon mal im Zirkus.

Der Baum ist leicht zu erklettern und der dem Zirkus nächste Ast breit genug. Aber Bailey tut sich schwer, das Gleichgewicht zu halten, und was als eleganter Sprung gedacht war, ähnelt eher einem eingepflanzten Sturz. Er landet schwerfällig auf dem Pfad, kullert gegen eine Zeltseite und bekommt jede Menge von dem weißen Pulver auf dem Boden ab.

Seine Beine tun weh, scheinen aber in Ordnung zu sein, allerdings hat er sich die Schulter arg geprellt, und seine Handflächen sind schlimm verschrammt und voller Dreck und Pulver. Von den Händen lässt sich das Pulver problemlos abwischen, am Mantel und an den Beinen seiner neuen Hose dagegen klebt es wie Farbe. Und jetzt steht er wieder allein im Zirkus.

»Wahrheit oder Pflicht«, flüstert er vor sich hin.

Trockenes, brüchiges Laub, das der Wind durch den Zaun weht, tanzt um seine Füße. Das Schwarzweiß des Zirkus wird von Tupfen gedämpfter Herbstfarben durchbrochen.

Bailey weiß nicht, wohin er gehen soll. Er wandert die Wege entlang und rechnet hinter jeder Ecke mit Poppet, steht aber immer nur vor Streifen und Leere. Schließlich geht er in Richtung des großen Platzes, zum Feuer.

Als er um die Ecke biegt, liegt der Platz vor ihm, und das Feuer ist aus. Das überrascht ihn mehr als die Feststellung, dass offenbar doch jemand auf ihn wartet.

Aber die Gestalt, die neben dem verschnörkelten Kessel steht, ist nicht Poppet. Diese Frau ist zu klein, ihr Haar zu dunkel. Als sie sich umdreht, sieht er eine lange silberne Zigarettenspitze zwischen ihren Lippen, und der Rauch ringelt sich um ihren Kopf wie Schlangen.

Es dauert eine Weile, bis er die Schlangenfrau erkennt, die er bisher immer nur auf einem Podest in unmöglich verrenkten Positionen gesehen hat.

»Du bist Bailey, stimmt's?«, sagt sie.

»Ja«, antwortet Bailey und fragt sich, ob denn wirklich jeder im Zirkus weiß, wer er ist.

»Du kommst zu spät«, sagt die Schlangenfrau.

»Zu spät wofür?«, will Bailey verwirrt wissen.

»Ich glaube nicht, dass sie noch sehr viel länger durchhalten kann.«

»Wer?«, fragt Bailey, auch wenn ihm der Gedanke durch den Kopf geht, die Schlangenfrau könnte den Zirkus meinen.

»Es ist natürlich möglich«, fährt sie fort, »dass sich alles anders abgespielt hätte, wenn du früher gekommen wärst. Den richtigen Zeitpunkt abzapfen ist eine heikle Sache.«

»Wo ist Poppet?«, fragt Bailey.

»Miss Penelope ist zurzeit verhindert.«

»Warum weiß sie nicht, dass ich hier bin?«

»Womöglich weiß sie das sehr wohl, aber das ändert nichts an der Tatsache, dass sie zurzeit, wie ich schon sagte, verhindert

ist.«

»Wer sind Sie?«, fragt Bailey. Inzwischen pocht seine Schulter, und er könnte nicht genau sagen, seit wann das alles keinen Sinn mehr ergibt.

»Du kannst mich Tsukiko nennen«, sagt die Schlangenfrau und zieht lange an ihrer Zigarette.

Hinter ihr thront hohl und reglos das riesige Gefäß aus schmiedeeisernen Schnörkeln. Der Boden ringsum, gewöhnlich mit einem spiralförmigen schwarzweißen Muster bemalt, ist nun ganz dunkel, wie von leerem Raum verschluckt.

»Ich dachte, das Feuer geht niemals aus«, sagt Bailey und tritt näher heran.

»Ist es auch bisher noch nicht«, erwidert Tsukiko.

Als Bailey den Rand der noch immer heißen Eisenschnörkel erreicht, stellt er sich auf die Zehenspitzen und späht hinein. Der Kessel ist fast bis zum Rand mit Regenwasser gefüllt, die dunkle Oberfläche kräuselt sich im Wind. Der Boden unter seinen Füßen ist schwarz und schlammig, und als er einen Schritt zurückgeht, tritt er versehentlich gegen einen Bowlerhut.

»Was ist passiert?«, fragt Bailey.

»Das ist nicht so leicht zu erklären«, antwortet Tsukiko.
»Eine lange und komplizierte Geschichte.«

»Und Sie wollen sie mir nicht erzählen?«

Sie neigt den Kopf leicht zur Seite, und Bailey sieht den Hauch eines Lächelns um ihre Lippen.

»Nein, will ich nicht.«

»Na, großartig«, murmelt Bailey leise.

»Wie ich sehe, trägst du nun auch das Abzeichen«, sagt Tsukiko und zeigt mit ihrer Zigarette auf seinen roten Schal. Bailey weiß nicht so recht, wie er darauf reagieren soll, aber sie fährt fort, ohne eine Antwort abzuwarten. »Ich nehme an, man könnte von einer Explosion sprechen.«

»Das Feuer ist explodiert? Wie das?«

»Sagte ich nicht eben, es sei nicht leicht zu erklären? Daran hat sich nichts geändert.«

»Warum sind die Zelte nicht abgebrannt?«, fragt Bailey und blickt auf die scheinbar endlosen Streifen. Einige der näher gelegenen Zelte sind mit Schlamm bespritzt, aber trotz der verkohlten Erde ringsum ist keines verbrannt.

»Das war Miss Bowens Werk«, sagt Tsukiko. »Ohne diese Vorsichtsmaßnahme wäre der Schaden vermutlich viel größer gewesen.«

»Wer ist Miss Bowen?«, fragt Bailey.

»Du stellst eine Menge Fragen«, erwidert Tsukiko.

»Sie beantworten nicht sehr viele davon«, gibt Bailey zurück.

Das Lächeln nimmt nun ihr ganzes Gesicht ein, auf eine Weise, die Bailey fast schon verstörend freundlich findet.

»Ich bin nur eine Abgesandte«, sagt Tsukiko. »Ich soll dich zu einem Treffen begleiten, bei dem vermutlich genau solche Angelegenheiten zur Sprache kommen werden, denn im Augenblick bin ich die einzige lebende Person, die auch

nur annähernd über das Geschehene und den Grund für deine Anwesenheit Bescheid weiß. Deine Fragen hebst du dir besser für jemand anderen auf.«

»Und wer soll das sein?«, fragt Bailey.

»Das wirst du sehen«, sagt Tsukiko. »Komm hier entlang.«

Sie winkt ihn zu sich, führt ihn um das erloschene Feuer auf die andere Seite des Platzes und von dort ein kurzes Stück durch einen Verbindungsweg voller Schlamm, der in dicken Batzen an Baileys ehemals glänzenden Schuhen kleben bleibt.

»Wir sind da.« Tsukiko bleibt vor einem Zelteingang stehen. Bailey tritt näher an das Schild heran, und sobald er es gelesen hat, weiß er, um welches Zelt es sich handelt.

*Furchterregende Tiere und seltsame Geschöpfe
Wunder aus Dunst und Papier*

»Kommen Sie mit mir?«, fragt Bailey.

»Nein«, sagt Tsukiko. »Ich bin nur eine Abgesandte, schon vergessen? Du findest mich auf dem Platz, falls du mich brauchst.«

Sie nickt ihm höflich zu und geht denselben Weg zurück, den sie gekommen sind. Als Bailey ihr nachsieht, fällt ihm auf, dass an ihren Stiefeln kein Schlamm haftet.

Dann verschwindet sie um eine Ecke, und Bailey tritt in das Zelt.

Funkenflug

NEW YORK, 31. OKTOBER 1902

Marco schlägt mit dem Rücken auf dem Boden auf, als wäre er grob geschubst worden. Vom Aufprall und der Aschenwolke um ihn herum muss er husten.

Im Aufstehen bemerkt er, dass ein leichter Regen fällt, und als sich die Luft um ihn herum klärt, sieht er eine Reihe winziger Bäume und Sterne, umgeben von silbrigen Zahnradern und schwarzweißen Schachfiguren.

Erst nach einer Weile dämmert ihm, dass er neben der *Wunschtraumuhr* steht.

Sie tickt auf Mitternacht zu, der Harlekin-Jongleur balanciert elf Kugeln zwischen den funkelnden Sternen und sich drehenden Teilchen.

Das Schild, das die Schließung des Zirkus aufgrund Schlechtwetters verkündet, klappert im Wind. Im Augenblick allerdings ist der Regen nicht viel mehr als ein dichter Nebel.

Marco reibt sich das schimmernde Pulver aus dem Gesicht, das wieder seine eigentliche Form angenommen hat; er ist zu verwirrt, um es zu ändern. Er versucht, die dunkle Asche auf seinem Anzug genauer zu betrachten, die aber bereits wieder verblasst.

Der gestreifte Vorhang hinter dem Kassenhäuschen ist geöffnet, und durch den Dunst erkennt Marco eine Gestalt, erhellt vom scharfen Aufblitzen eines Feuerzeugs.

»*Bon soir*«, sagt Tsukiko fröhlich, als er näher tritt. Sie steckt das Feuerzeug wieder in die Tasche und hält ihre Zi-

garette in der langen silbernen Spitze. Ein Windstoß fegt über den Platz und rüttelt am Zirkustor.

»Wie ... wie hat sie das gemacht?«, fragt Marco.

»Du meinst Isobel?«, erwidert Tsukiko. »Diesen speziellen Trick habe ich ihr beigebracht. Ich glaube zwar nicht, dass sie die Feinheiten verstanden hat, aber mir scheint, er ist ihr trotzdem gut gelungen. Fühlst du dich irgendwie wackelig?«

»Mir geht es gut«, sagt Marco, obwohl ihm der Rücken von dem Sturz weh tut und seine Augen noch brennen. Er betrachtet Tsukiko interessiert. Er hat sich noch nie länger mit der Schlangenfrau unterhalten, und ihre Anwesenheit ist fast so verwirrend wie die Tatsache, dass er noch vor kurzem an einem völlig anderen Ort war.

»Komm doch wenigstens aus dem Wind.« Tsukiko winkt ihn mit ihrer freien Hand in den Tunnel. »Das Gesicht gefällt mir besser als das andere«, sagt sie und mustert ihn durch Dunst und Rauch. »Es passt zu dir.« Sobald er eingetreten ist, lässt Tsukiko den Vorhang fallen, und sie stehen umfangen von Dunkelheit und glimmenden Lichtern. Die glühende Spitze ihrer Zigarette ist der einzige Farbfleck unter den weißen Punkten.

»Wo sind die anderen alle?«, fragt Marco und schüttelt den Regen von seinem Bowlerhut.

»Bei der Schlechtwetterparty«, erklärt Tsukiko. »Sie findet traditionell im Akrobatenzelt statt, weil es das größte ist. Aber das kannst du nicht wissen, da du nicht wirklich zur Kompanie gehörst, oder?«

Er kann ihren Gesichtsausdruck nicht genau erkennen, aber etwas sagt ihm, dass sie breit grinst.

»Nein, ich gehöre nicht dazu«, sagt er und folgt ihr. Sie geht durch den Tunnel, der in verwirrenden Windungen

immer tiefer in den Zirkus führt. »Warum bin ich hier?«, fragt er.

»Darauf kommen wir zu gegebener Zeit zurück«, sagt sie. »Was hat Isobel dir erzählt?«

Marco hat die Unterhaltung mit Isobel vor seinem Haus fast schon vergessen, obwohl sie erst vor kurzem stattgefunden hat. Er erinnert sich nur bruchstückhaft daran. Nichts davon lässt sich sinnvoll in Worte fassen.

»Egal«, sagt Tsukiko, als er nicht sogleich antwortet. »Nach einer solchen Reise dauert es manchmal, bis man seine fünf Sinne wieder beisammenhat. Hat sie dir gesagt, dass wir etwas gemeinsam haben?«

Marco erinnert sich, dass Isobel Celia erwähnt hat und noch jemanden, aber nicht genau, wen.

»Nein«, sagt er.

»Wir sind beide Schüler desselben Lehrmeisters«, sagt Tsukiko. Das Ende ihrer Zigarette glüht im Dunkel auf, als sie inhaliert. »Ich fürchte, wir sind nur vorübergehend geschützt«, fügt sie hinzu, als sie den nächsten Vorhang erreichen. Sie zieht ihn zur Seite, und der Raum wird mit gleißendem Licht vom Platz überflutet. Sie winkt Marco nach draußen in den Regen und nimmt einen weiteren Zug von ihrer Zigarette, während er gehorsam durch den offenen Vorhang geht und versucht, aus ihrer letzten Bemerkung schlau zu werden.

Die Lichter an den Zelten sind dunkel, aber das Feuer in der Platzmitte brennt leuchtend hell und weiß. Der leichte Regen rings um die Flammen glitzert.

»Sehr schön«, sagt Tsukiko und tritt mit ihm auf den Platz. »Das muss ich dir lassen.«

»Sie waren eine Schülerin von Alexander?« Marco ist nicht sicher, ob er sie richtig verstanden hat.

Tsukiko nickt.

»Ich war es leid, mir Notizen in Büchern zu machen, und fing deshalb an, mir alles auf den Körper zu schreiben. Ich mache mir nicht gern die Hände schmutzig«, sagt sie und zeigt auf seine tintenfleckigen Finger. »Ich staune, dass er mit einem so offenen Schauplatz für diese Herausforderung einverstanden war. Sonst hat er immer Abgeschlossenheit bevorzugt. Vermutlich ist er nicht sehr glücklich über die Entwicklung des Ganzen.«

Marco fällt auf, dass die Schlangenfrau vollkommen trocken ist. Jeder Regentropfen verdunstet augenblicklich zu zischendem Dampf, sobald er sie berührt.

»Sie haben das letzte Spiel gewonnen.«

»Ich habe das letzte Spiel überlebt«, verbessert Tsukiko ihn.

»Wann war das?«, fragt Marco, während sie in Richtung Feuer laufen.

»Vor dreiundachtzig Jahren, sechs Monaten und einundzwanzig Tagen. Ein Kirschblütentag.«

Tsukiko nimmt einen langen Zug von ihrer Zigarette, bevor sie fortfährt.

»Unsere Lehrmeister verstehen nicht, wie es ist, auf eine solche Weise an jemanden gebunden zu sein. Sie sind zu alt, ohne Kontakt zu ihren Gefühlen. Sie erinnern sich nicht mehr daran, was es heißt, in der Welt zu leben und zu atmen. Sie halten es für ein Leichtes, zwei Menschen gegeneinander aufzustellen. Dabei ist es nie leicht. Der andere gibt dir vor, wie du dein Leben bestimmst, wie du dich selbst bestimmst. Mit der Zeit brauchst du das so sehr wie die Luft zum Atmen. Dann erwarten sie, dass der Sieger ohne das weiterlebt. Das ist, als würde man die Murray-Zwillinge auseinanderreißen und dann erwarten, dass sie

dieselben bleiben. Sie wären zwar unversehrt, aber nicht vollkommen. Du liebst sie, oder?«

»Mehr als alles auf der Welt«, sagt Marco.

Tsukiko nickt nachdenklich.

»Meine Gegnerin hieß Hinata«, sagt sie. »Ihre Haut roch nach Ingwer und Balsam. Ich habe sie auch mehr als alles auf der Welt geliebt. An jenem Kirschblütentag hat sie sich selbst verbrannt. Sie hat eine Flammensäule entzündet und ist in sie hineingetreten, als wäre es Wasser.«

»Das tut mir leid«, sagt Marco.

»Danke«, erwidert Tsukiko mit einem Hauch ihres normalerweise strahlenden Lächelns. »Genau das will Miss Bowen für dich tun. Damit du gewinnst.«

»Ich weiß.«

»Ich wünsche niemandem solche Schmerzen. Nur um Sieger zu sein. Hinata hätte das phantastisch gefunden«, sagt Tsukiko, als sie das Feuer erreichen und die züngelnden Flammen im zunehmenden Regen betrachten. »Sie mochte Feuer sehr gern. Mein Element war immer Wasser. Bevor es passiert ist.«

Sie streckt die Hand aus und betrachtet die Regentropfen, die nicht auf ihre Haut treffen wollen.

»Kennst du die Geschichte vom Zauberer im Baum?«, fragt sie.

»Die Merlin-Geschichte?«, fragt Marco. »Ich kenne mehrere Versionen.«

»Es gibt viele«, sagt Tsukiko und nickt. »Alte Geschichten haben es an sich, dass sie immer wieder neu erzählt und verändert werden. Jeder Erzähler drückt ihnen seinen oder ihren Stempel auf. Was die Geschichte ursprünglich an Wahrheiten enthalten haben mag, wird von Vorlieben und

Beschönigungen zugedeckt. Die Gründe dafür sind nicht so wichtig wie die Geschichte selbst.«

Der Regen nimmt weiterhin zu und prasselt nieder, während sie fortfährt.

»Manchmal ist es eine Höhle, aber mir gefällt die Version mit dem Baum. Vielleicht ist ein Baum romantischer.«

Sie nimmt die noch immer brennende Zigarette aus der Spitze und hält sie behutsam zwischen ihren graziilen Fingern.

»Es gibt hier zwar viele Bäume, die man zu diesem Zweck verwenden könnte«, sagt sie, »aber ich dachte, das Feuer wäre vielleicht eher geeignet.«

Marco wendet seine Aufmerksamkeit dem Feuer zu. In seinem Licht glitzern die fallenden Regentröpfchen wie Schnee.

In allen ihm bekannten Versionen der Merlin-Geschichte wird der Zauberer gefangen gesetzt. In einem Baum, einer Höhle oder einem Stein.

Immer als Strafe, als Folge einer törichten Liebe.

Er sieht wieder zu Tsukiko.

»Du verstehst«, sagt sie, bevor er ein Wort herausbringt.

Marco nickt.

»Das wusste ich«, sagt sie. Das Licht von den weißen Flammen erhellt ihr Lächeln durch den Regen.

»Was machst du da, Tsukiko?«, ruft eine Stimme hinter ihr.

Celia steht am Rand des Platzes. Ihr Mondscheinkleid ist von der Nässe schmutzig grau verfärbt, die kreuz und quer verlaufenden Bänder flattern schwarzweißgrau hinter ihr her und verheddern sich im Wind mit ihren Haaren.

»Geh wieder zu der Party zurück, meine Liebe«, sagt Tsukiko und steckt die silberne Zigarettenspitze in ihre Ta-

sche. »Bei dem, was jetzt kommt, möchtest du bestimmt nicht dabei sein.«

»Wobei?«, sagt Celia und starrt Marco an.

»Seit Jahren«, sagt Tsukiko an beide gewandt, »bin ich von Liebesbriefen umgeben, die ihr füreinander geschaffen habt, eingeschlossen in Zelte. Das erinnert mich daran, wie es damals mit ihr war. Es ist wunderschön und schrecklich zugleich. Ich bin noch nicht bereit, es aufzugeben, aber ihr lasst es verblassen.«

»Du hast gesagt, die Liebe sei launisch und vergänglich«, sagt Celia verwirrt.

»Das war eine Lüge«, sagt Tsukiko und rollt ihre Zigarette zwischen den Fingern. »Ich dachte, es wäre leichter, wenn du an ihm zweifelst. Und ich habe dir ein Jahr gegeben, um eine Möglichkeit zu finden, wie der Zirkus ohne dich weiter besteht. Das ist dir nicht gelungen. Ich greife ein.«

»Aber ich versu—«, setzt Celia an, doch Tsukiko fällt ihr ins Wort.

»Du übersiehst ständig eine schlichte Tatsache«, sagt sie. »Du trägst diesen Zirkus in dir. Dein Gegner benutzt das Feuer als Werkzeug. Du bist der größere Verlust, aber zu egoistisch, um es zuzugeben. Du glaubst, du könntest mit dem Schmerz nicht leben. Mit einem solchen Schmerz lebt man nicht. Man kann ihn nur aushalten. Tut mir leid.«

»Kiko, bitte«, sagt Celia. »Ich brauche mehr Zeit.«

Tsukiko schüttelt den Kopf.

»Ich habe dir schon einmal gesagt, dass die Zeit nicht meiner Kontrolle untersteht.«

Marco, der Celia seit ihrem Erscheinen auf dem Platz nicht aus den Augen gelassen hat, dreht sich jetzt von ihr weg.

»Nur zu«, sagt er zu Tsukiko, brüllt es über das Prasseln des Regens hinweg. »Mach schon! Ich würde lieber an ihrer Seite verbrennen, als ohne sie zu leben.«

Celias »Nein«, das vielleicht nur ein simpler Ausruf war, wird vom Wind zu einem markerschütternden Schrei verzerrt. Die Qual in ihrer Stimme durchdringt Marco wie alle Klängen in Chandreshs Sammlung zusammengenommen, aber er konzentriert sich weiter auf die Schlangenfrau.

»Das Spiel wäre dann zu Ende, ja?«, fragt er. »Das Spiel wäre zu Ende, auch wenn ich nur im Feuer gefangen und nicht tot bin.«

»Du kannst dann nicht mehr weiterspielen«, sagt Tsukiko. »Und nur darauf kommt es an.«

»Dann tu es«, sagt Marco.

Tsukiko lächelt ihm zu. Sie legt die Hände zusammen, Rauchkringel von ihrer Zigarette steigen über ihre Finger empor. Dann verbeugt sie sich tief und respektvoll vor ihm.

Keiner der beiden sieht, wie Celia durch den Regen zu ihnen rennt.

Tsukiko schnippt die weiterhin glimmende Zigarette in Richtung Feuer.

Sie fliegt noch immer durch die Luft, als Marco Celia zuruft, sie solle stehen bleiben.

Celia wirft sich in seine Arme, kaum dass die Zigarette die flackernden weißen Flammen berührt hat.

Marco weiß, dass ihm keine Zeit mehr bleibt, um Celia noch fortzuschieben, deshalb zieht er sie an sich und vergräbt sein Gesicht in ihrem Haar; der Wind reißt ihm den Bowlerhut vom Kopf.

Und dann setzt der Schmerz ein. Scharfer, beißender Schmerz, als würde er entzweigerissen.

»Vertrau mir«, flüstert Celia ihm zu, und er kämpft nicht länger dagegen an, vergisst alles außer ihr.

Im Augenblick vor der Explosion, bevor das weiße Licht zu grell wird, um das Geschehen genau zu erkennen, lösen sie sich in Luft auf. Eben noch sind sie da, Celia mit ihrem Kleid, das im Wind und Regen flattert, Marcos Hände auf ihrem Rücken, und im nächsten Moment ist nur noch ein verschwommener Fleck aus Licht und Schatten von ihnen übrig.

Dann sind sie beide verschwunden, und der Zirkusplatz steht in Flammen, die an den Zelten züngeln und in den Regen emporsteigen.

Tsukiko steht allein auf dem Platz und seufzt. Die Flammen wirbeln in einem Strudel an ihr vorbei, ohne sie zu berühren, und lassen sie in unglaublicher Helligkeit erstrahlen.

Dann ersterben die Flammen, so schnell, wie sie gekommen sind, zu nichts.

Der schmiedeeiserne Käfig des Feuers ist leer, nicht ein einziger glimmender Funke bleibt zurück. Der Regen prasselt mit hohlem Widerhall auf das Metall, dort, wo das Eisen noch heiß ist, verdunsten die Tropfen zu Dampf.

Tsukiko holt sich eine neue Zigarette aus ihrem Mantel und entzündet mit träger, geübter Geste ihr Feuerzeug.

Trotz des Regens springt die Flamme sofort über.

Sie sieht zu, wie der Kessel sich mit Wasser füllt, und wartet.

Transmutation

NEW YORK, 1. NOVEMBER 1902

Wenn Celia den Mund öffnen könnte, würde sie schreien.

Aber die Hitze und der Regen und Marco in ihren Armen nehmen sie zu sehr in Anspruch.

Sie konzentriert sich ganz und gar auf ihn, nimmt jedes bisschen von ihm mit, als sie sich in Stücke bricht. Sie hält jede seiner Berührungen fest, an die ihre Haut sich erinnert, jeden Augenblick, den sie mit ihm verbracht hat. Trägt ihn mit sich.

Plötzlich ist da nichts mehr. Kein Regen. Kein Feuer. Nur ruhiges weißes Nichts.

Irgendwo in diesem Nichts beginnt eine Uhr Mitternacht zu schlagen.

Halt, denkt sie.

Die Uhr läutet weiter, doch Celia spürt, wie die Stille sich herabsenkt.

Sich zu zerbrechen ist ziemlich leicht, stellt sie fest.

Schwierig ist, sich wieder zusammenzusetzen.

Es ist wie das Heilen der aufgeritzten Fingerspitzen als Kind, nur ins Extrem gesteigert.

So viel muss ins Lot gebracht werden bei dem Versuch, die Begrenzungen wiederzufinden.

Es wäre so einfach, loszulassen.

Es wäre so viel leichter, loszulassen.

Und längst nicht so schmerzhaft.

Sie kämpft gegen die Versuchung, gegen den Schmerz und das Chaos. Bemüht sich um Kontrolle über sich und ihre Umgebung.

Sie wählt eine Stelle, auf die sie sich konzentriert, den vertrautesten Ort, der ihr einfällt.

Und langsam, quälend langsam, setzt sie sich wieder heil und komplett zusammen.

Bis in ihrem eigenen Zelt steht, in der Mitte eines leeren Stuhlkreises.

Sie fühlt sich leichter. Verdünnt. Ein wenig benommen.

Doch sie ist kein Schatten ihres früheren Ichs. Sie ist wieder ganz und atmet. Ihr Herz schlägt schnell, aber stetig. Selbst ihr Kleid, nicht mehr nass vom Regen, fühlt sich an wie zuvor.

Sie dreht sich im Kreis, und es bauscht sich um sie.

Die Benommenheit schwindet allmählich, und sie sammelt sich, nach wie vor voll Staunen über ihre Leistung.

Dann fällt ihr auf, dass alles im Zelt durchsichtig ist. Die Stühle, die über ihrem Kopf hängenden Lichter, sogar die Streifen an den Wänden wirken unwirklich.

Und sie ist allein.

*

Für Marco dauert der Moment der Explosion länger.

Die Hitze und das Licht dehnen sich endlos aus, während er sich durch den Schmerz hindurch an Celia klammert.

Und dann ist sie verschwunden.

Nichts ist mehr da. Kein Feuer. Kein Regen. Kein Boden unter seinen Füßen.

Ein ständiger Wechsel zwischen Schatten und Licht, weiße Weite löst das Dunkel ab und wird sogleich wieder von ihm verzehrt. Unablässig, nie zur Ruhe kommend.

Der Zirkus umfließt Celia in immer neuer Gestalt, wie bei einem von Marcos Zaubertricks.

Sie stellt sich vor, wo sie gern wäre, und schon ist sie dort, ohne sagen zu können, ob sie sich hinbewegt hat oder den Zirkus um sich herum manipuliert.

Im Eisgarten ist kein Laut zu hören, nichts als frisches, kaltes Weiß.

Nur ein Bruchteil der Spiegel im Spiegelgang reflektiert ihre Gestalt, manche fangen lediglich eine schimmernde, verschwommene Andeutung von hellgrauem Kleid ein oder die wogenden Bänder, die hinter ihr herflattern.

Sie meint im Glas einen Blick auf Marco zu erhaschen, den Saum seines Jacketts oder seinen hell aufblitzenden Kragen, aber sie ist sich nicht sicher.

Viele Spiegel hängen blind und leer in ihren verzierten Rahmen.

Der Dunst in der Menagerie löst sich langsam auf, als sie das Zelt absucht und außer Papier nichts darin entdeckt.

Auf dem Tränenteich kräuselt sich keine Welle, die Oberfläche ist ruhig und glatt, und Celia ist nicht in der Lage, einen Stein aufzuheben, um ihn hineinfallen zu lassen. Sie kann auch keine Kerze am Wunschbaum anzünden, obwohl die an den Zweigen hängenden Wünsche weiterhin brennen.

Im Labyrinth geht sie von einem Raum zum nächsten. Von ihr geschaffene Räume führen in von ihm entworfene und wieder zurück.

Sie spürt ihn. So nah, dass sie nach jeder Biegung und hinter jeder Tür mit ihm rechnet.

Doch da sind nur sanft schwebende Federn und flatternde Spielkarten. Silberne Statuen mit starrem Blick. Im Schachbrettmuster bemalte Fußböden mit freien Feldern.

Überall sind Spuren von ihm, aber nichts, worauf sie sich konzentrieren könnte. Nichts zum Festhalten.

Der Boden des Flurs mit den vielen unterschiedlichen Türen ist verschneit und trägt Spuren von möglichen Fußabdrücken, vielleicht sind es aber auch nur Schatten.

Und Celia weiß nicht, wohin sie führen.

*

Marco schnappt nach Luft, als wäre er unter Wasser gewesen, ohne es zu merken.

Sein erster zusammenhängender Gedanke ist, dass er nicht erwartet hätte, in einem Feuer gefangen zu sein und dabei so zu frieren.

Die kühle Luft ist scharf und beißend, in allen Richtungen sieht er nur Weiß.

Als seine Augen sich eingewöhnen, erkennt er den Schatten eines Baums. Die langen Zweige einer mit Raureif bedeckten weißen Trauerweide hängen um ihn herum.

Er tritt einen Schritt vor, und der Boden unter seinen Füßen ist beunruhigend weich.

Er steht mitten im Eisgarten.

Der Brunnen in der Mitte ist versiegt, das normalerweise plätschernde Wasser ruhig und still.

Durch das viele Weiß ist es nur schwer zu erkennen, aber der gesamte Garten ist transparent.

Er blickt auf seine Hände. Sie zittern leicht, scheinen aber fest zu sein. Sein Anzug bleibt dunkel und undurchsichtig.

Als Marco nach einer Rose greift, fahren seine Finger ohne großen Widerstand durch die Blütenblätter, als wären sie aus Wasser und nicht aus Eis.

Er betrachtet noch immer die Rose, als er hinter sich ein Keuchen hört.

*

Celia schlägt die Hände vor den Mund, traut ihren Augen nicht. Allein in dem eisigen Blumenmeer, hat sie sich so oft vorgestellt, Marco hier zu sehen, und nun kann sie fast nicht glauben, dass er in seinem dunklen Anzug vor einem hellen Rosenstrauch steht.

Dann dreht er sich um und schaut sie an. Sobald sie seine Augen sieht, schwinden all ihre Zweifel.

Einen Augenblick wirkt er so jung, dass sie in ihm den kleinen Jungen sieht, der er früher einmal war, Jahre bevor sie ihm begegnet ist, als sie bereits verbunden, aber noch weit voneinander entfernt waren.

Sie möchte so vieles sagen, Dinge, die sie glaubte ihm nie mehr sagen zu können. Doch nur eines erscheint ihr wirklich wichtig.

»Ich liebe dich«, sagt sie.

Die Worte hallen durch das Zelt und lassen die gefrorenen Blätter leise rascheln.

*

Marco starrt sie im Näherkommen nur an und hält sie für einen Traum.

»Ich dachte, ich hätte dich verloren«, sagt sie, als sie bei ihm ist, ihre Stimme ein zittriges Flüstern.

Sie scheint so echt zu sein wie er, nicht transparent wie der Garten. Sie wirkt blühend und lebhaft vor dem weißen Hintergrund, ihre Wangen sind leicht gerötet, ihre dunklen Augen schwimmen in Tränen.

Er hebt die Hand an ihr Gesicht, voller Angst, seine Finger könnten genauso mühelos durch sie hindurchfahren wie bei der Rose. Und ist überwältigt vor Erleichterung, als sie sich fest und warm und lebendig anfühlt.

Er zieht sie in seine Arme, seine Tränen fallen in ihr Haar.

»Ich liebe dich«, sagt er, als er seine Stimme wiederfindet.

*

Engumschlungen stehen sie da, keiner möchte den anderen loslassen.

»Ich musste das verhindern«, sagt Celia. »Ich konnte dich nicht loslassen.«

»Was hast du getan?«, fragt Marco. Er weiß immer noch nicht genau, ob er das Geschehene versteht.

»Ich habe den Zirkus als Maßstab benutzt«, sagt Celia. »Ich wusste nicht, ob es funktionieren würde, aber ich konnte dich nicht gehen lassen, ich musste es versuchen. Ich wollte dich mitnehmen, und dann konnte ich dich nicht finden und dachte, ich hätte dich verloren.«

»Ich bin hier«, sagt Marco und streichelt ihr Haar. »Ich bin hier.«

Er hatte nicht damit gerechnet, von der Welt befreit zu werden und sich in einem begrenzten Raum wiederzufinden. Er fühlt sich nicht eingegrenzt, nur abgesondert, als würden er und Celia den Zirkus lediglich an manchen Punkten berühren und nicht in ihm aufgehen.

Er wirft einen Blick auf die Bäume ringsum, die frostweiß herabhängenden Weidenzweige, die gestutzten Hecken, die den nahe gelegenen Weg wie Geister säumen.

Erst dann fällt ihm auf, dass der Garten schmilzt.

»Das Feuer ist erloschen«, sagt Marco. Nun spürt er die Leere. Er spürt den Zirkus um sich herum, als hinge er wie Nebel an ihm, als könnte er die Hand ausstrecken und den fernen Eisenzaun berühren. Den Zaun, der in alle Richtungen so weit weg ist, und doch sieht er ihn, fast ohne Anstrengung, sieht jedes Zelt, selbst den dunklen Platz, auf dem Tsukiko wartet. Er spürt den gesamten Zirkus so selbstverständlich wie das Hemd auf seiner Haut.

Und das Einzige, was darin hell brennt, ist Celia.

Aber es ist eine flackernde Helligkeit. So schwach wie eine Kerzenflamme.

»Du hältst den Zirkus zusammen«, sagt er.

Celia nickt. Sie merkt es erst jetzt, aber ohne das Feuer ist es viel schwerer zu bewältigen. Sie kann sich nicht so konzentrieren, dass alle Einzelheiten intakt bleiben. Einige Elemente entgleiten ihr bereits und tropfen wie die Blumen ringsum.

Und sie weiß, wenn das Ganze zerbricht, kann sie es nicht wieder zusammensetzen.

Sie beginnt zu schwanken und zittert weiter, auch als Marco sie fester in die Arme schließt.

»Lass einfach los, Celia.«

»Ich kann nicht«, sagt sie. »Wenn ich loslasse, bricht er zusammen.«

»Was passiert mit uns, wenn er zusammenbricht?«, fragt Marco.

»Ich weiß es nicht«, sagt Celia. »Ich halte ihn in der Schweben. Er kann nicht unabhängig von uns existieren. Er braucht einen Hüter.«

In der Schweben

NEW YORK, 1. NOVEMBER 1902

Als Bailey dieses Zelt das letzte Mal betrat, war Poppet bei ihm, und es war mit dichtem weißem Nebel gefüllt.

Damals – und Bailey kann kaum glauben, dass es erst ein paar Tage her ist – kam ihm das Zelt endlos vor. Ohne den Nebel sieht Bailey jetzt die weißen Wände des Zelts und alle Geschöpfe darin, von denen sich jedoch keines regt.

Überall im Raum hängen vollkommen still Vögel und Fledermäuse und Schmetterlinge wie an Fäden. Kein Rascheln von Papierflügeln. Nicht die geringste Bewegung.

Weitere Geschöpfe sitzen am Boden neben Baileys Füßen, unter anderem eine sprungbereite Katze vor einem weißen Fuchs mit silbriger Schwanzspitze. Auch größere Tiere sind da. Ein Zebra mit scharf voneinander abgesetzten Streifen. Ein ruhender Löwe mit schneeweißer Mähne. Ein weißer Hirsch mit hoch aufragendem Geweih.

Neben dem Hirsch steht ein Mann in einem dunklen Anzug.

Er ist fast durchsichtig, wie ein Geist oder ein Spiegelbild in Glas. Teile seines Anzugs sind nicht mehr als Schatten. Durch seinen Jackenärmel kann Bailey deutlich den Hirsch erkennen.

Bailey überlegt gerade, ob es sich um eine Phantasievorstellung handelt, als der Mann zu ihm herübersieht. Seine Augen sind erstaunlich hell, allerdings kann Bailey die Farbe nicht erkennen.

»Ich hatte sie gebeten, dich nicht auf diesem Weg zu schicken«, sagt er. »Aber es ist wohl der direkteste.«

»Wer sind Sie?«, fragt Bailey.

»Ich heiÙe Marco«, sagt der Mann. »Du bist vermutlich Bailey.«

Bailey nickt.

»Ich wünschte, du wärest nicht so jung«, sagt Marco. Etwas in seiner Stimme klingt zutiefst traurig, aber Bailey ist noch immer mit Marcos geistgleicher Erscheinung beschäftigt.

»Sind Sie tot?«, fragt er und tritt näher heran. Durch den neuen Blickwinkel wirkt Marco in einem Moment beinahe fest und im nächsten wieder transparent.

»Nicht direkt«, sagt Marco.

»Tsukiko sagt, sie sei die einzige lebende Person hier, die wüsste, was passiert ist.«

»Miss Tsukiko ist vermutlich nicht immer ganz ehrlich.«

»Sie sehen wie ein Geist aus«, sagt Bailey. Besser kann er es nicht beschreiben.

»Du erscheinst mir genauso, wer von uns ist also echt?«

Bailey hat keine Ahnung, wie er darauf antworten soll, deshalb stellt er die erste Frage, die ihm in den Kopf kommt.

»Ist das Ihr Bowlerhut auf dem großen Platz?«

Zu seiner Überraschung lächelt Marco.

»Ja, das ist er«, sagt er. »Ich habe ihn verloren, bevor das alles passiert ist.«

»Was ist denn passiert?«, will Bailey wissen.

Marco überlegt.

»Das ist eine ziemlich lange Geschichte.«

»Das hat Tsukiko auch gesagt«, erwidert Bailey. Er fragt sich, ob er versuchen soll, Widget aufzuspüren, damit er ihm die Geschichte von Anfang bis Ende erzählt.

»In diesem Punkt war sie ehrlich«, sagt Marco. »Tsukiko wollte mich im Feuer einsperren. Die Gründe dafür kann ich dir nicht erklären, dazu fehlt uns die Zeit, aber es gab eine Planänderung, die zu der jetzigen Situation geführt hat. Ich wurde auseinandergerissen und wieder zusammengesetzt, allerdings in einen weniger konzentrierten Zustand.«

Marco streckt die Hand aus, und Bailey berührt sie. Seine Finger bewegen sich mühelos hindurch, er spürt nur einen leichten Widerstand, als ob etwas im Weg wäre, allerdings nichts wirklich Festes.

»Das ist weder eine Täuschung noch ein Zaubertrick«, sagt Marco.

Baileys Stirn legt sich in Falten, doch dann nickt er. Laut Poppet ist nichts unmöglich, und so langsam muss er ihr recht geben.

»Ich trete nicht so unmittelbar mit meiner Umgebung in Verbindung«, fährt Marco fort. »Aus meiner Perspektive erscheinen mir du und alles hier gleichermaßen unwirklich. Vielleicht können wir das ein andermal ausführlicher besprechen. Komm mit mir.« Er dreht sich um und geht langsam ans andere Ende des Zelts.

Bailey folgt ihm auf einem gewundenen Pfad um die Tiere herum. Er muss aufpassen, wohin er tritt, Marco dagegen gleitet sehr viel müheloser vor ihm her.

Als Bailey einem liegenden Eisbären aus dem Weg gehen will, verliert er das Gleichgewicht und stößt mit der

Schulter an einen in der Luft hängenden Raben. Der Vogel fällt zu Boden, seine Flügel sind verbogen und gebrochen.

Bevor Bailey etwas sagen kann, hebt Marco den Raben auf. Er schiebt die gebrochenen Flügel beiseite und greift ins Innere, dreht an etwas. Es klickt, der Rabe bewegt den Kopf und stößt ein scharfes, metallisches Krächzen aus.

»Wie schaffen Sie das?«, fragt Bailey.

»Ich bin noch dabei herauszufinden, wie man mit realen Dingen umgeht«, sagt Marco, streicht die Flügel des Raben glatt und lässt ihn auf seinem Arm entlanghumpeln. Der Vogel schlägt mit seinen Papierfedern, kann aber nicht fliegen. »Vermutlich hat es damit zu tun, dass ich sie gemacht habe. Offenbar sind die Elemente des Zirkus, an deren Schaffung ich beteiligt war, greifbarer.«

Bei einem gewaltigen Haufen Papierschuppen mit einem geringelten Schwanz, der einmal ein Drache gewesen sein könnte, hüpft der Rabe von Marcos Arm.

»Die Tiere sind unglaublich«, sagt Bailey.

»Sie bestehen aus Papier und einem Uhrwerk, umhüllt von ziemlich simplen Zaubertricks. Mit etwas Übung könntest du das auch.«

Bailey ist noch nie in den Sinn gekommen, dass auch er so etwas vollbringen könnte, aber nachdem ihm das jetzt so schlicht und direkt gesagt wurde, scheint es ihm seltsamerweise machbar.

»Wohin gehen wir?«, fragt Bailey, als sie das Zelt umrunden.

»Jemand würde gern mit dir reden«, sagt Marco. »Sie wartet am Wunschbaum, der wirkte noch am stabilsten.«

»Ich glaube nicht, dass ich den Wunschbaum schon gesehen habe«, sagt Bailey und achtet auf jeden seiner Schritte.

»Es ist kein Zelt, auf das man zufällig stößt«, sagt Marco. »Man findet es, wenn man es braucht. Es ist eins meiner liebsten Zelte. Du nimmst dir eine Kerze aus der Schachtel am Eingang und zündest sie an einer an, die am Baum schon brennt. Dein Wunsch wird am Wunsch eines anderen entfacht.« Sie sind bei der Zeltwand angelangt, und Marco zeigt auf eine Öffnung im Stoff, eine kaum sichtbare Reihe von Bändern, die Bailey an den Eingang zu Widgets Zelt mit den merkwürdigen Flaschen erinnert.

»Wenn du hier hinausgehst, siehst du gegenüber den Eingang zum Akrobatenzelt. Ich bin dicht hinter dir, auch wenn du mich vielleicht nicht siehst, bis wir wieder im Inneren sind. Sei ... sei vorsichtig.«

Bailey öffnet die Schleifen, schlüpft mühelos hinaus und findet sich auf einem gewundenen Durchgang zwischen den Zelten wieder. Der Himmel ist grau, aber hell – trotz des beginnenden leichten Regens.

Das Akrobatenzelt ist das höchste in der Umgebung, und das Schild mit der Aufschrift *DER SCHWERKRAFT TROTZEN* schaukelt nur wenige Schritte entfernt über dem Eingang.

Bailey ist schon mehrmals in diesem Zelt gewesen, er kennt die freie Fläche, über der die Akrobaten hoch oben hängen.

Doch hinter der Tür erwartet ihn nicht der vertraute freie Raum.

Er platzt in eine Party. Eine Feier, die mitten in der Bewegung erstarrt ist, in der Schweben wie die Papiervögel in der Luft.

Überall im Zelt sind Artisten in strahlendes Licht von runden Lampen getaucht, die hoch oben zwischen den Seilen und Stühlen und runden Käfigen hängen. Manche ste-

hen in Gruppen oder paarweise, andere sitzen auf Kissen und Kisten und Stühlen, die der vorwiegend schwarzweißen Menge bunte Farbtupfer hinzufügen.

Und alle Gestalten sind vollkommen still. So reglos, dass sie nicht einmal zu atmen scheinen. Wie Statuen.

Eine in der Nähe von Bailey hat eine Flöte an den Lippen, das Instrument in den Fingern ist stumm.

Eine andere schenkt aus einer Flasche Wein ein, die Flüssigkeit schwebt über dem Glas.

»Wir hätten außen herumgehen sollen«, sagt Marco, der wie ein Schatten an seiner Seite erscheint. »Ich habe sie schon seit Stunden im Auge, und sie sind immer noch genauso verstörend wie am Anfang.«

»Was fehlt ihnen denn?«, fragt Bailey.

»Nichts, soweit ich weiß«, antwortet Marco. »Der gesamte Zirkus ist in der Schwebelage, damit uns mehr Zeit bleibt, deshalb ...« Er hebt eine Hand und schwenkt sie über die Gäste.

»Tsukiko gehört auch zum Zirkus, und sie ist nicht so«, sagt Bailey verwirrt.

»Ich glaube, sie spielt nach ihren eigenen Regeln«, sagt Marco. »Hier entlang«, fügt er hinzu und mischt sich unter die Menge.

Den Partygästen auszuweichen ist schwieriger als das Umgehen der Papiertiere. Bei jedem Schritt lässt Bailey äußerste Vorsicht walten, aus Angst vor den möglichen Folgen, wenn er versehentlich gegen jemanden stößt wie vorhin, als der Rabe herunterfiel.

»Wir sind fast da«, sagt Marco, als sie sich um eine lose Gruppe von Menschen in einem offenen Kreis schlängeln.

Aber Bailey bleibt stehen und starrt die Gestalt gegenüber der Gruppe an.

Widget trägt sein Vorstellungskostüm, nur die Flickenjackette ist beiseitegelegt, und die Weste hängt offen über dem schwarzen Hemd. Seine Hände vollführen in der Luft eine vertraute Geste, aus der Bailey schließt, dass er mitten in einer Geschichte unterbrochen wurde.

Poppet steht neben ihm, den Blick zum Platz gerichtet, als hätte sie in dem Moment, da die Feier zum Stillstand kam, etwas von ihrem Bruder abgelenkt. Ihr Haar schwebt in roten Wellen hinter ihr her – als würde sie im Wasser treiben.

Bailey geht um sie herum, mustert sie und greift vorsichtig nach ihrem Haar. Es kräuselt sich unter seinen Fingern und wogt ein wenig, dann verfällt es wieder in seinen starren Zustand.

»Kann sie mich sehen?«, fragt Bailey. Poppets Augen sind zwar reglos, aber hell. Es kommt ihm vor, als müsste sie jeden Moment blinzeln, doch das tut sie nicht.

»Ich weiß nicht«, antwortet Marco. »Vielleicht, aber –«

Bevor er den Gedanken zu Ende führen kann, reißen die Bänder eines über ihnen hängenden Stuhls, der nach unten saust und beinahe auf Widget landet, bevor er auf den Boden knallt und in Stücke zersplittert.

»Verdammte Scheiße«, sagt Marco, als Bailey zurückspringt und fast mit Poppet zusammenstößt, deren Haar erneut Wellen schlägt. »Dort durch«, sagt Marco und zeigt auf die ein Stück entfernte Zeltseite. Dann verschwindet er.

Bailey dreht sich zu Poppet und Widget um. Poppets Haar ist wieder starr. Auf Widgets Stiefeln liegen Bruchstücke des herabgestürzten Stuhls.

Bailey geht vorsichtig um die unbeweglichen Figuren herum zum Zeltrand. Unterwegs schaut er nervös nach oben

zu den anderen Stühlen und runden Eisenkäfigen, die an ausgefransten Bändern hängen.

Mit zitternden Fingern öffnet er die Bänder in der Zeltplane. Sobald er hindurchtritt, fühlt er sich wie in einem Traum.

Im Inneren des benachbarten Zelts steht ein gewaltiger Baum, so groß wie seine alte Eiche. Die kahlen schwarzen Äste sind mit tropfenden weißen Kerzen bedeckt, durchscheinende Wachsschichten bedecken die Rinde.

Obwohl nur ein Bruchteil der Kerzen brennt, ist der Anblick prachtvoll, denn sie erhellen die dunklen knorrigen Äste und werfen tanzende Schatten auf die gestreiften Wände.

Unter dem Baum steht Marco. Er hat die Arme um eine Frau geschlungen, in der Bailey sofort die Zauberkünstlerin erkennt.

Sie wirkt genauso durchscheinend wie Marco, und ihr Kleid sieht im Kerzenlicht wie Nebel aus.

»Hallo Bailey«, sagt sie, als er näher tritt. Ihre Stimme hallt leise wider, so nah, als stünde sie neben ihm und flüsterte ihm ins Ohr. »Dein Schal gefällt mir«, fügt sie hinzu, als er nicht sofort antwortet. Ihre Worte klingen warm und irgendwie tröstlich. »Ich bin Celia. Ich glaube, wir sind einander noch nie richtig vorgestellt worden.«

»Freut mich«, sagt Bailey.

Celia lächelt, und Bailey staunt, wie anders sie jetzt wirkt als während ihrer Vorstellung, ganz abgesehen von der Tatsache, dass er durch sie hindurch die dunklen Äste sieht.

»Woher wussten Sie, dass ich hierherkomme?«, fragt er.

»Poppet hat dich im Zusammenhang mit den vorherigen Ereignissen erwähnt, deshalb hatte ich gehofft, dass du irgendwann kommst.«

Bei der Erwähnung von Poppets Namen blickt Bailey über die Schulter zur Zeltwand. Die in der Schwebel gehaltene Gesellschaft kommt ihm plötzlich viel weiter entfernt vor.

»Wir brauchen deine Hilfe«, fährt Celia fort, als er sich wieder zu ihr dreht. »Du musst den Zirkus übernehmen.«

»Was?« Bailey weiß nicht genau, was er erwartet hatte, aber das bestimmt nicht.

»Der Zirkus braucht einen neuen Hüter«, sagt Marco. »Er treibt dahin wie ein Schiff ohne Anker. Er braucht jemanden, der ihm Halt gibt.«

»Und dieser Jemand soll ich sein?«, fragt Bailey.

»Ja, das wäre uns am liebsten«, sagt Celia. »Wenn du dich zu dieser Verpflichtung bereiterklärst. Wir könnten dir beistehen, und Poppet und Widget würden dir ebenfalls helfen, aber die eigentliche Verantwortung läge bei dir.«

»Aber ich bin nichts ... Besonderes«, sagt Bailey. »Im Gegensatz zu Ihnen. Ich bin nicht wichtig.«

»Ich weiß«, erwidert Celia. »Du bist weder berufen noch auserwählt, ich wünschte, ich könnte das Gegenteil behaupten, aber das kann ich nicht. Du bist zur rechten Zeit am rechten Ort, und du bist gewissenhaft genug, um das zu tun, was getan werden muss. Manchmal reicht das schon aus.«

Als Bailey sie im Flackerlicht mustert, fällt ihm auf, dass sie weit älter ist, als sie wirkt, und dasselbe gilt für Marco. Es ist so ähnlich wie die Erkenntnis, dass jemand, den man auf einem Foto sieht, nicht mehr so jung ist wie zur Zeit der Aufnahme und deshalb nun weiter entfernt scheint. Auch den Zirkus empfindet er als weiter entfernt, obwohl er mit-tendrin steht. Als würde er von ihm abfallen.

»Na gut«, sagt Bailey, doch Celia hebt ihre transparente Hand, um ihn vor einer übereilten Zusage zu bewahren.

»Einen Moment noch«, sagt sie. »Das hier ist wichtig. Ich möchte, dass du etwas hast, was uns beiden versagt blieb. Ich möchte, dass du die Wahl hast. Du kannst unserem Vorschlag zustimmen – oder gehen. Du bist nicht dazu verpflichtet, uns zu helfen, und du sollst auch nicht das Gefühl haben, du wärst es.«

»Und was passiert, wenn ich gehe?«, fragt Bailey. Celia schaut Marco an, bevor sie antwortet.

Sie mustern sich nur, aber so innig vertraut, dass Bailey den Blick abwendet und nach oben in die knorrigen Baumäste starrt.

»Dann wird er nicht überdauern«, sagt Celia nach einer Weile. »Ich weiß, das ist viel von dir verlangt, aber ich habe sonst niemanden, den ich fragen könnte.«

Plötzlich fangen die Kerzen auf dem Baum an, Funken zu sprühen. Einige ersterben, die hellen Flammen werden zu Rauchkringeln, die bald ebenfalls vergehen.

Celia schwankt, und einen Augenblick lang glaubt Bailey, sie könnte in Ohnmacht fallen, aber Marco hält sie fest.

»Celia, Liebste«, sagt er und streicht ihr übers Haar. »Du bist der stärkste Mensch, den ich kenne. Du hältst noch eine Weile durch, das weiß ich genau.«

»Es tut mir leid«, sagt Celia.

Bailey ist sich nicht sicher, ob sie mit ihm oder mit Marco spricht.

»Es gibt nichts, was dir leidtun muss«, sagt Marco.

Celia klammert sich an seine Hand.

»Was würde mit euch beiden passieren, wenn es den Zirkus ... nicht mehr gäbe?«, fragt Bailey.

»Um ehrlich zu sein, ich weiß es nicht genau«, sagt Celia.

»Nichts Gutes«, murmelt Marco.

»Und was muss ich tun?«, fragt Bailey.

»Du musst etwas zu Ende bringen, das ich angefangen habe«, sagt Celia. »Ich ... ich habe ziemlich impulsiv reagiert und meine Karten in der falschen Reihenfolge ausgespielt. Und jetzt kommt noch das Problem mit dem Feuer dazu.«

»Das Feuer?«, fragt Bailey.

»Stell dir den Zirkus als Maschine vor«, sagt Marco. »Das Feuer versorgt sie mit Energie.«

»Zwei Dinge müssen erledigt werden«, sagt Celia. »Als Erstes muss das Feuer wieder angezündet werden. Das wird ... den halben Zirkus mit Energie versorgen.«

»Und was ist mit der anderen Hälfte?«, fragt Bailey.

»Das ist etwas komplizierter«, sagt Celia. »Ich trage sie bei mir. Und ich müsste sie dir übergeben.«

»Oh.«

»Dann würdest du sie bei dir tragen«, sagt Celia. »Ständig. Du wärst sehr eng an den Zirkus gebunden. Du könntest zwar weggehen, aber nicht für einen längeren Zeitraum. Ich weiß nicht, ob du ihn jemand anderem übergeben könntest. Er würde dir gehören. Für immer.«

In diesem Moment wird Bailey das ganze Ausmaß der Verpflichtung bewusst, die er eingehen soll. Hier geht es nicht um ein paar Jahre in Harvard. Diese Verpflichtung wäre noch größer als die Verantwortung für die väterliche Farm.

Er schaut von Marco zu Celia, und der Blick in ihren Augen sagt ihm, dass sie ihn gehen ließe, wenn er sie darum bäte, ganz gleich, was das für sie und Marco oder für den Zirkus bedeuten würde.

Ein ganzer Katalog von Fragen geht ihm durch den Kopf, aber keine davon ist wirklich wichtig.

Er kennt die Antwort bereits.

Seine Entscheidung wurde gefällt, als er zehn war, unter einem anderen Baum, sie ging einher mit Eichel, einem Spiel und einem weißen Handschuh.

Er wird sich immer für den Zirkus entscheiden.

»Einverstanden«, sagt er. »Ich bleibe. Ich werde tun, was getan werden muss.«

»Danke, Bailey«, sagt Celia leise. Die Worte klingen in seinem Ohr nach und nehmen ihm die letzte Nervosität.

»Na schön«, sagt Marco. »Dann sollten wir das Ganze offiziell machen.«

»Meinst du wirklich, das ist notwendig?«, fragt Celia.

»Unter den gegebenen Umständen denke ich nicht daran, mich mit einem mündlichen Vertrag zu begnügen«, sagt Marco. Celia runzelt kurz die Stirn, nickt dann aber zustimmend, und Marco lässt behutsam ihre Hand los.

»Soll ich etwas unterschreiben?«, fragt Bailey.

»Nicht direkt«, sagt Marco. Er zieht einen silbernen Ring mit einer Gravur, die Bailey selbst im Licht nicht erkennen kann, vom Finger und lässt ihn durch eine der brennenden Kerzen auf dem Baum wandern, bis er weißglühend ist.

Bailey überlegt, wessen Wunsch diese besondere Flamme wohl sein könnte.

»Vor vielen Jahren habe ich mir etwas an diesem Baum gewünscht«, sagt Marco, als hätte er Baileys Gedanken gelesen.

»Und was haben Sie sich gewünscht?« Bailey hofft, dass die Frage nicht zu vorlaut ist, aber Marco gibt ihm keine Antwort.

Stattdessen schließt er die Hand um den glühenden Ring und hält sie Bailey hin.

Bailey greift zögernd danach und erwartet, dass seine Finger so mühelos wie zuvor hindurchgleiten.

Aber sie stoßen auf Widerstand, Marcos Hand ist nahezu fest.

Er beugt sich vor und flüstert Bailey etwas ins Ohr.

»Ich habe mir sie gewünscht«, sagt er.

Der Ring brennt sich sengend heiß in Baileys Haut.

»Was tun Sie da?«, bringt er mühsam hervor, als er wieder Luft bekommt. Der scharfe Schmerz fährt ihm durch den ganzen Körper, und er geht fast in die Knie.

»Bindung«, sagt Marco. »Das ist eine meiner Spezialitäten.«

Er lässt Baileys Hand los. Der Schmerz verschwindet augenblicklich, doch Bailey zittern immer noch die Beine.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragt Celia.

Bailey nickt und begutachtet seine Handfläche. Der Ring ist verschwunden, aber ein leuchtend roter Kreis hat sich in seine Haut gebrannt. Bailey braucht nicht zu fragen, ob ihm die Narbe für immer bleiben wird. Er schließt die Hand und schaut wieder zu Marco und Celia.

»Und was muss ich jetzt tun?«

Die zweite Feuerzeremonie

NEW YORK, 1. NOVEMBER 1902

Bailey findet problemlos das kleine mit Büchern gefüllte Zimmer. Der große schwarze Rabe in der Ecke beobachtet ihn neugierig, als er den Schreibtisch durchwühlt.

Unruhig blättert er das große ledergebundene Buch durch, bis er die Seite mit Poppets und Widgets Unterschrift findet. Vorsichtig löst er sie aus der Bindung und entfernt sie komplett. Er sucht in der Schublade einen Füller und schreibt, wie man es ihm aufgetragen hat, seinen Namen quer über die Seite. Während die Tinte trocknet, sammelt er die übrigen nötigen Utensilien zusammen und geht dabei immer wieder die Liste im Kopf durch, damit er nichts vergisst.

Das Garnknäuel ist schnell gefunden, es liegt auf einem Bücherstapel.

Die beiden Karten – eine normale Spielkarte und eine Tarotkarte mit einem Engel – findet er unter den Papieren auf dem Schreibtisch.

Die Tauben im Käfig über ihm rascheln leise mit den Federn.

Nach der Taschenuhr an der langen Silberkette muss er am längsten suchen. Er entdeckt sie auf dem Boden neben dem Schreibtisch, und als er den Staub abwischt, sieht er die auf der Rückseite eingravierten Initialen: H. B. Die Uhr tickt nicht mehr.

Bailey legt die lose Seite auf das Buch und klemmt es sich unter den Arm. Die Uhr und das Garnknäuel steckt er, zusammen mit der Kerze vom Wunschbaum, in die Taschen.

Der Rabe neigt den Kopf, als er geht. Die Tauben schlafen weiter.

Bailey durchquert das nächste Zelt und umrundet den doppelten Stuhlkreis, da es ihm nicht angemessen scheint, mittendurch zu gehen.

Draußen regnet es immer noch leicht.

Er eilt zurück zum Platz, wo Tsukiko ihn erwartet.

»Celia meint, ich muss mir Ihr Feuerzeug borgen«, sagt er.

Tsukiko neigt neugierig den Kopf, was ihr das seltsame Aussehen eines Vogels mit einem katzenhaften Grinsen verleiht.

»Ich glaube, das ist machbar«, sagt sie nach einer Weile. Sie zieht ihr silbernes Feuerzeug aus der Manteltasche und wirft es ihm zu.

Es ist schwerer als erwartet, mit einem komplizierten Mechanismus aus Rädchen, teilweise ummantelt von einer abgewetzten, matten Silberfläche, in die Symbole eingätzt sind, die er nicht erkennt.

»Sei vorsichtig damit«, sagt Tsukiko.

»Hat es Zauberkräfte?«, fragt Bailey und begutachtet es.

»Nein, aber es ist alt und wurde von jemandem gemacht, der mir sehr teuer war. Ich nehme an, du hast vor, es wieder anzuzünden?« Sie zeigt auf den gewaltigen Kessel aus verschnörkeltem Metall, in dem einst das Feuer war.

Bailey nickt.

»Brauchst du Hilfe?«

»Ist das ein Angebot?«

Tsukiko zuckt die Schultern.

»Mir liegt nicht besonders viel am Ergebnis«, sagt sie, doch etwas an der Art, wie sie die Zelte und den Matsch ringsum betrachtet, lässt Bailey an ihren Worten zweifeln.

»Das glaube ich Ihnen nicht«, sagt er. »Aber mir liegt viel daran, und ich finde, ich sollte das allein machen.«

Tsukiko lächelt ihm zu, und es ist das erste Lächeln, das seiner Ansicht nach aufrichtig wirkt.

»Dann lass ich dich jetzt mal allein.« Tsukiko fährt mit der Hand am Eisenkessel entlang, und ein Großteil des Re-

genwassers darin wird zu Dampf, der in einer zarten Wolke emporsteigt und sich im Nebel auflöst.

Ohne weitere Ratschläge oder Anweisungen entfernt sie sich auf einem schwarzweiß gestreiften Weg, einen dünnen Rauchkringel hinter sich herziehend, und lässt Bailey allein auf dem Platz zurück.

Er erinnert sich an die Geschichte vom Entzünden des Feuers, die Widget ihm erzählt hat, die Feuerzeremonie. Allerdings wird ihm erst jetzt klar, dass dies auch die Nacht war, in der Widget geboren wurde. Er hat die Geschichte damals so ausführlich erzählt, dass Bailey das Gefühl hatte, er sei selbst dabei gewesen. Die Bogenschützen, die Farben, das Spektakel.

Und jetzt steht Bailey da und versucht dasselbe Kunststück mit nur einem Buch, etwas Garn und einem geborgten Feuerzeug zu vollbringen. Allein. Im Regen.

Er wiederholt leise, was er noch von Celias Anweisungen weiß, die komplizierter sind, als Bücher zu finden und Fäden zu verknoten. Anweisungen über Konzentration und Absicht, die er nicht ganz versteht.

Er umwickelt das Buch mit einem feinen, tiefrot gefärbten Wollfaden, der stellenweise dunklere Flecken aufweist, wie von etwas Trockenem, Braunem.

Die lose Seite auf dem Buchdeckel und die Karten im Inneren sicher verwahrt, knotet er das Buch mit dem Faden dreimal zu.

Zum Schluss schlingt er die Kette mit der Taschenuhr so gut es geht drum herum und wirft das Buch in den leeren Kessel, wo es mit einem dumpfen Schlag landet und die Uhr gegen das Metall scheppert.

Marcos Bowlerhut liegt im Matsch zu seinen Füßen. Er wirft ihn ebenfalls hinein.

Er dreht sich kurz zum Akrobatenzelt um und sieht die Spitze hoch über die umliegenden Zelte aufragen.

Und dann holt er spontan den restlichen Inhalt aus seinen Taschen und wirft ihn zu der Sammlung in den Kessel. Seine silberfarbene Eintrittskarte. Die getrocknete Rose, die er beim Abendessen mit den *rêveurs* am Revers getragen hat. Poppets weißen Handschuh.

Bei Widgets kleinem Glasfläschchen mit dem Baum zögert er kurz, fügt es dann aber ebenfalls hinzu und zuckt zusammen, als es gegen das Eisen kracht.

Er nimmt die weiße Kerze in eine Hand und Tsukikos Feuerzeug in die andere.

Es dauert eine Weile, bis das Feuerzeug Funken schlägt.

Dann zündet er die Kerze mit der hellen orangefarbenen Flamme an.

Er wirft die brennende Kerze in den Kessel.

Nichts passiert.

Ich entscheide mich dafür, denkt Bailey. Ich will es. Ich brauche es. Bitte. Bitte lass es funktionieren.

Er wünscht es sich mehr als alles, was er sich jemals bei Geburtstagskerzen oder Sternschnuppen gewünscht hat. Er wünscht es sich für sich selbst. Für die *rêveurs* in ihren roten Schals. Für einen Uhrmacher, den er nie kannte. Für Celia und Marco und Poppet und Widget, und sogar für Tsukiko, auch wenn sie behauptet, es sei ihr egal.

Bailey schließt die Augen.

Einen Augenblick lang ist alles still. Selbst der leichte Regen hört plötzlich auf.

Er spürt, wie sich zwei Hände auf seine Schultern legen.

Eine Schwere in der Brust.

Etwas in dem verschnörkelten Eisenkessel fängt an, Funken zu sprühen.

Als die Flammen zünden, sind sie hell und purpurrot.

Als sie weiß werden, blenden sie, und die Funken regnen wie Sterne herab.

Die Kraft des Feuers zwingt Bailey zurück und durchfährt ihn wie eine Welle, die Luft brennt heiß in seiner Lunge. Er fällt auf den Boden, der nicht mehr verkohlt und matschig ist, sondern fest und trocken und mit einer schwarzweißen Spirale gemustert.

Überall um ihn herum und entlang den Zelten leuchten Lichter auf, die wie Glühwürmchen flackern.

*

Marco steht unter dem Wunschbaum und sieht zu, wie die Kerzen auf den Zweigen sich entzünden.

Einen Augenblick später erscheint Celia an seiner Seite.

»Hat es funktioniert?«, fragt er. »Bitte, sag, dass es funktioniert hat.«

Als Antwort küsst sie ihn, so wie er sie einst in einem vollen Ballsaal geküsst hat.

Als wären sie die beiden einzigen Menschen auf der Welt.

TEIL V

PROPHEZEIUNG

Ich verstehe mich weniger als Schriftsteller denn als jemanden, der ein Tor öffnet, einen indirekten Weg, auf dem die Leser zum Zirkus gelangen. Um den Zirkus wieder zu besuchen, und sei es nur in Gedanken, wenn ihnen die persönliche Anwesenheit verwehrt ist. Ich vermittele es durch gedruckte Worte auf zerknittertem Zeitungspapier, Worte, die sie immer wieder lesen können, um so, wann immer sie wollen, zum Zirkus zurückzukehren, ganz gleich, um welche Tageszeit oder von welchem Ort aus. Worte, die sie nach Belieben dorthin befördern.

So gesagt, klingt es doch wie Magie, oder?

– *Friedrick Thiessen*, 1898

Das Fest ist jetzt zu Ende; unsre Spieler, wie ich euch sagte, waren Geister, und sind aufgelöst in Luft, in dünne Luft. Wie dieses Scheines lockrer Bau, so werden die wolkenhohen Thürme, die Paläste, die hehren Tempel, selbst der große Ball, ja, was daran nur Theil hat, untergehn; und, wie dies leere Schaugepräg' erblasst, spurlos verschwinden. Wir sind solcher Zeug wie der zu Träumen, und dieß kleine Leben umfasst ein Schlaf.

– *Prospero, Der Sturm*, 4. Aufzug, 1. Szene



PROPHEZEITE SCHICKSALE



Es ist spät, deshalb steht keine Schlange mehr bei der Wahrsagerin an.

Während die kühle Nachtluft draußen nach Karamell und Rauch duftet, ist dieses Zelt warm und riecht nach Weihrauch, Rosen und Bienenwachs.

Du musst nicht lange im Vorraum warten, dann kannst du durch den Perlenvorhang gehen.

Es klingt wie Regen, wenn die Perlen zusammenstoßen. Der dahinter liegende Raum ist mit Kerzen gesäumt.

Du setzt dich an den Tisch in der Mitte des Raums. Dein Stuhl ist erstaunlich bequem.

Das Gesicht der Wahrsagerin ist hinter einem zarten schwarzen Schleier versteckt, doch das Licht spiegelt sich in ihren Augen, als sie lächelt.

Sie hat keine Kristallkugel. Kein Kartenspiel.

Nur eine Handvoll glitzernder Silbersterne, die sie über den mit Samt bedeckten Tisch verstreut und wie Runen liest.

Sie weiß verblüffend genau über Dinge Bescheid, von denen sie nichts wissen kann.

Sie spricht von Tatsachen, die dir bereits bekannt waren. Teilt dir Dinge mit, die du dir hättest denken kön-

nen. Eröffnet Möglichkeiten, die du nicht fassen kannst.

Die Sterne auf dem Tisch scheinen sich im wogenden Kerzenlicht zu bewegen. Sie verschieben und verändern sich vor deinen Augen.

Bevor du gehst, erinnert dich die Wahrsagerin daran, dass die Zukunft nie in Stein gemeißelt ist.

Blaupausen

LONDON, DEZEMBER 1902

Poppet Murray steht auf der Treppe zum Lefèvre'schen Haus, mit einer ledernen Aktenmappe in der Hand und einer großen Schultertasche zu ihren Füßen. Sie läutet mehrmals und klopft auch ein paarmal laut an die Tür, obwohl sie die Glocke im Haus widerhallen hört.

Als die Tür endlich geöffnet wird, steht Chandresh höchstpersönlich dahinter, sein violettes Hemd hängt über der Hose, und er hält ein zerknittertes Stück Papier in der Hand.

»Beim letzten Mal warst du kleiner«, sagt er und mustert Poppet von den Stiefeln bis zum hochgesteckten roten Haar. »Und ihr wart zu zweit.«

»Mein Bruder ist in Frankreich«, sagt Poppet, nimmt die Schultertasche und folgt Chandresh ins Haus.

Die goldene Statue mit dem Elefantenkopf in der Eingangshalle müsste dringend poliert werden. Das Haus ist in unordentlichem Zustand, zumindest soweit ein Haus, das

von oben bis unten mit Antiquitäten und Büchern und Kunstobjekten vollgestopft ist, unordentlich sein kann, auf eine ganz eigene, gemütliche und überladene Art. Es hat nicht mehr den Glanz von damals, als sie mit Widget vor nunmehr ziemlich vielen Jahren durch die Gänge rannte und orangefarbene Kätzchen durch bunt gekleidete Gäste jagte.

»Wo ist das ganze Personal?«, fragt Poppet, als sie die Treppe hochsteigen.

»Ich habe sie alle entlassen«, sagt Chandresh. »Sie waren nutzlos und konnten rein gar nichts in Ordnung halten. Nur die Köche habe ich behalten. Es gab zwar schon seit einiger Zeit kein Dinner mehr, aber sie verstehen zumindest ihr Handwerk.«

Poppet folgt ihm durch den Säulengang zum Arbeitszimmer. Sie sieht es zum ersten Mal, bezweifelt aber, dass es schon immer mit so vielen Blaupausen, Skizzen und leeren Brandyflaschen übersät war.

Chandresh schlendert durch den Raum und legt das zerknitterte Papierstück zu einem Stapel auf einem Stuhl, dann starrt er träge auf einige über den Fenstern hängende Baupläne.

Poppet schiebt Bücher, Hirschgeweihe und geschnitzte Jadeschildkröten auf dem Schreibtisch beiseite, um Platz für ihre Aktenmappe zu schaffen. Die Schultertasche stellt sie neben sich auf den Boden.

»Warum bist du hier?« Chandresh dreht sich um und mustert Poppet, als hätte er erst jetzt ihre Anwesenheit bemerkt.

Poppet lässt die Aktentasche aufschnappen und holt einen dicken Papierstapel heraus.

»Du musst mir einen Gefallen tun, Chandresh«, sagt sie.

»Und der wäre?«

»Ich möchte, dass du das Eigentum am Zirkus überschreibst.« Poppet findet einen Füllfederhalter in dem Durcheinander auf dem Schreibtisch und probiert auf einem Papierschnipsel, ob er noch mit genügend Tinte gefüllt ist.

»Der Zirkus hat mir eigentlich nie gehört«, murmelt Chandresh.

»Doch, natürlich«, widerspricht Poppet und schreibt schwungvoll den Buchstaben *P*. »Er war deine Idee. Aber ich weiß, dass du keine Zeit für ihn hast, deshalb dachte ich, es wäre am besten, wenn du deine Position als Eigentümer abtrittst.«

Chandresh denkt kurz darüber nach, nickt dann aber und geht zum Schreibtisch, um den Vertrag durchzulesen.

»Du hast Ethan und Lainie aufgeführt, aber nicht Tante Padva«, sagt er, als er ihn überfliegt.

»Ich habe schon mit allen gesprochen«, sagt Poppet. »Madame Padva wollte nicht länger eingebunden sein, vertraut aber darauf, dass ihre Verpflichtungen durch Miss Burgess wahrgenommen werden.«

»Wer ist dieser Mr Clarke?«, fragt Chandresh.

»Ein sehr guter Freund von mir«, sagt Poppet, und eine leichte Röte überzieht ihre Wangen. »Er wird sich hervorragend um den Zirkus kümmern.«

Als Chandresh das Ende des Dokuments erreicht, gibt sie ihm den Stift.

Er unterschreibt mit einem unsicheren Schnörkel und lässt den Füllfederhalter auf den Schreibtisch fallen.

»Ich bin dir sehr dankbar dafür.« Poppet pustet auf die Tinte, damit sie trocknet, dann legt sie den Vertrag wieder in die Aktentasche. Chandresh tut ihre Bemerkung mit ei-

nem trägen Wink ab, geht zurück ans Fenster und starrt auf die vielen blauen Blätter, die darüber hängen.

»Wofür sind die Blaupausen?«, fragt Poppet, nachdem sie die Aktenmappe geschlossen hat.

»Ich habe diese ganzen ... *Pläne* von Ethan bekommen, und ich weiß nicht, was ich mit ihnen anfangen soll«, sagt Chandresh und weist auf die zahlreichen Papiere im Raum.

Poppet zieht ihren Mantel aus, legt ihn über die Lehne des Schreibtischstuhls und begutachtet die Blaupausen und Skizzen, die an Regalen hängen oder an Spiegeln, Bildern und Fenstern befestigt sind. Auf einigen sind vollständige Zimmer zu sehen, auf anderen Fassadendetails, kunstvolle Torbögen und Eingangshallen.

Vor einer Dartscheibe, in deren gemustertem Kork ein silbernes Messer mit einer dunkel verfleckten Klinge steckt, bleibt sie kurz stehen. Als sie weitergeht, verschwindet das Messer, was Chandresh jedoch nicht bemerkt.

»Es sollen Umbauten am Haus sein«, sagt er, während sie ihren Rundgang durchs Zimmer fortsetzt, »aber sie passen nicht richtig zusammen.«

»Das ist ein Museum«, sagt Poppet und legt die Pläne im Kopf übereinander, um zu sehen, ob sie den Gebäuden entsprechen, die sie bereits aus den Sternen kennt. Sie sind vollkommen ungeordnet, aber es ist eindeutig. Sie nimmt ein paar Blaupausen herunter und tauscht sie gegen andere aus, ordnet sie Stockwerk um Stockwerk. »Sie sind nicht für dieses Haus, sondern für ein neues«, erklärt sie Chandresh, der sie neugierig beobachtet. Sie legt eine Reihe von Türen, unterschiedliche Versionen ein und desselben gedachten Eingangs, nebeneinander auf den Boden und lässt jede in einen anderen Raum führen.

Chandresh sieht ihr zu und beginnt zu grinsen, als er begreift, was sie tut.

Nun ordnet er seinerseits die Flut der preußischblauen Papiere um, geht auf Poppets Arrangements ein und umgibt Nachbildungen alter ägyptischer Tempel mit Säulen aus gerundeten Bücherregalen. Zusammen sitzen sie auf dem Boden und verbinden Räume, Gänge und Treppen.

Chandresh will schon nach Marco rufen, fängt sich aber eben noch rechtzeitig.

»Ich vergesse immer, dass er nicht mehr da ist«, sagt er zu Poppet. »Eines Tages ist er weggegangen und nicht mehr wiedergekommen. Nicht mal einen Brief hat er hinterlassen. Man sollte meinen, dass jemand, der ständig Briefe schreibt, wenigstens eine kurze Nachricht hinterlässt.«

»Ich glaube, seine Abreise war nicht geplant«, sagt Poppet. »Und er bedauert sehr, dass er seine Aufgaben hier nicht richtig abschließen konnte, das weiß ich.«

»Weißt du, warum er weggegangen ist?«, fragt Chandresh und sieht zu ihr hoch.

»Er wollte bei Celia Bowen sein«, sagt Poppet und muss unwillkürlich lächeln.

»Ha!«, ruft Chandresh aus. »Ich hätte nicht gedacht, dass er den Mumm dazu hat. Schön für sie. Darauf stoßen wir an.«

»Anstoßen?«

»Du hast recht, wir haben keinen Champagner«, sagt Chandresh und schiebt einen Haufen leerer Brandyflaschen beiseite, um eine weitere Reihe von Skizzen auf dem Boden auszubreiten. »Wir widmen ihnen einen Raum. Was meinst du, welcher würde ihnen wohl gefallen?«

Poppet betrachtet die Blaupausen und Skizzen. Es gibt mehrere, die ihrer Ansicht nach einem oder beiden gefallen

könnten. Sie bleibt vor der Zeichnung eines runden, fensterlosen Raums stehen, der nur durch einen gläsernen Zierkarpfenteich in der Decke erhellt wird. Heiter und bezaubernd.

»Der da«, sagt sie.

Chandresh nimmt einen Bleistift und schreibt »M. Alisdair und C. Bowen widmen« an den Rand des Papiers.

»Ich könnte dir helfen, einen neuen Assistenten zu finden«, bietet Poppet an. »Ich kann eine Weile in London bleiben.«

»Das würde mich freuen, meine Liebe.«

Die große Tasche, die Poppet in der Nähe auf dem Boden abgestellt hat, fällt mit einem leisen Plumps um.

»Was ist da drin?«, fragt Chandresh und bäugt sie leicht beklommen.

»Ich habe dir ein Geschenk mitgebracht«, sagt Poppet strahlend.

Sie stellt die Tasche wieder hin, öffnet sie vorsichtig und holt eine kleine schwarze Katze mit weißen Flecken an Beinen und Schwanz heraus. Sie sieht aus, als wäre sie in Sahne getaucht worden.

»Sie heißt Ara«, sagt Poppet. »Sie kommt, wenn man sie ruft, und sie kann ein paar Tricks, aber vor allem mag sie Aufmerksamkeit und sitzt gern auf Fensterbrettern. Ich dachte, ein bisschen Gesellschaft könnte dir gefallen.«

Behutsam setzt sie die kleine Katze auf den Boden und hält die Hand über sie. Leise miauend stellt die Katze sich auf die Hinterbeine und leckt Poppet die Finger, dann wendet sie ihre Aufmerksamkeit Chandresh zu.

»Hallo, Ara«, sagt er.

»Ich werde dir dein Gedächtnis nicht zurückgeben«, sagt Poppet und sieht zu, wie die kleine Katze auf Chandreshs

Schoß klettern will. »Ich weiß auch gar nicht, ob es mir gelingen würde. Widget könnte es vermutlich schaffen. Aber im Augenblick solltest du dich damit nicht belasten. Ich glaube, es ist besser, nach vorne zu schauen als zurückzublicken.«

»Wovon redest du eigentlich?«, fragt Chandresh, hebt die kleine Katze hoch und krault sie hinter den Ohren, worauf sie zu schnurren beginnt.

»Ach nichts«, sagt Poppet. »Danke, Chandresh.«
Sie beugt sich vor und küsst ihn auf die Wange.

Sobald ihre Lippen seine Haut berühren, geht es Chandresh so gut wie seit Jahren nicht mehr, als hätte sich ein letzter Rest Nebel von ihm gehoben. Er sieht klar, die Pläne für das Museum nehmen Gestalt an, und Ideen für künftige Projekte fügen sich zu problemlos durchführbaren Aufgaben.

Chandresh und Poppet verbringen Stunden mit dem Ordnen und Erweitern der Pläne und schaffen einen neuen Ort für Antiquitäten, Kunstwerke und Zukunftsvisionen.

Die kleine schwarzweiße Katze spielt unterdessen mit den Papierknäueln.

Geschichten

PARIS, JANUAR 1903

Die Geschichten haben sich verändert, mein lieber Junge«, sagt der Mann im grauen Anzug mit einem Hauch von Traurigkeit in der Stimme. »Es gibt keine Schlachten mehr

zwischen Gut und Böse, keine zu erlegenden Ungeheuer, keine in Bedrängnis geratenen Jungfrauen. Nach meinen Erfahrungen können sich die meisten Jungfrauen durchaus selbst retten, zumindest die, die etwas taugen. Es gibt keine schlichten Erzählungen mehr von abenteuerlichen Suchen, Untieren und glücklichem Ende. Den Suchen fehlt es an klar erkennbaren Zielen und Wegen. Die Untiere nehmen unterschiedliche Formen an und sind kaum mehr als solche zu erkennen. Und fast nie gibt es ein richtiges Ende, ob glücklich oder anders. Die Dinge gehen einfach weiter, sie mischen sich und verschwimmen, deine Geschichte ist ein Teil der Geschichte deiner Schwester, die wiederum ein Teil vieler anderer Geschichten ist, und man kann nicht sagen, wo sie alle hinführen. Gut und Böse sind weitaus komplizierter als eine Prinzessin oder ein Drache, oder ein Wolf und ein rot gekleidetes Mädchen. Und ist nicht der Drache der eigentliche Held seiner Geschichte? Verhält sich der Wolf nicht schlicht wie ein Wolf? Auch wenn es vielleicht einmalig ist, wenn ein Wolf sich als Großmutter verkleidet, um mit seiner Beute zu spielen.«

Widget nippt an seinem Glas Wein und überdenkt das Gehörte.

»Aber würde das nicht heißen, dass es im Grunde nie schlichte Erzählungen gegeben hat?«, fragt er.

Der Mann im grauen Anzug zuckt die Schultern, nimmt die Weinflasche vom Tisch und schenkt sich nach.

»Das ist eine komplizierte Angelegenheit. Das Herzstück der jeweiligen Erzählung und die Idee dahinter sind einfach. Mit der Zeit verändert und verdichtet sie sich in ihren Feinheiten, bis sie mehr ist als eine Geschichte und größer als die Summe ihrer Teile. Doch das braucht Zeit. Die

wahrsten Geschichten brauchen Zeit und Gewöhnung, um zu dem zu werden, was sie sind.«

Die Bedienung kommt an den Tisch und unterhält sich kurz mit Widget, ohne den Mann im grauen Anzug zu beachten.

»Wie viele Sprachen sprichst du?«, fragt der Mann, sobald die Bedienung weg ist.

»Ich habe mir nie die Mühe gemacht, sie zu zählen«, antwortet Widget. »Wenn ich ordentlichinhöre und die Grundlage begreife, kann ich praktisch jede Sprache.«

»Beeindruckend.«

»Ich habe das eine oder andere ganz von selbst aufgeschnappt, und Celia hat mir beigebracht, Muster zu erkennen und die einzelnen Laute zu Wörtern und Sätzen zu verbinden.«

»Ich hoffe, sie war eine bessere Lehrerin als ihr Vater.«

»Soweit ich weiß, sind sie ziemlich verschieden. Außerdem hat sie Poppet und mich nie zu riskanten Spielen gezwungen.«

»Kennst du überhaupt die Herausforderung, auf die du gerade anspielst?«, fragt der Mann im grauen Anzug.

»Sie etwa?«, fragt Widget. »Mir scheint, sie war nie ganz eindeutig.«

»Nur wenige Dinge in dieser Welt sind eindeutig. Es ist schon lange her – man könnte auch sagen, *es war einmal*, wenn man die Erzählung märchenhafter machen möchte, als sie ist –, da hatten einer meiner ersten Schüler und ich eine Meinungsverschiedenheit über die Beschaffenheit der Welt, über Beständigkeit, Durchhaltevermögen und Zeit. Er hielt meine Methoden für überholt und entwickelte eigene, die er besser fand. Ich vertrete die Ansicht, dass keine Methodik etwas taugt, wenn sie nicht gelehrt werden kann, und

so fing er an zu unterrichten. Dass wir unsere jeweiligen Schüler gegeneinander ausspielten, begann mit schlichten Tests, deren Herausforderungen im Laufe der Zeit immer komplizierter wurden. Im Grunde ging es stets um Chaos und Kontrolle und die Frage, welche Methode sich durchsetzt. Es ist eine Sache, zwei Kontrahenten auf sich gestellt in den Kampf zu schicken und zu warten, bis einer am Boden liegt. Aber es ist eine ganz andere, zu beobachten, wie sie sich schlagen, wenn neben ihnen noch andere Faktoren an dem Kampf beteiligt sind. Wenn jede Handlung Nachwirkungen hat. Diese letzte Herausforderung war besonders interessant. Ich gebe zu, dass Miss Bowen einen sehr klugen Ausweg gefunden hat. Auch wenn ich sehr bedaure, dass ich dadurch einen meiner Schüler verliere.« Er trinkt einen Schluck Wein. »Er war vermutlich der beste, den ich je hatte.«

»Sie glauben, er ist tot?«, fragt Widget.

Der Mann stellt sein Glas ab.

»Du etwa nicht?«, kontert er nach einer beträchtlichen Pause.

»Ich weiß, dass er es nicht ist. Genauso wie ich weiß, dass Celas Vater, der ebenfalls nicht tot ist, dort am Fenster steht.« Widget hebt sein Glas und neigt es in Richtung des dunklen Fensters neben der Tür.

Das Bild in der Scheibe, das ein grauhaariger Mann im maßgeschneiderten Mantel sein könnte oder vermischte Spiegelbilder von Gästen und Kellnern und gebrochenem Licht von der Straße, kräuselt sich leicht, bevor es vollkommen unklar wird.

»Sie sind beide nicht tot«, fährt Widget fort. »Aber sie sind auch nicht so.« Er nickt zum Fenster. »Sie sind im Zirkus. Sie *sind* der Zirkus. Man kann seine Schritte im Laby-

rinth hören. Man kann ihr Parfüm im Wolkenlabyrinth riechen. Es ist fabelhaft.«

»Gefangen zu sein, findest du fabelhaft?«

»Das ist eine Frage der Perspektive«, sagt Widget. »Sie haben einander. Sie sind an einen bemerkenswerten Ort gebunden, der um sie herum wachsen und sich verändern kann und wird. In gewisser Weise gehört ihnen die Welt, die nur durch seine Phantasie begrenzt wird. Marco hat mir seine Zaubertechnik beigebracht, aber ich beherrsche sie noch nicht. Deshalb, ja, ich finde es fabelhaft. Für ihn waren Sie wie ein Vater, wissen Sie das?«

»Hat er dir das gesagt?«, fragt der Mann im grauen Anzug.

»Nicht mit Worten«, antwortet Widget. »Ich durfte ihn lesen. Ich sehe den Menschen ihre Vergangenheit an, manchmal in allen Einzelheiten, wenn die betreffende Person mir vertraut. Er vertraut mir, weil Celia es auch tut. Ich glaube nicht, dass er es Ihnen noch verübelt. Schließlich verdankt er Celia Ihnen.«

»Ich habe ihn als Gegensatz und Ergänzung zu ihr ausgewählt. Vielleicht war meine Wahl zu gut.« Der Mann im grauen Anzug beugt sich vor, verfällt jedoch nicht in verschwörerischen Flüsterton. »Das war der Fehler, verstehst du? Sie haben sich zu gut ergänzt. Waren zu sehr voneinander angetan, um gegeneinander anzutreten. Und jetzt können sie nie wieder getrennt werden. Schade.«

»Sie sind wohl kein Romantiker«, sagt Widget und nimmt die Weinflasche, um sich nachzuschenken.

»In meiner Jugend war ich es. Aber das ist sehr lange her.«

»Das sieht man«, sagt Widget. Der Mann im grauen Anzug reicht weit in die Vergangenheit zurück. Weiter als alle,

die Widget kennt. Er kann seine Geschichte nur teilweise lesen, so vieles davon ist abgenutzt und verblasst. Die mit dem Zirkus verbundenen Teile sind am klarsten und leichtesten für ihn zu erkennen.

»Sehe ich so alt aus?«

»Sie haben keinen Schatten.«

Der Mann im grauen Anzug lächelt, verzieht zum ersten Mal an diesem Abend die Miene.

»Du bist sehr scharfsichtig«, sagt er. »Das fällt vielleicht nur einem unter hundert oder gar unter tausend ins Auge. Ja, ich bin in einem ziemlich fortgeschrittenen Alter. Und habe im Leben viel gesehen. Einiges davon würde ich lieber vergessen, denn letztlich fordert es seinen Tribut. In gewisser Weise fordert alles seinen Tribut. Genau wie alles mit der Zeit verblasst. Ich bin da keine Ausnahme von der Regel.«

»Werden Sie genauso enden wie er?« Widget nickt in Richtung des Fensters.

»Ich hoffe doch nicht. Ich füge mich ohne Groll Dingen, die unvermeidlich sind, auch wenn ich Mittel und Wege habe, sie eine Weile aufzuschieben. Er hat Unsterblichkeit gesucht, und das ist ein furchtbares Unterfangen – keine Suche, sondern das Ausweichen vor dem Unausweichlichen. Er wird diesen Zustand verabscheuen, falls er es nicht schon tut. Ich hoffe, meinem Schüler und deiner Lehrerin ist ein glücklicheres Schicksal beschert.«

»Sie meinen ... Sie hoffen, dass sie sterben können?«, fragt Widget.

»Ich will nur sagen, dass ich hoffe, sie finden die Dunkelheit oder das Paradies, ohne sich davor zu fürchten.« Er verstummt und fügt dann hinzu: »Das hoffe ich auch für dich und deine Weggefährten.«

»Danke«, sagt Widget, ohne ganz zu wissen, ob er den Gedanken richtig verstanden hat.

»Ich habe damals die Wiege geschickt, um dich und deine Schwester auf dieser Welt willkommen zu heißen, da ist es jetzt wohl das mindeste, euch einen angenehmen Abgang aus ihr zu wünschen, weil ich vermutlich nicht mehr da sein werde, um euch persönlich zu verabschieden. Das hoffe ich jedenfalls.«

»Ist die Magie als Lebensinhalt denn nicht genug?«, fragt Widget.

»Die Magie«, sagt der Mann im grauen Anzug und lacht. »Das ist doch keine Magie. Das ist die Welt, so wie sie ist, nur dass die wenigsten Menschen innehalten und es bemerken. Sieh dich um«, sagt er und zeigt auf die Tische ringsum. »Nicht einer von ihnen ahnt auch nur, was in dieser Welt möglich ist, und noch schlimmer, niemand von ihnen würde dir zuhören, wenn du versuchtest, sie aufzuklären. Sie wollen glauben, dass Magie nichts als schlaue Täuschung ist, denn sie als real anzusehen würde bedeuten, dass sie nachts nicht mehr schlafen können und Angst vor der eigenen Existenz haben.«

»Aber manche Leute kann man aufklären«, sagt Widget.

»O ja, solche Dinge kann man lehren. Es ist leichter, wenn es sich um jüngere Köpfe handelt als diese hier. Natürlich gibt es Tricks. Nicht diesen Unsinn mit den Kaninchen in Hüten, sondern Methoden, mit denen man mehr Zugang zum Universum gewinnt. Leider nehmen sich heutzutage nur sehr wenige Menschen die Zeit, sie zu lernen, und noch weniger haben eine natürliche Begabung dafür. Du und deine Schwester, ihr habt sie, wie sich überraschenderweise nach der Eröffnung eures Zirkus herausge-

stellt hat. Was macht ihr aus eurem Talent? Welchem Zweck dient es?«

Widget überlegt kurz. Außerhalb des Zirkus scheint es wenig Platz für solche Dinge zu geben, aber vielleicht will der Mann gerade darauf hinaus. »Ich erzähle Geschichten«, sagt er. Diese Antwort trifft es für sein Gefühl am besten.

»Du erzählst Geschichten?«, fragt der Mann, und sein Interesse ist nahezu mit Händen zu greifen.

»Geschichten, Märchen, Balladen«, sagt Widget. »Wie immer man sie nennt. Das, worüber wir vorhin gesprochen haben und das heute komplizierter ist als früher. Ich nehme Szenen aus der Vergangenheit und mache Erzählungen daraus. Aber das ist nicht so wichtig, deswegen bin ich auch nicht hier –«

»Das ist wichtig«, fällt ihm der Mann im grauen Anzug ins Wort. »Jemand muss solche Geschichten erzählen. Wenn die Schlachten geschlagen und gewonnen oder verloren sind, wenn die Piraten den Schatz gefunden und die Drachen ihre Feinde bei einer guten Tasse Lapsang Souchong zum Frühstück verspeist haben, muss jemand aus dem Stückwerk eine Geschichte machen. Darin liegt Magie. Sie liegt im Zuhörer, und auf jedes Ohr wirkt sie anders, jeden berührt sie auf eine Weise, die nicht vorhersagbar ist. Vom Banalen bis zum Tiefgründigen. Vielleicht findet eine deiner Geschichten Eingang in die Seele von anderen, wird ein Teil von ihnen, gibt ihrem Leben Sinn. Eine Geschichte, die sie berührt und zu wer weiß was bewegt. Das ist deine Rolle, deine Gabe. Deine Schwester mag die Zukunft sehen, aber du, mein Junge, kannst sie gestalten. Vergiss das nicht.« Er trinkt noch einen Schluck Wein. »Schließlich gibt es viele Arten von Magie.«

Widget fällt auf, dass der Mann im grauen Anzug ihn jetzt anders betrachtet. Er fragt sich, ob all die großartigen Worte von vorhin, dass Geschichten nicht mehr das sind, was sie einmal waren, bloßes Gerede waren und der Mann gar nicht wirklich daran glaubt.

Während sein Interesse zuvor an Gleichgültigkeit grenzte, mustert er Widget jetzt, wie ein Kind ein neues Spielzeug bestaunen oder ein Wolf ein besonders reizvolles Beutestück begutachten würde, sei es rot gekleidet oder anders.

»Sie wollen mich ablenken«, sagt Widget.

Der Mann im grauen Anzug nippt nur an seinem Wein und sieht Widget über den Glasrand an.

»Ist das Spiel denn zu Ende?«, fragt Widget.

»Ja und nein.« Der Mann stellt das Glas ab. »Genau genommen ist es in ein unerwartetes Schlupfloch gefallen. Es ist nicht ordnungsgemäß beendet worden.«

»Und was wird mit dem Zirkus?«

»Ich nehme an, deshalb wolltest du mit mir sprechen?«

Widget nickt. »Bailey hat die Position Ihrer Spieler übernommen. Meine Schwester hat die geschäftlichen Angelegenheiten mit Chandresh geregelt. Auf dem Papier sind wir bereits die Besitzer und Betreiber des Zirkus. Ich habe mich bereit erklärt, den Rest der Formalitäten zu übernehmen.«

»Ich bin kein Freund von halben Sachen, aber ich fürchte, so einfach ist das nicht.«

»Das wollte ich damit auch nicht sagen«, erwidert Widget.

Ein paar Tische weiter erhebt sich lautes Gelächter und hallt durch den Raum, bevor es wieder abebbt und im leisen, stetigen Stimmengemurmel und Gläserklirren untergeht.

»Du hast keine Ahnung, worauf du dich da einlässt, mein Junge«, sagt der Mann im grauen Anzug ruhig. »Was für ein heikles Unternehmen das Ganze ist. Wie ungewiss die Folgen sind. Was wäre euer Bailey, wenn ihr ihn nicht so offen in eurem Zirkus aufgenommen hättet? Nichts als ein Träumer, der sich nach etwas sehnt, das er gar nicht versteht.«

»Ein Träumer zu sein ist doch nichts Schlimmes.«

»Das stimmt. Aber manchmal werden Träume zu Alpträumen. Ich glaube, Monsieur Lefèvre könnte dazu einiges sagen. Du wärest besser beraten, das ganze Unternehmen zum Mythos verblassen und in Vergessenheit geraten zu lassen. Irgendwann fällt jedes Reich. Das ist der Lauf der Dinge. Vielleicht ist es Zeit, diesem hier seinen Lauf zu lassen.«

»Ich fürchte, dazu bin ich nicht bereit«, sagt Widget.

»Du bist noch sehr jung.«

»Bailey, meine Schwester und ich sind allerdings, wie Sie sagen, verhältnismäßig jung, doch davon abgesehen würde ich wetten, dass das Alter von allen an diesem Vorhaben Beteiligten zusammengerechnet Ihres übersteigt.«

»Vielleicht.«

»Und ich weiß nicht genau, welchen Regeln Ihr Spiel gefolgt ist, aber ich glaube, das hier schulden Sie uns, wenn wir alle um Ihrer Wette willen in Gefahr waren.«

Der Mann im grauen Anzug seufzt. Er schaut kurz zum Fenster, doch der Schatten von Hector Bowen ist nirgendwo zu sehen.

Falls der Zauberer Prospero eine Meinung zu diesem Thema hat, möchte er sie offenbar nicht zum Ausdruck bringen.

»Ich glaube, das ist ein berechtigtes Argument«, sagt der Mann im grauen Anzug nach kurzem Überlegen. »Aber ich bin dir nichts schuldig, junger Mann.«

»Und warum sind Sie dann hier?«, fragt Widget.

Der Mann lächelt, sagt aber nichts.

»Ich verhandle im Grunde um ein bereits benutztes Spielfeld«, fährt Widget fort. »Sie haben keine Verwendung mehr dafür. Für mich ist es sehr wichtig. Das lasse ich mir nicht ausreden. Nennen Sie mir den Preis.«

Das Lächeln des Mannes im grauen Anzug wird beträchtlich strahlender.

»Ich möchte eine Geschichte«, sagt er.

»Eine Geschichte?«

»Ich möchte diese Geschichte. Deine Geschichte. Erzähle mir, was uns an diesen Ort geführt hat, an diesen Tisch, mit diesem Wein. Ich möchte keine Geschichte, die von hier kommt« – er tippt sich mit dem Finger an die Schläfe – »ich möchte eine, die hier sitzt.« Er hält für einen Moment die Hand übers Herz, bevor er sich zurücklehnt.

Widget überdenkt das Angebot kurz.

»Und Sie geben mir den Zirkus, wenn ich Ihnen die Geschichte erzähle?«, fragt er.

»Ich reiche das wenige an dich weiter, was ich zu geben habe. Wenn wir diesen Tisch verlassen, habe ich keinen Anspruch mehr auf euren Zirkus, keine wie auch immer geartete Verbindung zu ihm. Wenn diese Weinflasche leer ist, endet eine Herausforderung, die lange vor deiner Geburt begann, und wird offiziell zum Patt erklärt. Das sollte genügen. Abgemacht, Mr Murray?«

»Abgemacht«, sagt Widget.

Der Mann im grauen Anzug schenkt sich den restlichen Wein ein. Das Kerzenlicht bricht sich in der leeren Flasche, als er sie wieder auf den Tisch stellt.

Widget schwenkt seinen Wein im Glas. Wein ist Poesie in Flaschen, denkt er. Ein Gedanke, den er zum ersten Mal von Herrn Thiessen hörte, wenngleich er weiß, dass er einem Schriftsteller zugeschrieben wird, an dessen Namen er sich im Moment nicht erinnert.

Es gibt so viele Möglichkeiten anzufangen.

So viele Elemente zu bedenken.

Er fragt sich, ob die Geschichte des Zirkus in eine Flasche passen würde.

Widget trinkt einen Schluck Wein, stellt dann sein Glas auf den Tisch, lehnt sich zurück und erwidert den auf ihn gerichteten Blick. Er geht es an, als hätte er alle Zeit der Welt, von Anbeginn des Universums, als Geschichten noch mehr bedeutet haben als heute, aber vielleicht weniger, als sie in Zukunft bedeuten werden. Mit einem tiefen Atemzug löst sich der Wust von Wörtern in seinem Herzen, und sie gehen ihm mühelos über die Lippen.

»Der Zirkus kommt überraschend.«



BONS RÊVES



Nur wenige Menschen wandern in diesen Stunden vor Tagesanbruch mit dir durch den Cirque des Rêves.

Einige tragen rote Schals, die vor dem Schwarz und Weiß besonders leuchten.

Dir bleibt nicht viel Zeit, bis die Sonne unvermeidlich aufgeht, und du stehst vor der schwierigen Frage, wie du die übrigen Minuten der Nacht am besten verbringst. Solltest du noch ein letztes Zelt besuchen? Eines, in dem du schon warst und das du besonders gut fandest, oder ein unerforschtes, das ein Rätsel bleibt? Oder solltest du dir einen letzten Karamellapfel vor dem Frühstück kaufen? Die Nacht, die dir noch vor Stunden endlos vorkam, zerrinnt dir jetzt zwischen den Fingern, wird zur Vergangenheit und schiebt dich in Richtung Zukunft.

Du verbringst die letzten Augenblicke im Zirkus nach deinem Belieben, denn es ist deine Zeit und nur deine. Aber irgendwann ist es so weit, und der Cirque des Rêves muss schließen, zumindest fürs Erste.

Der sternensäte Tunnel ist bereits fort, nur ein einziger Vorhang trennt jetzt den Platz in der Mitte vom Eingang.

Sobald er sich hinter dir schließt, fühlt sich der Abstand größer an und nicht nur wie ein paar Schritte, abgetrennt durch einen gestreiften Vorhang.

Du zögerst vor dem Hinausgehen und bleibst stehen, um die raffiniert tanzende Uhr zu betrachten, deren Teile sich geschmeidig bewegen und im Sekundentakt ticken. Du siehst sie jetzt genauer als beim Eintreten, denn sie ist nicht mehr von einer Menschenmenge verdeckt.

Unter der Uhr befindet sich ein unauffälliges silberfarbenes Schild. Du musst dich nach unten beugen, um die Gravur auf dem polierten Metall zu entziffern.

IN MEMORIAM

steht oben, und darunter in kleinerer Schrift Namen und Daten.

FRIEDRICK STEFAN THIESSEN

9. September 1846 – 1. November 1901

und

CHANDRESH CHRISTOPHE LEFÈVRE

3. August 1847 – 15. Februar 1932

Jemand beobachtet dich beim Lesen der Gedenkplatte. Du spürst die Augen auf dir, bevor du weißt, woher der unerwartete Blick kommt. Das Kassenhäuschen ist noch besetzt. Die Frau darin beobachtet dich und lächelt dir zu. Du weißt nicht so recht, was du tun sollst. Sie winkt dir zu, ein unauffälliges, aber freundliches Winken, als wollte sie dir versichern, dass alles gut ist. Dass Besucher oft stehen bleiben, bevor sie den Cirque des Rêves verlassen, um das Uhrenwunder neben dem Tor zu bestaunen. Dass manche sogar die Inschrift für die beiden Männer lesen, die vor vielen Jahren gestorben sind. Dass du unter bereits verblasenden Sternen und funkelnden Lichtern an einer Stelle stehst, an der schon viele zuvor standen.

Die Frau winkt dich zum Kassenhäuschen. Während du zu ihr gehst, kramt sie in Stapeln von Papieren und Eintrittskarten. In ihrem Haar steckt ein Büschel silbrig-schwarzer Federn, die ihr bei jeder Bewegung um den Kopf flattern. Als sie findet, was sie sucht, gibt sie es dir, und du nimmst die Visitenkarte aus ihren

schwarz behandschuhten Fingern entgegen. Eine Seite ist schwarz, die andere weiß.

Le Cirque des Rêves

ist in schimmernden silbrigen Lettern auf die schwarze Seite gedruckt. Auf der Rückseite steht in schwarzer Tinte auf weißem Grund:

Mr Bailey Alden Clarke, Eigentümer

bailey@nightcircus.com

Du drehst sie mehrmals um und fragst dich, was du Mr Clarke schreiben könntest. Vielleicht solltest du ihm für seinen wirklich einzigartigen Zirkus danken, vielleicht genügt das schon.

Du dankst der Frau für die Karte, und als Antwort lächelt sie nur.

Dann schlenderst du zum Tor und liest die Karte in deiner Hand noch einmal. Bevor du durch das Tor auf die dahinter liegende Wiese gehst, drehst du dich zum Kassenhäuschen um, aber es ist leer, ein schwarzes Gitter ist heruntergezogen.

Du steckst die Karte behutsam in deine Tasche.

Der Schritt durch das Tor, der dich von bemaltem Boden auf nacktes Gras führt, fällt schwer.

Während du dich vom Cirque des Rêves entfernst und dem hereinbrechenden Tag entgegenschreitest, ist dir, als hättest du dich in der Enge des Zirkus wacher gefühlt.

Du bist dir nicht mehr ganz sicher, auf welcher Seite des Zauns der Traum ist.

Dank

Hinter diesem Buch stehen viele Verbündete und Verschworene, denen ich großen Dank schulde.

Zuerst und vor allem mein Agent, Richard Pine, der Potential in einem anfangs wahrhaft gotterbärmlichen Durcheinander sah und der auf dem ganzen Weg an mich glaubte. Er hat seinen roten Schal tausendmal verdient.

Meine Lektorin, Alison Callahan, ist ein wahr gewordener Traum, und allen bei Doubleday stehen mehr Schokoladenmäuse zu, als ich vermutlich auftreiben kann.

Ich bin allen dankbar, die ihre Zeit und ihre profunden Erkenntnisse in diverse Überarbeitungen gesteckt haben, besonders Kaari Busick, Elizabeth M. Thurmond, Diana Fox und Jennifer Weltz.

Ich hebe ein Glas auf die Stammgäste des Purgatory. Ihr seid seltsame, wunderbare, talentierte Menschen, und ohne euch stünde ich nicht hier.

Kyle Cassidy veranlasste mich unwissentlich zum Kauf des alten Füllfederhalters, mit dessen Hilfe etliche Kapitel aus Teil IV entstanden sind, weshalb ich ihm versprach, ihn in die Dankesliste aufzunehmen. Vermutlich hielt er es für einen Scherz.

Bei der Gestaltung des Zirkus selbst fließen viele Einflüsse zusammen, aber zwei sollten besonders erwähnt werden: die olfaktorischen Genies von Black Phoenix Alchemy Lab und das Rundum-Erlebnis einer Vorstellung

von Punchdrunk, das mir dank des American Repertory Theater of Cambridge, Massachusetts, zuteilwurde.

Mein ewiger Dank gebührt Peter und Clovia. Ohne den einen würde es das Buch schlicht nicht geben, und wegen der anderen ist es besser geworden, als ich es je für möglich gehalten hätte. Ich verehere euch beide.